This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NRV

Die
Fünf und Vierzig.

Fortsetzung

der

Dame von Monsoreau.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zeller.

1tes bis 3tes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
772333A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Erſtes Kapitel.

Die Porte Saint-Antoine.

Etiamsi omnes!

Am 26. October des Jahres 1585 waren die Barrieren der Porte Saint-Antoine wider alle Gewohnheit noch um halb eilf Uhr Morgens geſchloſſen.

Um drei Viertel auf eilf Uhr kam eine Wache von zwanzig Schweizern, in denen man Schweizer aus den kleinen Cantonen, das heißt die beſten Freunde des damals regierenden Königs Heinrich III. erkannte, aus der Rue de La Mortellerie hervor und marſchirte auf die Porte Saint-Antoine zu, die ſich vor ihnen öffnete und hinter ihnen ſchloß; ſobald ſie vor dem Thore waren, ſtellten ſie ſich längs den Hecken auf, welche außerhalb der Barriere die umfriedeten Plätze begränzten, und drängten ſchon durch ihre Erſcheinung allein eine große Anzahl von Bauern und geringen Bürgersleuten zurück, welche von Montreuil, Vincennes oder Saint-Maur kamen, um vor Mittag in die Stadt zu gelangen, was ſie nicht zu bewerkſtelligen vermocht hatten, da das Thor, wie geſagt, geſchloſſen war.

Iſt es wahr, daß die Menge natürlich die Unordnung mit ſich bringt, ſo hätte man glauben können, es wäre der Wille des Herrn Prevot geweſen, durch die Abſendung dieſer Wache der Unordnung zuvorzukommen, welche an der Porte Saint-Antoine ſtattfinden könnte.

Die Menge war in der That groß; sie kam auf den drei zusammenlaufenden Wegen; jeden Augenblick erschienen Mönche aus den Klöstern des Stadtgebietes, Frauen, welche seitlings auf dem Saumsattel ihrer Esel saßen, Bauern auf ihren Karren, und ballten sich an diese schon beträchtliche Masse an, welche das ungewöhnliche Geschlossensein der Thore vor der Barriere aufhielt, und Alle bildeten durch ihre mehr oder minder dringenden Fragen ein Geräusch, das zum Grundbaß wurde, während zuweilen einige Stimmen aus diesem Baß hervortraten und bis zur Octave der Drohung oder der Klage aufstiegen.

Man konnte außer dieser Masse von Ankömmlingen, welche in die Stadt hinein wollten, noch einige besondere Gruppen wahrnehmen, die herausgekommen zu sein schienen. Statt ihre Blicke durch die Zwischenräume der Barriere in die Stadt zu tauchen, schauten diese gierig nach dem Horizont, der von dem Kloster der Jacobiner, der Priorei von Vincennes und dem Kreuz Faubin begränzt war, als ob ihnen auf einer von diesen drei einen Fächer bildenden Straßen ein Messias zukommen müßte.

Die letzteren Gruppen glichen nicht wenig den ruhigen Inselchen, welche sich inmitten der Seine erheben, während um sie her das Wasser strudelnd und spielend bald einen Theil vom Rasen, bald ein paar alte Weidenstämme ablöst, welche sich am Ende dem Strome hingeben, nachdem sie eine Zeit lang auf dem Wirbel gezögert haben.

Diese Gruppen, zu denen wir beharrlich zurückkehren, weil sie unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen, wurden meistens von Bürgen von Paris gebildet, welche sehr hermetisch in ihre Hosen und Wämmser eingemacht waren; denn wir haben vergessen, zu bemerken, das Wetter war kalt, der Nordostwind schneidend, und große Wolken, die sich nahe über der Erde fortwälzten, schienen den Bäumen die letzten gelben Blätter, welche sich noch traurig darauf schaukelten, entreißen zu wollen.

Drei von dieſen Bürgern ſprachen mit einander, oder es ſprachen vielmehr zwei und der dritte hörte zu. Drücken wir unſere Gedanken genauer aus und ſagen wir: der dritte ſchien nicht einmal zu hören, ſo groß war die Aufmerkſamkeit, mit der er gegen Vincennes ſchaute.

Beſchäftigen wir uns zuerſt mit dem Letzteren.

Es war ein Mann, der von hoher Geſtalt ſein mußte, wenn er ſich aufrecht hielt; aber in dieſem Augenblick waren ſeine Beine, von denen er, wie es ſchien, nicht wußte, was er mit ihnen machen ſollte, wenn er ſie nicht zu ihrer thätigen Beſtimmung anwandte, unter ihm gebogen, während ſeine Arme, verhältnißmäßig nicht minder lang, als ſeine Beine, ſich über ſeinem Wamms kreuzten. An die Hecke angelehnt, gehörig auf das elaſtiſche Buſchwerk geſtützt, hielt er mit einer Beharrlichkeit, welche der Klugheit eines Menſchen glich, der nicht erkannt ſein will, ſein Geſicht hinter ſeiner breiten Hand verborgen und wagte es nur ein Auge entblößt zu laſſen, deſſen durchdringender Blick zwiſchen dem Mittelfinger und dem Ringfinger durchſchoß, welche nur in der für den Durchgang des Geſichtsſtrahls ſtreng nothwendigen Entfernung auseinander blieben.

An der Seite dieſes ſeltſamen Menſchen plauderte ein kleiner Mann der auf einen Erdhaufen geſtiegen war, mit einem dicken Mann, welcher am Abhang dieſes Haufens ſchwankte und ſich bei jedem Schwanken wieder an den Knöpfen des Wammſes ſeines Gegenredners anhakte.

Es waren zwei weitere Bürger, welche mit der ſitzenden Perſon die kabaliſtiſche Drei bildeten, die wir in einem der vorhergehenden Paragraphen angekündigt haben.

„Ja, Meiſter Miton," ſprach der kleine Mann zu dem Dicken, „ja, ich ſage und wiederhole, es werden hundert tauſend Perſonen um das Schaffot von Salcède zuſammentreffen, wenigſtens hundert tauſend Perſonen. Seht, ohne diejenigen, welche ſich ſchon auf der Grève verſammelt haben, oder welche ſich nach dieſem Platze

Die Menge war in der That groß; sie kam auf den drei zusammenlaufenden Wegen; jeden Augenblick erschienen Mönche aus den Klöstern des Stadtgebietes, Frauen, welche seitlings auf dem Saumsattel ihrer Esel saßen, Bauern auf ihren Karren, und ballten sich an diese schon beträchtliche Masse an, welche das ungewöhnliche Geschlossensein der Thore vor der Barriere aufhielt, und Alle bildeten durch ihre mehr oder minder dringenden Fragen ein Geräusch, das zum Grundbaß wurde, während zuweilen einige Stimmen aus diesem Baß hervortraten und bis zur Octave der Drohung oder der Klage aufstiegen.

Man konnte außer dieser Masse von Ankömmlingen, welche in die Stadt hinein wollten, noch einige besondere Gruppen wahrnehmen, die herausgekommen zu sein schienen. Statt ihre Blicke durch die Zwischenräume der Barriere in die Stadt zu tauchen, schauten diese gierig nach dem Horizont, der von dem Kloster der Jacobiner, der Priorei von Vincennes und dem Kreuz Faubin begränzt war, als ob ihnen auf einer von diesen drei einen Fächer bildenden Straßen ein Messias zukommen müßte.

Die letzteren Gruppen glichen nicht wenig den ruhigen Inselchen, welche sich inmitten der Seine erheben, während um sie her das Wasser strudelnd und spielend bald einen Theil vom Rasen, bald ein paar alte Weidenstämme ablöst, welche sich am Ende dem Strome hingeben, nachdem sie eine Zeit lang auf dem Wirbel gezögert haben.

Diese Gruppen, zu denen wir beharrlich zurückkehren, weil sie unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen, wurden meistens von Bürgen von Paris gebildet, welche sehr hermetisch in ihre Hosen und Wämmser eingemacht waren; denn wir haben vergessen, zu bemerken, das Wetter war kalt, der Nordostwind schneidend, und große Wolken, die sich nahe über der Erde fortwälzten, schienen den Bäumen die letzten gelben Blätter, welche sich noch traurig darauf schaukelten, entreißen zu wollen.

Drei von dieſen Bürgern ſprachen mit einander, oder es ſprachen vielmehr zwei und der dritte hörte zu. Drücken wir unſere Gedanken genauer aus und ſagen wir: der dritte ſchien nicht einmal zu hören, ſo groß war die Aufmerkſamkeit, mit der er gegen Vincennes ſchaute.

Beſchäftigen wir uns zuerſt mit dem Letzteren.

Es war ein Mann, der von hoher Geſtalt ſein mußte, wenn er ſich aufrecht hielt; aber in dieſem Augenblick waren ſeine Beine, von denen er, wie es ſchien, nicht wußte, was er mit ihnen machen ſollte, wenn er ſie nicht zu ihrer thätigen Beſtimmung anwandte, unter ihm gebogen, während ſeine Arme, verhältnißmäßig nicht minder lang, als ſeine Beine, ſich über ſeinem Wamms kreuzten. An die Hecke angelehnt, gehörig auf das elaſtiſche Buſchwerk geſtützt, hielt er mit einer Beharrlichkeit, welche der Klugheit eines Menſchen glich, der nicht erkannt ſein will, ſein Geſicht hinter ſeiner breiten Hand verborgen und wagte es nur ein Auge entblößt zu laſſen, deſſen durchdringender Blick zwiſchen dem Mittelfinger und dem Ringfinger durchſchoß, welche nur in der für den Durchgang des Geſichtsſtrahls ſtreng nothwendigen Entfernung auseinander blieben.

An der Seite dieſes ſeltſamen Menſchen plauderte ein kleiner Mann der auf einen Erdhaufen geſtiegen war, mit einem dicken Mann, welcher am Abhang dieſes Haufens ſchwankte und ſich bei jedem Schwanken wieder an den Knöpfen des Wammſes ſeines Gegenredners anhakte.

Es waren zwei weitere Bürger, welche mit der ſitzenden Perſon die kabaliſtiſche Drei bildeten, die wir in einem der vorhergehenden Paragraphen angekündigt haben.

„Ja, Meiſter Miton," ſprach der kleine Mann zu dem Dicken, „ja, ich ſage und wiederhole, es werden hundert tauſend Perſonen um das Schaffot von Salcède zuſammentreffen, wenigſtens hundert tauſend Perſonen. Seht, ohne diejenigen, welche ſich ſchon auf der Grève verſammelt haben, oder welche ſich nach dieſem Platze

aus den verschiedenen Quartieren von Paris begeben, — seht, wie viel Leute hier sind und das ist nur ein Thor. Urtheilt also, denn wenn wir wohl zählten, würden wir sechzehn Thore finden."

„Hundert tausend, das ist viel, Gevatter Friard," erwiederte der Dicke; „glaubt mir, Viele werden meinem Beispiel folgen und den unglücklichen Salcède nicht viertheilen sehen, aus Furcht vor einem Tumult, und sie haben Recht."

„Meister Miton, Meister Miton, nehmt Euch in Acht," entgegnete der kleine Mann, „Ihr sprecht da wie ein Politiker. Es wird nichts vorfallen, durchaus nichts, ich stehe Euch dafür."

„Nicht wahr, mein Herr?" fuhr er dann, als er sah, daß der Andere den Kopf mit einer Miene des Zweifels schüttelte, fort, indem er sich an den Mann mit den langen Armen und den langen Beinen wandte, der, statt fortwährend in der Richtung von Vincennes zu schauen, ohne seine Hand von dem Gesichte zu nehmen, eine Viertelsschwenkung gemacht hatte und nun die Barriere zum Zielpunkte seiner Aufmerksamkeit wählte.

„Wie beliebt?" fragte dieser, als ob er eben so wenig den Anruf, der an ihn gerichtet war, als die demselben vorhergehenden an den zweiten Bürger gerichteten Worte gehört hätte.

„Ich sage, es wird heute auf der Grève nichts vorfallen."

„Ich glaube, daß Ihr Euch täuscht und daß die Viertheilung von Salcède statthaben wird," antwortete ruhig der Mann mit den langen Armen.

„Ja, allerdings, aber ich sage, es werde kein Lärmen bei dieser Viertheilung entstehen."

„Es wird der Lärmen der Peitschenhiebe stattfinden, die man den Pferden gibt."

„Ihr begreift mich nicht. Unter Lärmen verstehe ich Aufruhr, und ich sage, es werde kein Aufruhr losbrechen. Wenn ein Aufruhr hätte entstehen sollen, so würde

der König nicht haben eine Loge im Stadthauſe ſchmücken laſſen, um mit den zwei Königinnen und einem Theile des Hofes der Hinrichtung beizuwohnen."

„Wiſſen die Könige je, wann es Meutereien geben ſoll?" ſprach mit einer Miene erhabenen Mitleids der Mann mit den langen Armen und den langen Beinen.

„Oh! oh!" machte Meiſter Miton, ſich an das Ohr des andern Bürgers neigend. „Das iſt ein Menſch, der in einem ſeltſamen Tone ſpricht. Kennt Ihr ihn, Gevatter?"

„Nein," antwortete der kleine Mann.

„Nun! warum redet Ihr dann mit ihm?"

„Ich rede mit ihm, um mit ihm zu reden."

„Und Ihr habt Unrecht; Ihr ſeht wohl, daß er nicht geſprächſamer Natur iſt."

„Mir ſcheint jedoch," verſetzte der Gevatter Friard laut genug, um von dem Mann mit den langen Armen gehört zu werden, „mir ſcheint, daß es das größte Glück des Lebens iſt, ſeine Gedanken auszutauſchen."

„Mit denjenigen, welche man ſehr gut kennt," erwiederte Meiſter Miton, „aber nicht mit denen, welche man nicht kennt."

„Sind nicht alle Menſchen Brüder, wie der Pfarrer von Saint-Leu ſagt?" fügte der Gevatter Friard mit überzeugendem Tone bei.

„Das heißt, ſie waren es urſprünglich; doch in Zeiten wie die unſrigen hat ſich die Verwandtſchaft ſonderbar gelockert, Gevatter Friard. Plaudert alſo mit mir, wenn Ihr durchaus plaudern wollt, und überlaßt dieſen Fremden ſeinen Gedanken."

„Ich kenne Euch ſeit langer Zeit, wie Ihr ſagt, und weiß zum Voraus, was Ihr mir antworten werdet, während dieſer Unbekannte mir im Gegentheil vielleicht etwas Neues zu ſagen hätte."

„St! er horcht auf Euch."

„Deſto beſſer; wenn er auf uns horcht, ſo wird er mir vielleicht antworten. Ihr denkt alſo, es werde auf

der Grève Lärmen geben?" fuhr er ſich an den Unbekannten wendend fort.

„Ich habe kein Wort hievon geſagt."

„Ich behaupte nicht, daß Ihr es geſagt habt," verſetzte Friard mit einem Tone, den er fein zu machen ſuchte, „ich behaupte nur, daß Ihr das denkt."

„Und worauf gründet Ihr dieſe Gewißheit? ſolltet Ihr ein Zauberer ſein, Herr Friard?"

„Halt! er kennt mich," rief der Bürger im höchſten Maße erſtaunt, „und woher kennt er mich?"

„Habe ich Euch nicht zwei oder dreimal genannt, Gevatter?" ſprach Miton die Achſeln zuckend, wie ein Menſch, der ſich vor einem Fremden des geringen Verſtandes ſeines Gefährten ſchämt.

„Ah! es iſt war," ſagte Friard, der ſich anſtrengte, um zu begreifen, und in Folge dieſer Anſtrengung auch wirklich begriff; „bei meinem Wort es iſt wahr. Nun! da er mich kennt, wird er mir wohl antworten. Nun! mein Herr," fuhr er fort, indem er ſich wieder an den Unbekannten wandte, „ich denke, Ihr denket, es werde auf der Grève Lärmen geben, in Betracht, daß Ihr, wenn Ihr es nicht dächtet, dort wäret, indeß Ihr im Gegentheil hier ſeid ... ha ..."

Dieſes ha bewies, daß der Gevatter Friard in ſeiner Folgerung die entfernteſten Gränzen ſeiner Logik und ſeines Geiſtes erreicht hatte.

„Aber Ihr, Herr Friard, der Ihr das Gegentheil von dem denkt, was Ihr denkt, daß ich denke," erwiederte der Unbekannte, indem er auf die ſchon von ſeinem Gegenredner ausgeſprochenen und von ihm wiederholten Worte einen beſondern Nachdruck legte, „warum ſeid Ihr nicht auf der Grève? Mir ſcheint doch, das Schauſpiel iſt ergötzlich genug, daß ſich die Freunde des Königs dort drängen. Hienach werdet Ihr mir vielleicht antworten, Ihr gehöret nicht zu den Freunden des Königs, ſondern zu denen von Herrn von Guiſe, und Ihr erwartet hier

die Lothringer, welche, wie man sagt, in Paris einfallen sollen, um Herrn von Salcède zu befreien."

„Nein, mein Herr," antwortete rasch der Dicke, sichtbar erschrocken über die Voraussetzung des Unbekannten; „nein, mein Herr, ich erwarte meine Frau, Madame Nicole Friard, welche vier und zwanzig Tischtücher in die Priorei der Jacobiner getragen hat, da sie sich der Ehre erfreut, die Privatwäscherin von Don Modeste Gorenflot, dem Abte der genannten Priorei der Jacobiner, zu sein. Doch um auf den Tumult zurückzukommen, von dem der Gevatter Miton sprach, und an den ich eben so wenig glaube als Ihr, wenigstens wie Ihr sagt . . ."

„Gevatter, Gevatter," rief Miton, „schaut doch, was vorgeht."

Meister Friard folgte der durch den Finger seines Gefährten angegebenen Richtung und sah, daß man außer den Barrieren, deren Schließung die Geister so sehr beunruhigte, auch noch das Thor schloß.

Als dieses Thor geschlossen war, stellte sich ein Theil der Schweizer vor dem Graben auf.

„Wie! wie!" rief Friard erbleichend „es ist nicht genug mit der Barriere und man schließt nun auch noch das Thor!"

„Nun! was sagte ich?" versetzte Miton, ebenfalls erbleichend.

„Das ist drollig, nicht wahr?" rief der Unbekannte lachend.

Und während er lachte, entblößte er zwischen dem Schnurrbart und dem Kinnbart eine Reihe weißer Zähne, welche durch die Gewohnheit, sich derselben wenigstens viermal des Tags zu bedienen, vortrefflich geschärft zu sein schienen.

Beim Anblick dieser neuen Maßregel erhoben sich ein langes Gemurmel des Erstaunens und einige Schreie des Schreckens aus der gedrängten Menge, welche die Zugänge der Barriere belagerte.

„Laßt den Kreis bilden!“ rief die gebieterische Stimme eines Officiers.

Das Manoeuvre wurde auf der Stelle ausgeführt, doch nicht ohne Schwierigkeit; genöthigt, zurückzuweichen, zerquetschten die Leute zu Pferde und die auf den Karren da und dort einige Füße oder sie drückten rechts und links ein paar Rippen in der Menge ein.

Die Weiber schrieen, die Männer fluchten, diejenigen, welche fliehen konnten, flohen, einander über den Haufen werfend.

„Die Lothringer! die Lothringer!“ rief eine Stimme mitten unter diesem Getümmel.

Der furchtbarste Schrei, aus dem bleichen Wörterbuch der Angst entlehnt, hätte keine raschere und entschiedenere Wirkung hervorbringen können, als der Ruf:

„Die Lothringer!!!“

„Nun! seht Ihr? seht Ihr?“ rief Miton zitternd, „die Lothringer, die Lothringer, fliehen wir!“

„Fliehen, und wohin?“

„In dieses Gehege,“ erwiederte Miton, der sich die Hände zerriß, indem er die Dornen der Hecke faßte, auf der der Unbekannte ganz bequem saß.

„In dieses Gehege,“ rief Friard, „das ist leichter zu sagen, als zu thun, Meister Miton. Ich sehe kein Loch, durch das man in dieses Gehege gelangen könnte; und Ihr beabsichtigt doch wohl nicht, über die Hecke zu setzen, welche höher ist, als ich.“

„Ich werde mich bemühen,“ erwiederte Miton unter neuen Anstrengungen.

„Ah! nehmt Euch doch in Acht, meine gute Frau,“ rief Friard in dem schmerzlichen Tone eines Menschen, der den Kopf zu verlieren anfängt, „Euer Esel tritt mir auf die Ferse. Ufl Herr Reiter, paßt doch auf, Euer Pferd schlägt aus. Ho! ho! Kärrner, mein Freund, Ihr rennt mir die Gabel Eures Karrens in die Seite!“

Während sich Meister Miton an die Zweige des Hages anklammerte, um darüber zu kommen, und der Gewalter

Friard vergebens ein Loch suchte, um durchzuschlüpfen, stand der Unbekannte auf, öffnete ganz einfach den Zirkel seiner langen Beine und stieg mit einer Bewegung, der eines Reiters ähnlich, welcher sich in den Sattel setzt, über die Hecke, ohne daß ein Zweig seine Hosen streifte.

Meister Miton ahmte ihn, die seinigen an drei Stellen zerreißend, nach, aber nicht so ging es beim Gevatter Friard, der weder darüber, noch unten durch kommen konnte, und immer mehr bedroht, von der Menge erdrückt zu werden, ein herzzerreißendes Geschrei ausstieß, als der Unbekannte seinen langen Arm ausstreckte, ihn zugleich bei seiner Halskrause und beim Kragen seines Wammses packte, aufhob und auf die andere Seite der Hecke mit einer Leichtigkeit setzte, als ob er es mit einem Kinde zu thun gehabt hätte.

„Oh! oh! oh!“ rief Meister Miton, ergötzt durch dieses Schauspiel und mit den Augen dem Aufsteigen und Herablaßen seines Freundes Friard folgend, „Ihr seht aus, wie das Schild zum Großen-Absalon.“

„Uf!“ rief Friard, die Erde berührend, „mag ich aussehen, wie Ihr wollt, ich bin nun auf der andern Seite des Hages, und das habe ich dem Herrn zu verdanken.“ Dann sich erhebend, um den Unbekannten anzuschauen, dem er kaum an die Brust reichte, fuhr er fort: „Ah! mein Herr, wie viel Gnade, Ihr seid ein wahrer Herkules, bei meinem Ehrenwort, so wahr ich Jean Friard heiße; Euren Namen, mein Herr, den Namen meines Retters ... meines Freundes?“

Der brave Mann sprach in der That diesen Namen mit dem Ergusse eines tief erkenntlichen Herzens aus.

„Ich heiße Briquet, mein Herr,“ erwiederte der Unbekannte, „Robert Briquet, Euch zu dienen.“

„Ich erlaube mir, zu sagen, Ihr habt mir schon bedeutend gedient. Oh! meine Frau wird Euch segnen; ... doch meine arme Frau, sie wird in diesem Gedränge erstickt werden. Ah! verfluchte Schweizer, die nur dazu taugen, die Leute zu erdrücken.“

Der Gewatter Friard hatte kaum dieſen Ausruf beendigt, als er auf ſeine Schulter eine Hand ſo ſchwer wie die einer eiſernen Statue fallen fühlte.

Dieſe Hand war die eines Schweizers.

„Soll ich Euch niederſchlagen, Freundchen?“ ſprach der kräftige Soldat.

„Ah! wir ſind eingeſchloßen!“ rief Friard.

„Rette ſich, wer kann!“ fügte Miton bei.

Und da ſie die Hecke hinter ſich und Raum vor ſich hatten, ſo entflohen Beide, verfolgt von dem ſtillen Gelächter und dem höhniſchen Blicke des Mannes mit den langen Armen, der, als er ſie aus dem Geſichte verloren, ſich dem Schweizer näherte, den man hier als Schildwache aufgeſtellt.

„Die Hand iſt gut, Kamerad, wie es ſcheint?“ ſprach er.

„Ja wohl, Herr, nicht ſchlecht, nicht ſchlecht.“

„Deſto beſſer, denn das iſt von Belang, beſonders wenn die Lothringer kämen, wie man ſagt.“

„Sie kommen nicht.“

„Nicht?“

„Durchaus nicht.“

„Warum ſchließt man dann dieſes Thor? Ich begreife das nicht.“

„Es iſt nicht nöthig, es zu begreifen,“ erwiederte der Schweizer, über ſeinen Witz in ein ſchallendes Gelächter ausbrechend.

„Das iſt richtig, Kamerad, ganz richtig ... ich danke,“ erwiederte Robert Briquet.

Hiemit entfernte ſich Robert Briquet, um ſich einer andern Gruppe zu nähern, während der würdige Helvetier zu lachen aufhörte und durch die Zähne murmelte:

„Bei Gott! ich glaube, er ſpottet meiner. Was iſt das für ein Menſch, der einen Schweizer Seiner königlichen Majeſtät auszulachen ſich erlaubt?“ *)

*) Zur Erklärung dieſer Worte iſt zu bemerken: Robert Briquet ſagt, das ſchlechte Franzöſiſch des Schweizers nachahmend:

Eine von dieſe Gruppen wurde von einer beträchtlichen Anzahl außerhalb der Stadt durch dieſes unerwartete Schließen der Thore überraſchter Bürger gebildet. Dieſe Bürger umgaben vier oder fünf Reiter von martialiſcher Haltung, denen das Schließen der Thore, wie es ſchien, ſehr unbequem war, denn ſie ſchrieen mit voller Lunge:

„Das Thor! das Thor!“

Welche Schreie, von allen Anweſenden mit wachſender Hitze wiederholt, in dieſem Augenblick einen Höllenlärm verurſachten.

Robert Briquet ſchritt auf dieſe Gruppe zu und rief noch lauter als einer von denjenigen, die ſie bildeten:

„Das Thor! das Thor!“

Folge davon war, daß einer von den Reitern, entzückt über dieſe Stimmgewalt, ſich gegen ihn umwandte, ihn grüßte und zu ihm ſprach:

„Iſt es nicht ſchändlich, mein Herr, daß man am hellen Tage ein Stadtthor ſchließt, als ob die Engländer oder die Spanier Paris belagerten?“

Zweites Kapitel.

Was außerhalb der Porte Saint-Antoine vorging.

Robert Briquet ſchaute aufmerkſam denjenigen an, welcher das Wort an ihn richtete.

C'être chuste, mon camarate, très chuste, „Das iſt richtig,“ ꝛc. worauf der Schweizer in deutſcher Sprache die Worte: „Bei Gott u. ſ. w.“ erwiedert.

Es war ein Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, und er schien der Anführer der drei oder vier anderen Reiter zu sein, die ihn umgaben.

Dieses prüfende Betrachten gab ohne Zweifel Robert Briquet Vertrauen, denn sogleich verbeugte er sich ebenfalls und erwiederte:

„Oh! mein Herr, Ihr habt Recht, zehnmal Recht, zwanzigmal Recht; aber," fügte er bei, „dürfte ich Euch, ohne neugierig zu sein, fragen, welchem Beweggrunde Ihr diese Maßregel zuschreibt?"

„Bei Gott!" rief einer von den Umstehenden, „der Furcht, die sie haben, man könnte ihnen ihren Salcède fressen."

„Cap de Bious! ein trauriger Fraß!" sprach eine Stimme.

Robert Briquet wandte sich nach der Seite, von der diese Stimme kam, deren Accent ihm einen Gascogner andeutete, und er erblickte einen Mann von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, der seine Hand auf das Kreuz des Pferdes von demjenigen stützte, welcher ihm der Anführer der Andern zu sein geschienen hatte.

Der junge Mann war barhaupt; ohne Zweifel hatte er seinen Hut im Getümmel verloren.

Meister Briquet schien ein Beobachter zu sein, doch in der Regel waren seine Beobachtungen kurz; er wandte auch sogleich seinen Blick wieder von dem Gascogner ab, der ihm ohne Zweifel bedeutungslos vorkam, um ihn zu dem Reiter zurückzuführen.

„Aber," sprach er, „da man meldet, dieser Salcède gehöre Herrn von Guise, so ist es kein so schlechter Ragout."

„Bah! man sagt das?" versetzte der neugierige Gascogner, seine Ohren weit aufsperrend.

„Ja, allerdings, man sagt das," antwortete der Reiter, die Achseln zuckend; „aber in unsern Zeitläuften sagt man so viel närrisches Zeug."

„Ah!" bemerkte Briquet mit seinem forschenden

Auge und seinem spöttischen Lächeln, „Ihr glaubt also, mein Herr, Salcède gehöre nicht Herrn von Guise?"

„Ich glaube es nicht nur, sondern ich bin dessen sicher," antwortete der Reiter. Dann, als er sah, daß Robert Briquet, sich ihm nähernd, eine Bewegung machte, welche sagen wollte: „Ah, bah! und worauf gründet Ihr diese Sicherheit?" fügte er bei:

„Ganz gewiß: wenn Salcède dem Herzog gehört hätte, so würde der Herzog ihn nicht haben hängen oder wenigstens nicht an Händen und Füßen gebunden haben von Brüssel nach Paris führen lassen, ohne mindestens einen Entführungsversuch zu seinen Gunsten zu machen."

„Einen Entführungsversuch!" versetzte Briquet, „das wäre sehr gewagt; denn er mag gelingen oder scheitern, sobald er von Seiten von Herrn von Guise käme, würde Herr von Guise zugestehen, daß er gegen den Herzog von Anjou conspirirt habe."

„Ich bin überzeugt, Herr von Guise wäre durch diese Betrachtung nicht zurückgehalten worden," erwiederte trocken der Reiter; „und da er Salcède weder reclamirt, noch vertheidigt hat, so gehört Salcède nicht ihm an."

„Entschuldigt meine Beharrlichkeit," fuhr Briquet fort; „ich erfinde nicht, es scheint sicher, daß Salcède gesprochen hat"

„Wo dies?"

„Vor den Richtern."

„Nein, nicht vor den Richtern, mein Herr, auf der Folter."

„Ist dies nicht dasselbe?" fragte Meister Robert Briquet mit einer Miene, die er vergebens naiv zu machen suchte.

„Nein, das ist entfernt nicht dasselbe; man behauptet, er habe gesprochen, das mag sein, aber man wiederholt nicht, was er gesagt hat."

„Ihr werdet mich abermals entschuldigen," entgegnete Robert Briquet; „man wiederholt es, und zwar sehr ausführlich."

„Und was hat er gesagt? laßt hören?“ fragte ungeduldig der Reiter, „sprecht, Ihr, der Ihr so gut unterrichtet seid.“

„Ich rühme mich nicht, gut unterrichtet zu sein, da ich mich im Gegentheil bei Euch zu belehren suche, mein Herr.“

„Verständigen wir uns,“ versetzte der Reiter immer ungeduldiger; „Ihr habt behauptet, man wiederhole die Worte von Salcède; wie lauten diese Worte?“

„Ich kann nicht dafür stehen, daß es seine eigenen Worte sind,“ sagte Robert Briquet, dem es, wie es schien, ein Vergnügen machte, den Reiter aufzustacheln.

„Aber wie heißen diejenigen, welche man ihm in den Mund legt?“

„Man behauptet, er habe zugestanden, daß er für Herrn von Guise conspirirte.“

„Gegen den König von Frankreich, ohne Zweifel. Immer dasselbe Lied!“

„Nicht gegen Seine Majestät den König von Frankreich, sondern gegen Seine Hoheit Monseigneur den Herzog von Anjou.“

„Wenn er das zugestanden hat . . .“

„Nun!“ fragte Robert Briquet.

„Nun! so ist er ein Elender,“ sprach der Reiter, die Stirne faltend.

„Ja,“ sagte leise Robert Briquet; „doch hat er gethan, was er zugestanden, so ist er ein braver Mann. Ah! mein Herr, der spanische Bock, der Flaschenkessel und die Wippe veranlaßten ehrliche Leute, viele Dinge zu sagen.“

„Ach! Ihr sprecht da eine große Wahrheit aus,“ versetzte der Reiter sich besänftigend und einen Seufzer von sich gebend.

„Bah!“ unterbrach ihn der Gascogner, der beständig den Kopf in der Richtung jedes Redenden ausstreckte und Alles gehört hatte, „bah! spanischer Bock, Flaschenkessel und Wippe, schöne Erbärmlichkeiten dies Alles! Hat

Salcède gesprochen, so ist er ein Schuft und sein Patron ebenfalls."

„Oh! oh!" machte der Reiter, der ein Auffahren der Ungeduld nicht zu bewältigen vermochte, „Ihr singt sehr laut, Herr Gascogner!"

„Ich?"

„Ja, Ihr,"

„Cap de Bious, ich singe aus der Tonart, die mir beliebt; desto schlimmer für diejenigen, welchen mein Gesang nicht gefällt."

Der Reiter machte eine Bewegung des Zorns.

„Ruhe!" sagte eine zugleich sanfte und gebieterische Stimme, deren Eigenthümer Robert Briquet vergebens zu erkennen suchte.

Der Reiter schien gegen sich selbst zu kämpfen; doch er besaß nicht die Kraft, ganz an sich zu halten."

„Kennt Ihr diejenigen, von welchen Ihr sprecht?" fragte er den Gascogner.

„Ob ich Salcède kenne?"

„Ja."

„Nicht im Geringsten."

„Und den Herzog von Guise?"

„Eben so wenig."

„Und den Herzog von Anjou?"

„Noch weniger."

„Wißt Ihr, daß Herr von Salcède ein Braver ist?"

„Desto besser, dann wird er brav sterben."

„Und daß Herr von Guise, wenn er conspiriren will, selbst conspirirt?"

„Cap de Bious, was geht das mich an?"

„Und daß der Herzog von Anjou, früher Herr von Alençon, Jeden hat tödten lassen, der sich für ihn interessirte, La Mole, Coconnas, Bussy und Andere?*)

*) La Mole und Coconnas uns bekannt aus „Königin Margot," Bussy aus der „Dame von Monsoreau," deren Fortsetzung dieser Roman bildet.

„Ich kümmere mich den Teufel darum.“

„Wie, Ihr kümmert Euch den Teufel darum?“

„Mayneville! Mayneville!“ murmelte dieselbe Stimme.

„Allerdings kümmere ich mich nichts darum. Gottes Blut! ich weiß nur Eines: ich habe heute, noch diesen Morgen, in Paris zu thun, und wegen des wüthenden Salcède schließt man mir die Thore vor der Nase zu. Cap de Bious! dieser Salcède ist ein Lumpenkerl, und eben so alle diejenigen, welche daran Schuld sind, daß ich die Thore geschlossen, statt geöffnet finde.“

„Oh! das ist ein rauhborstiger Gascogner, und wir werden ohne Zweifel etwas Interessantes sehen,“ murmelte Briquet.

Doch das Interessante, das der Bürger erwartete, kam nicht. Der Reiter, dem bei dieser letzten Rede das Blut ins Gesicht gestiegen war, senkte die Nase, schwieg und verschluckte seinen Zorn.

„Ihr habt im Ganzen Recht,“ sagte er nach einer Pause, „ein Gewitter über alle diejenigen, welche uns verhindern nach Paris hinein zu kommen.“

„Oh! oh!“ sagte zu sich selbst Robert Briquet, der weder die Nuancen vom Gesichte des Reiters, noch die zweimaligen Aufforderungen, welche an seine Geduld ergangen waren, verloren hatte; „ah! ah! es scheint, ich werde etwas sehen, das noch interessanter sein dürfte, als das, was ich erwartet hatte.“

Während er diese Betrachtung anstellte, erklang eine Trompete, und beinahe in demselben Augenblick trennten die Schweizer, diese ganze Menge mit ihren Hellebarden schlitzend, als ob sie eine Lerchenpastete durchschneiden würden, die Gruppen in zwei compacte Stücke, welche sich auf beiden Seiten des Weges aufstellten und die Mitte leer ließen.

In dieser Mitte ritt der Officier, von dem wir gesprochen und dessen Bewachung das Thor anvertraut zu sein schien, auf und ab; nach einem Augenblick prüfender Beschauung, welche einer Ausforderung glich, befahl er

ſodann ſeinen Trompetern zu blaſen, was auf der Stelle ausgeführt wurde und in allen den Maſſen ein Stillſchweigen herrſchen machte, das man nach ſo viel Aufregung und Getöſe für unmöglich gehalten hätte.

Der Ausrufer mit ſeiner mit Lilien beſäten Tunica, auf der Bruſt ein Schild mit dem Wappen von Paris, trat ſodann, ein Papier in der Hand, vor und las mit der dieſen Leuten eigenthümlichen näſelnden Stimme:

„Kund und zu wiſſen unſerem guten Volke von Paris und der Umgegend, daß die Thore von jetzt bis ein Uhr Nachmittags geſchloſſen ſind, und daß Niemand vor dieſer Stunde in die Stadt eindringen wird, nach dem Willen des Königs und durch die Wachſamkeit des Herrn Prevot von Paris“ ,

Der Ausrufer hielt inne, um wieder Athem zu ſchöpfen. Sogleich benützten die Anweſenden die Pauſe, um ihr Erſtaunen und ihre Unzufriedenheit durch ein langes Geziſche zu äußern, das der Ausrufer, man muß ihm dieſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ohne eine Miene zu verziehen aushielt.

Der Officier machte ein gebieteriſches Zeichen mit der Hand, und bald war die Stille wiederhergeſtellt.

Der Ausrufer fuhr ohne Unruhe und ohne Zögern fort, als ob ihn die Gewohnheit gegen dieſe Kundgebungen, wie er einer preisgegeben war, gepanzert hätte.

„Von dieſer Maßregel ſollen ausgenommen ſein diejenigen, welche ſich durch Erkennungszeichen ausweiſen oder gehörig mit Mandaten verſehen ſind.

„Gegeben im Hotel der Prevoté vor Paris, auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majeſtät, am 26. October des Jahres der Gnade 1585.

„Trompeter, blaſet.“

Die Trompeter ließen ſogleich ihr heiſeres Geſchmetter vernehmen.

Kaum hatte der Ausrufer zu ſprechen aufgehört, als hinter der Linie der Schweizer und der Soldaten, die

Menge zu wogen anfing, wie eine Schlange, deren Ringe sich aufschwellen und krümmen.

„Was bedeutet das?“ fragte man sich bei den Friedlichsten. „Ohne Zweifel abermals ein Complott.“

„Oh! oh! ohne Zweifel, um es zu verhindern, daß wir in die Stadt hinein kommen, hat man die Sache so eingerichtet,“ sagte leise sprechend zu seinen Gefährten der Reiter, der mit so seltener Geduld die Ungezogenheiten des Gascogners ertragen hatte: „diese Schweizer, dieser Ausrufer, diese Riegel, diese Trompeten, das ist Alles unseretwegen; bei meiner Seele, ich bin stolz darauf!“

„Platz! Platz! Ihr Leute,“ rief der Officier, der die Abtheilung befehligte. „Tausend Teufel! Ihr seht wohl, daß Ihr diejenigen, welche das Recht haben, sich die Thore öffnen zu lassen, weiter zu gehen verhindert.“

„Cap de Bious, ich bin einer, der durchkommen wird, wenn alle Bürger der Erde zwischen ihm und der Barriere wären,“ sagte mit den Ellenbogen spielend der Gascogner, der sich durch seine groben Erwiederungen die Bewunderung von Meister Robert Briquet zugezogen hatte.

Und er war in der That in einem Augenblick in dem leeren Raum, der sich mit Hülfe der Schweizer zwischen den zwei Reihen der Zuschauer gebildet hatte.

Man denke sich, wie sich die Augen voll Eifer und Neugierde auf einen Mann richteten, der so sehr begünstigt war, daß er eintreten durfte, während die Anderen nach einem strengen Befehle außen bleiben mußten.

Doch der Gascogner kümmerte sich wenig um alle diese neidischen Blicke; er dehnte sich stolz aus und ließ durch sein dünnes grünes Wamms alle Muskeln seines Körpers hervortreten, welche eben so viele durch eine innere Kurbe angespannte Stricke zu sein schienen. Dürr und knochig standen seine Faustgelenke um drei Zoll aus seinen abgeschabenen Aermeln hervor; er hatte einen klaren Blick, gelbe, krause Haare, sei es durch die Natur, sei es durch den Zufall, denn der Staub nahm ein gutes Zehntel von ihrer Farbe in Anspruch. Groß und geschmeidig,

ſchloßen ſich ſeine Füße an Knöcheln ſo nervig wie die eines Hirſches an. An einer von ſeinen Händen, nur an einer einzigen, trug er einen Handſchuh von geſticktem Leder, der ganz erſtaunt ſchien, daß er beſtimmt ſein ſollte, das andere Leder, das noch rauher war als das ſeinige, zu beſchützen; mit der andern Hand ſchwang er ein Hatzelſtöckchen.

Er ſah einen Augenblick umher, dachte dann wohl, der Officier, von dem wir geſprochen, wäre die wichtigſte Perſon dieſer Truppe, und ging gerade auf ihn zu.

Dieſer ſchaute ihn eine Zeit lang an, ohne mit ihm zu ſprechen.

Ohne ſich im Geringſten aus der Faſſung bringen zu laſſen, that der Gascogner dasſelbe.

„Ihr habt Euren Hut verloren, wie es ſcheint?“ ſagte er zu ihm.

„Ja, mein Herr.“

„Geſchah es im Gedränge?“

„Nein, ich hatte einen Brief von meiner Geliebten erhalten. Cap de Bious, ich las ihn am Fluſſe, eine Viertelsmeile von hier, als mir plötzlich ein Windſtoß den Brief und den Hut entriß. Ich lief dem Brief nach, obgleich der Knopf meines Hutes ein einziger Diamant war. Meinen Brief erwiſchte ich, als ich aber zum Hut zurückkehrte, hatte ihn der Wind in den Fluß fortgenommen, in den Fluß von Paris! ... Er wird das Glück von irgend einem armen Teufel machen. Deſto beſſer!“

„Somit ſeid Ihr barhaupt?“

„Findet man keine Hüte in Paris, Cap de Bious! Ich werde einen herrlicheren kaufen und einen Diamant zweimal ſo groß, als der erſte war, daran ſetzen.“

Der Officier zuckte unmerklich die Achſeln, aber ſo unmerklich auch dieſe Bewegung war, entging ſie doch dem Gascogner nicht.

„Wenn es beliebt!“ ſagte er.

„Ihr habt eine Karte?“ fragte der Officier.

„Gewiß habe ich eine, und eher zwei als eine.“

„Eine einzige wird genügen, wenn ſie in Ordnung iſt.“

„Aber täusche ich mich nicht?“ fuhr der Gascogner die Augen weit aufsperrend fort; „nein, Cap de Bious, ich täusche mich nicht, ich habe das Vergnügen, mit Herrn von Loignac zu sprechen?“

„Es ist möglich, mein Herr,“ antwortete trocken der Officier, sichtbar wenig erfreut über diese Wiedererkennung.

„Mit Herrn von Loignac, meinem Landsmann?“

„Ich sage nicht nein.“

„Meinem Vetter?“

„Es ist gut, Eure Karte?“

„Hier ist sie . . .“

Der Gascogner zog aus seinem Handschuh eine kunstvoll abgeschnittene Karte.

„Folgt mir,“ sagte Loignac, ohne die Karte anzuschauen, „Ihr und Eure Gefährten, wenn Ihr habt, wir wollen die Einlaßscheine untersuchen.“

Und er nahm seinen Posten beim Thor.

Der barhaupte Gascogner folgte ihm.

Fünf andere Männer folgten dem barhaupten Gascogner.

Der Erste war mit einem herrlichen Panzer von so wunderbarer Arbeit bedeckt, daß man hätte glauben sollen, er käme aus den Händen von Benvenuto Cellini Da indessen das Muster, nach dem dieser Panzer gemacht worden, etwas aus der Mode gekommen war, so erregte dieses Prachtstück eher Gelächter als Bewunderung.

Allerdings entsprach kein anderer Theil des diesen Panzer tragenden Menschen der beinahe königlichen Herrlichkeit des Prospectus.

Der Zweite, der gleichen Schrittes hinter ihm ging, wurde von einem dicken Lakeien mit gräulichen Haaren gefolgt, und mager und gebräunt, wie er war, schien er der Vorläufer von Don Quirote zu sein, wie sein Diener für den Vorläufer von Sancho gelten konnte.

Der Dritte erschien mit einem Kinde auf seinen Armen; ihm folgte eine Frau, die sich an seinem ledernen Gürtel anklammerte, während zwei Kinder, das eine von

vier, das andere von fünf Jahren, sich an dem Rock der Frau festhielten.

Der Vierte erschien hinkend und gleichsam an einen langen Degen befestigt.

Um den Zug zu beschließen, rückte ein junger Mann von schönem Aussehen auf einem Rappen herbei, der zwar mit Staub bedeckt, aber von edler Race war.

Dieser hatte gegen die Andern die Miene eines Königs.

Genöthigt, ziemlich sachte zu marschiren, um nicht seinen Gefährten voranzukommen, übrigens vielleicht innerlich zufrieden, nicht zu nahe bei ihnen reiten zu müssen, blieb dieser junge Mann einen Augenblick an den Gränzen der vom Volke gebildeten Hecke.

In diesem Augenblick fühlte er, daß man ihn an der Scheide seines Degens zog, und neigte sich rückwärts.

Derjenige, welcher seine Aufmerksamkeit durch diese Berührung rege machte, war ein junger Mensch mit schwarzen Haaren, funkelndem Auge, klein, schmächtig, anmuthig und sorgfältig behandschuht.

„Was steht zu Dienst, mein Herr?“ fragte unser Reiter.

„Mein Herr, eine Bitte.“

„Sprecht, aber sprecht geschwinde, ich bitte Euch, man wartet auf mich.“

„Ich muß nothwendig in die Stadt hinein, mein Herr, es ist eine gebieterische Nothwendigkeit für mich, versteht Ihr? Ihr Eurerseits seid allein und braucht einen Pagen, der Eurem guten Aussehen Ehre macht.“

„Nun?“

„Nun! gebt und es wird gegeben; nehmt mich mit hinein und ich werde Euer Page sein.“

„Ich danke,“ sprach der Reiter, „aber ich will von Niemand bedient sein.“

„Nicht einmal von mir?“ fragte der junge Mann mit einem so seltsamen Lächeln, daß der Reiter fühlte, wie die eisige Hülle schmolz, mit der er sein Herz zu umschließen versucht hatte.

„Ich wollte sagen, ich könnte nicht bedient sein.“

„Ja, ich weiß, Ihr seid nicht reich, Herr Ernauton von Carmainges,“ sagte der junge Page.

Der Reiter bebte, aber ohne diesem Beben eine Aufmerksamkeit zu schenken fuhr der Jüngling fort:

„Auch werden wir nicht vom Gehalt sprechen; wenn Ihr mir bewilligt, was ich von Euch fordere, sollt Ihr im Gegentheil, und zwar hundertfach, für die Dienste, die Ihr mir leistet, belohnt werden; ich bitte also, laßt mich Euch bedienen und bedenkt, daß derjenige, welcher bittet, zuweilen befohlen hat.“

„Kommt,“ sagte der Reiter, unterjocht durch diesen Ton der Beredung und zugleich der Autorität.

Der Jüngling reichte ihm die Hand, was sehr vertraulich für einen Pagen war; dann sich gegen die uns schon bekannte Gruppe umwendend, sprach er:

„Ich komme hinein, das ist das Wichtigste; Ihr, Mayneville, sucht dasselbe zu thun, durch welches Mittel es auch sein mag.“

„Damit ist nicht Alles geschehen, daß Ihr hinein kommt,“ erwiederte der Edelmann; „er muß Euch sehen.“

„Oh! seid unbesorgt, sobald ich dieses Thor im Rücken habe, wird er mich sehen.“

„Vergeßt nicht das verabredete Zeichen“

„Zwei Finger auf den Mund, nicht wahr?“

Ja; Gott helfe Euch!“

„Nun!“ rief der Herr des Rappen, „Herr Page, entschließen wir uns?“

„Hier bin ich, Herr,“ antwortete der junge Mann, und er sprang leicht auf das Kreuz hinter seinen Gefährten, der den fünf anderen Auserwählten nachfolgte, welche eben damit beschäftigt waren, ihre Karten vorzuweisen und ihre Rechte darzuthun.

„Alle Wetter!“ sagte Robert Briquet, der ihnen nachschaute, „das ist eine ganze Landung von Gascognern, oder der Teufel soll mich holen!“

Drittes Kapitel.

Revue.

Dieſe Prüfung, welcher die ſechs Bevorzugten ſich zu unterziehen hatten, die wir aus den Reihen des Volkes hervortreten ſahen, um ſich dem Thore zu nähern, war weder ſehr lang, noch ſehr verwickelt.

Man mußte die Hälfte einer Karte aus der Taſche ziehen und ſie dem Officier überreichen, der ſie mit einer andern Hälfte verglich, und wenn ſich bei dieſer Vergleichung die beiden Hälften zuſammenfügten und ein Ganzes bildeten, ſo waren die Rechte des Inhabers der Karte nachgewieſen.

Der barhaupte Gascogner näherte ſich zuerſt. Mit ihm begann folglich die Revue.

„Euer Name?“ fragte der Officier.

„Mein Name? Herr Officier, er ſteht auf der Karte geſchrieben, auf der Ihr noch etwas Anderes ſehen werdet.“

„Gleichviel! Euer Name?“ wiederholte der Officier ungeduldig; „wißt Ihr Euren Namen nicht?“

„Doch wohl, ich weiß ihn, Cap de Bious! Und wenn ich ihn auch vergeſſen hätte, ſo könntet Ihr mir ihn ſagen, da wir Landsleute und Vettern ſind.“

„Euer Name? tauſend Teufel! Glaubt Ihr, ich habe Zeit in Wiedererkennungen zu verlieren?“

„Es iſt gut. Ich heiße Perducas von Pincornay.“

„Perducas von Pincornay,“ verſetzte Herr von Loignac, welchem wir fortan den Namen geben werden, mit dem ihn ſein Landsmann begrüßt hatte; dann die Augen auf die Karte werfend:

„Perducas von Pincornay, am 26. October 1585, auf den Schlag zwölf Uhr.“

„Porte Saint-Antoine,“ fügte der Gascogner bei,

indem er seinen schwarzen, dürren Finger auf die Karte ausstreckte.

„Sehr gut! in Ordnung; tretet ein," sagte Herr von Loignac, um jedes weitere Gespräch zwischen ihm und seinem Landsmann kurz abzuschneiden. „Nun ist die Reihe an Euch!" sprach er zum Zweiten.

Der Mann mit dem Panzer näherte sich.

„Eure Karte?" fragte Loignac.

„Wie, Herr von Loignac," rief dieser, „erkennt Ihr nicht den Sohn von einem Eurer Jugendfreunde, den Ihr zwanzigmal auf Euren Knieen geschaukelt habt?"

„Nein."

„Pertinax von Montcrabeau," versetzte der junge Mann erstaunt, „Ihr erkennt ihn nicht?"

„Wenn ich im Dienste bin, erkenne ich Niemand, mein Herr. Eure Karte?"

Der junge Mann mit dem Panzer reichte seine Karte.

„Pertinax von Montcrabeau, am 26. Oktober, auf den Schlag zwölf Uhr, Porte Saint-Antoine. Geht zu."

Der junge Mann ging vorüber und folgte etwas verblüfft über den Empfang Perducas nach, der ihn am Thor erwartete.

Der dritte Gascogner näherte sich; es war der mit der Frau und den Kindern.

„Eure Karte?" fragte Loignac.

Seine gehorsame Hand tauchte sogleich in eine kleine Waldtasche von Ziegenfell, welche an seiner rechten Seite hing.

Aber es war vergeblich: belästigt durch das Kind, das er auf dem Arme trug, konnte er das Papier nicht finden, das man von ihm forderte.

„Was Teufels macht Ihr mit dem Kinde, mein Herr, Ihr seht wohl, daß es Euch hindert?"

„Es ist mein Sohn, Herr von Loignac."

„Nun! so setzt Euren Sohn auf die Erde."

Der Gascogner gehorchte, das Kind fing an zu heulen.

„Ah! Ihr seid also verheirathet?" fragte Loignac.

„Ja, Herr Officier.“

„Mit zwanzig Jahren?“

„Man heirathet jung bei uns, Ihr wißt es wohl, Herr von Loignac, Ihr, der Ihr mit achtzehn geheirathet habt.“

„Gut,“ sagte Loignac, „das ist abermals einer, der mich kennt.“

Die Frau hatte sich mittlerweile genähert, und die an ihrem Rocke hängenden Kinder waren ihr gefolgt.

„Und warum sollte er nicht verheirathet sein?“ fragte sie, indem sie sich aufrichtete und von ihrer sonngebräunten Stirne ihre schwarzen Haare strich, die der Staub des Weges wie einen Teig daran kleben machte; „ist es in Paris aus der Mode gekommen, zu heirathen? Ja, mein Herr, er ist verheirathet und hier sind noch zwei Kinder, die ihn Vater nennen.“

„Ja, aber es sind nur die Söhne meiner Frau, Herr von Loignac, wie auch dieser große Junge, der hinten steht; tritt vor, Militor, und grüße Herrn von Loignac, unsern Landsmann.“

Ein junger Mensch von sechzehn bis siebenzehn Jahren, kräftig, lebhaft und durch sein rundes Auge, sowie durch seine Nase einem Falken ähnlich, näherte sich, die Hände in seinem Gürtel von Büffelleder; er war in eine gute Kasake von gestrickter Wolle gekleidet, trug auf seinen muskeligen Beinen eine Hose von Gemsleder, und ein entstehender Schnurrbart beschattete seine zugleich freche und sinnliche Lippe.

„Es ist Militor, mein Stiefsohn, Herr von Loignac, der älteste Sohn meiner Frau, welche eine Chavantrade, eine Verwandtin der Loignac Militor von Chavantrade ist, Euch zu dienen, Herr. Verbeuge Dich, Militor.“

Dann sich zu dem Kinde bückend, das sich schreiend auf der Straße wälzte, fügte er bei, während er seine Karte in allen Taschen suchte:

„Schweige, Scipion, schweige, Kleiner.“

Um dem Befehle seines Vaters zu gehorchen, ver-

beugte sich Militor während dieser Zeit leicht und ohn seine Hände aus dem Gürtel zu ziehen.

„Um Gottes willen, mein Herr, Eure Karte," ri Loignac ungeduldig.

„Kommt hierher und helft mir, Lardille," sagte der Gascogner erröthend zu seiner Frau.

Lardille machte nach einander die an ihren Rocke angeklammerten Hände los und suchte selbst in dem Waitsack und in den Taschen ihres Mannes.

„Wir müssen sie verloren haben," sagte sie.

„Dann lasse ich Euch verhaften," versetzte Loignac.

Der Gascogner wurde bleich und erwiederte:

„Ich heiße Eustache von Miradour und werde mic durch Herrn von Sainte-Moline, meinen Vetter, empfehlen."

„Ah! Ihr seid ein Verwandter von Sainte-Moline, sagte Loignac, ein wenig besänftigt . . . „Es ist wah wenn man sie hört, sind sie Verwandte von Jedermann nun! so sucht noch einmal und sucht besonders mit Erfolg.

„Seht, Lardille, seht in den Kleidern Eurer Kind nach," sprach Eustache, zitternd vor Aerger und Unruh

Lardille kniete vor ein kleines Päckchen bescheidene Effecten nieder und drehte es murrend um.

Der junge Scipion fuhr fort, sich heiser zu schreien; es ist nicht zu leugnen, daß seine Brüder von der Mutter her, als sie sahen, daß man sich nichts um sie bekümmerte, sich damit belustigten, daß sie ihm Sand in den Mund stopften.

Militor regte sich nicht; es war, als gingen die Erbärmlichkeiten des Familienlebens unter oder über diesem großen Burschen hin, ohne ihn zu berühren.

„Ei!" machte plötzlich Herr von Loignac, „was sei ich dort auf dem Aermel dieses Schöpses. in einem lede nen Umschlag?"

„Ja, ja, das ist es," rief Eustache triumphiren „das ist ein Gedanke von Lardille; ich erinnere mich nu hat die Karte an Militor angenäht."

oder de

„Damit er etwas trage," sagte Loignac spöttisch. „Pfui! das große Kalb, das nicht einmal mit den Armen schlenkert, aus Furcht, seine Arme zu tragen"

Die Lippen von Militor erbleichten vor Zorn, während sein Gesicht auf der Nase, auf dem Kinn und auf der Stirne marmorartig roth wurde.

„Ein Kalb hat keine Arme," brummte er mit boshaften Augen, „es hat Klauen wie gewisse Leute von meiner Bekanntschaft."

„Friede!" sprach Eustache, „Du siehst wohl, Militor, daß Herr von Loignac uns die Ehre erweist, mit uns zu scherzen."

„Nein, bei Gott! ich scherze nicht," erwiederte Loignac, „dieser große Bursche soll im Gegentheil meine Worte so nehmen, wie ich sie sage. Wenn er mein Stiefsohn wäre, ließe ich ihn Mutter, Bruder, Gepäcke tragen, und würde auf das Ganze hinaufsteigen und ihm die Ohren verlängern, um ihm zu beweisen, daß er nur ein Esel ist."

Militor kam ganz aus der Fassung; Eustache wurde unruhig; aber unter dieser Unruhe trat eine gewisse Freude über die Demüthigung hervor, welche seinem Stiefsohn widerfuhr.

Um jede Schwierigkeit zu beseitigen und ihren Erstgeborenen von den Sarkasmen von Herrn von Loignac zu retten, überreichte Lardille dem Officier die von ihrer ledernen Umhüllung befreite Karte.

Herr von Loignac nahm sie und las:

„Eustache von Miradour, am 26. October, auf den Schlag zwölf Uhr, Porte Saint-Antoine."

„Geht," sagte er, „und seht, ob Ihr nicht eine von Euern Meerkatzen, schön oder häßlich, verliert."

Eustache von Miradour nahm den jungen Scipion wieder auf seine Arme; Lardille hing sich abermals an seinen Gürtel; die zwei Kinder klammerten sich wieder am Rock ihrer Mutter an, und diese Familientraube schloß

beugte sich Militor während dieser Zeit leicht und ohne seine Hände aus dem Gürtel zu ziehen.

„Um Gottes willen, mein Herr, Eure Karte," rief Loignac ungeduldig.

„Kommt hierher und helft mir, Lardille," sagte der Gascogner erröthend zu seiner Frau.

Lardille machte nach einander die an ihren Rocke angeklammerten Hände los und suchte selbst in dem Waitsack und in den Taschen ihres Mannes.

„Wir müssen sie verloren haben," sagte sie.

„Dann lasse ich Euch verhaften," versetzte Loignac.

Der Gascogner wurde bleich und erwiederte:

„Ich heiße Eustache von Miradour und werde mich durch Herrn von Sainte-Moline, meinen Vetter, empfehlen.

„Ah! Ihr seid ein Verwandter von Sainte-Moline, sagte Loignac, ein wenig besänftigt . . . „Es ist wahr: wenn man sie hört, sind sie Verwandte von Jedermann nun! so sucht noch einmal und sucht besonders mit Erfolg.

„Seht, Lardille, seht in den Kleidern Eurer Kinder nach," sprach Eustache, zitternd vor Aerger und Unruh:

Lardille kniete vor ein kleines Päckchen bescheidener Effecten nieder und drehte es murrend um.

Der junge Scipion fuhr fort, sich heiser zu schreien; es ist nicht zu leugnen, daß seine Brüder von der Mutter her, als sie sahen, daß man sich nichts um sie bekümmerte, sich damit belustigten, daß sie ihm Sand in den Mund stopften.

Militor regte sich nicht; es war, als gingen die Erbärmlichkeiten des Familienlebens unter oder über diesem großen Burschen hin, ohne ihn zu berühren.

„Eil" machte plötzlich Herr von Loignac, „was sehe ich dort auf dem Aermel dieses Schöpses in einem ledernen Umschlag?"

„Ja, ja, das ist es," rief Eustache triumphirend, „das ist ein Gedanke von Lardille; ich erinnere mich nun, heut hat die Karte an Militor angenäht."

„Ah!

„Damit er etwas trage," sagte Loignac spöttisch. „Pfui! das große Kalb, das nicht einmal mit den Armen schlenkert, aus Furcht, seine Arme zu tragen"

Die Lippen von Militor erbleichten vor Zorn, während sein Gesicht auf der Nase, auf dem Kinn und auf der Stirne marmorartig roth wurde.

„Ein Kalb hat keine Arme," brummte er mit boshaften Augen, „es hat Klauen wie gewisse Leute von meiner Bekanntschaft."

„Friede!" sprach Eustache, „Du siehst wohl, Militor, daß Herr von Loignac uns die Ehre erweist, mit uns zu scherzen."

„Nein, bei Gott! ich scherze nicht," erwiederte Loignac, „dieser große Bursche soll im Gegentheil meine Worte so nehmen, wie ich sie sage. Wenn er mein Stiefsohn wäre, ließe ich ihn Mutter, Bruder, Gepäcke tragen, und würde auf das Ganze hinaufsteigen und ihm die Ohren verlängern, um ihm zu beweisen, daß er nur ein Esel ist."

Militor kam ganz aus der Fassung; Eustache wurde unruhig; aber unter dieser Unruhe trat eine gewisse Freude über die Demüthigung hervor, welche seinem Stiefsohn widerfuhr.

Um jede Schwierigkeit zu beseitigen und ihren Erstgeborenen von den Sarkasmen von Herrn von Loignac zu retten, überreichte Larville dem Officier die von ihrer ledernen Umhüllung befreite Karte.

Herr von Loignac nahm sie und las:

„Eustache von Miradour, am 26. October, auf den Schlag zwölf Uhr, Porte Saint-Antoine."

„Seht," sagte er, „und seht, ob Ihr nicht eine von Euern Meerkatzen, schön oder häßlich, verliert."

Eustache von Miradour nahm den jungen Scipion wieder auf seine Arme; Larville hing sich abermals an seinen Gürtel; die zwei Kinder klammerten sich wieder am Rock ihrer Mutter an, und diese Familientraube schloß

ſich, gefolgt von dem ſchweigſamen Militor, denjenigen an, welche nach erſtandener Prüfung warteten.

„Die Peſt!“ murmelte Loignac zwiſchen den Zähnen, während er Euſtache von Miradour und die Seinigen ihre Evolution machen ſah, „welchen Auswurf von Soldaten wird Herr von Epernon da haben.“

Dann wandte er ſich um und rief:

„Nun kommt es an Euch!“

Dieſe Worte waren an den vierten Bittſteller gerichtet. Er war allein und ſehr ſteif, hielt den Daumen und den Mittelfinger zuſammen, um ſeinem eiſengrauen Wamms Schneller zu geben und den Staub zu vertreiben; ſein Schnurrbart, der von Katzenhaaren gemacht zu ſein ſchien, ſeine grünen, funkelnden Augen, ſeine Brauen, deren Bogen einen Halbkreis über zwei hervorſpringenden Backenknochen bildete, ſeine dünnen Lippen endlich verliehen ſeinem Geſichte den Typus des Mißtrauens und karger Zurückhaltung, woran man den Menſchen erkennt, der eben ſo ſorgfältig den Grund ſeiner Börſe als den ſeines Herzens verbirgt.

„Chalabre, am 26. Oktober, auf den Schlag zwölf Uhr. Es iſt gut, geht!“ ſagte Loignac.

„Ich denke, es ſind Reiſekoſten bewilligt,“ bemerkte mit ſüßlichem Tone der Gascogner.

„Ich bin nicht Zahlmeiſter, mein Herr,“ erwiederte Loignac trocken, „ich bin nur Thorwart, geht.“

Chalabre ging vorüber.

Hinter Chalabre kam ein blonder junger Reiter, der, als er ſeine Karte zog, aus ſeiner Taſche einen Würfel und mehrere Tarokkarten fallen ließ.

Er nannte ſich Saint-Capautel, und da ſeine Erklärung durch die Karte beſtätigt wurde, welche der Officier in Ordnung fand, ſo folgte er Chalabre.

Es blieb noch der Sechste, der zu Folge der Aufforderung des improviſirten Pagen vom Pferde geſtiegen

war und Herrn von Loignac eine Karte überreichte, auf der man las:

„Ernauton von Carmainges, am 26. October, auf den Schlag zwölf Uhr.“

Während Herr von Loignac las, war der Page, der ebenfalls abgestiegen, bemüht, seinen Kopf zu verbergen, indem er die vollkommen befestigte Kinnkette am Pferde seines Herrn noch fester anzog.

„Der Page gehört Euch?“ fragte Loignac Ernauton, mit dem Finger auf den jungen Menschen deutend.

„Ihr seht, Herr Kapitän,“ erwiederte Ernauton, welcher weder lügen, noch verrathen wollte, „Ihr seht, daß er mein Pferd zäumt.“

„Geht zu,“ sagte Herr von Loignac, der mit großer Aufmerksamkeit Herrn von Carmainges betrachtete, dessen Gesicht und Haltung ihm mehr zu gefallen schienen, als die aller Anderen.

„Das ist doch wenigstens ein Erträglicher,“ murmelte er.

Ernauton stieg wieder zu Pferde, der Page war ihm gleichsam absichtslos, aber nicht langsam vorangegangen und hatte sich schon mit der Gruppe der Uebrigen vermischt.

„Oeffnet das Thor,“ rief Loignac, „und laßt diese sechs Personen und die Leute ihres Gefolges hinein.“

„Vorwärts, rasch, mein Herr,“ sagte der Page, „in den Sattel und Marsch!“

Ernauton wich abermals der Gewalt, die über ihn dieses seltsame Geschöpf ausübte, und da das Thor offen war, so gab er seinem Pferd den Sporn und drang, geleitet von den Andeutungen des Pagen, bis in das Herz des Faubourg Saint-Antoine.

Loignac ließ hinter den sechs Auserwählten das Thor wieder schließen, zur großen Unzufriedenheit der Menge, welche, nach Erfüllung der Förmlichkeit, ebenfalls passiren

zu dürfen glaubte, und, als sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sah, geräuschvoll ihre Mißbilligung äußerte.

Meister Miton, der nach einem unbändigen Laufe querfeldein, allmälig wieder Muth gefaßt hatte und, während er das Terrain auf jedem Schritte sondirte, am Ende wieder auf den Platz, von dem er ausgegangen, zurückgekommen war, wagte es, einige Klagen über die Willkühr vorzubringen, mit der die Soldateske die Verbindungen unterbrach.

Gevatter Friard, dem es gelungen war, seine Frau wiederzufinden, und der, von ihr beschützt, nichts mehr zu fürchten schien, Gevatter Friard erzählte seiner erhabenen Ehehälfte die Neuigkeiten des Tages, bereichert und geschmückt mit Commentaren seiner Art.

Die Reiter endlich, von denen einer von dem kleinen Pagen Mayneville genannt worden war, berathschlagten, ob sie nicht die Ringmauer umgehen sollten, in der wohl begründeten Hoffnung, irgend eine Bresche daran zu finden und durch diese Bresche in die Stadt hinein zu kommen, ohne daß sie nöthig hätten, sich länger bei der Porte Saint-Antoine oder an einem anderen Thore zu zeigen.

Robert Briquet als ein analysirender Philosoph und als ein Gelehrter, der die Quintessenz auszieht, Robert Briquet, sagen wir, bemerkte, daß die ganze Entwickelung der so eben von uns erzählten Scene bei dem Thore vorgehen würde, und daß er aus den einzelnen Gesprächen der Reiter, der Bürger und der Bauern nichts mehr erfahren könnte.

Er näherte sich also immer mehr einer kleinen Barake, welche dem Thorwart als Loge diente und durch zwei Fenster erhellt wurde, von denen eines gegen Paris, das andere gegen das Feld ging.

Kaum hatte er sich auf seinem neuen Posten festgestellt, als ein Mann, der im schnellsten Galopp herbeieilte, von seinem Pferde sprang, in die Loge trat, und am Fenster erschien.

„Ah! ah!“ machte Loignac.

„Hier bin ich, Herr von Loignac,“ ſagte der Mann.

„Gut, woher kommt Ihr?“

„Von der Porte Saint-Victor.“

„Euer Sortenzettel?“

„Fünf.“

„Die Karten.“

„Hier ſind ſie.“

Loignac nahm die Karten, unterſuchte ſie, und ſchrieb auf eine Schiefertafel, welche zu dieſem Behufe bereit zu ſein ſchien, die Ziffer 5.

Der Bote entfernte ſich wieder.

Es waren kaum fünf Minuten vorüber, als zwei andere Boten kamen.

Loignac befragte ſie nach einander und immer durch ſein Fenſter.

Der eine kam von der Porte Bourdelle und brachte die Ziffer 4.

Der andere von der Porte du Temple und meldete die Ziffer 6.

Loignac ſchrieb ſorgfältig dieſe Zahlen auf ſeine Schiefertafel.

Die Boten verſchwanden und wurden nach und nach von vier andern erſetzt, welche kamen:

Der erſte von der Porte Saint-Denis mit der Ziffer 5.

Der zweite von der Porte Saint-Jacques mit der Ziffer 3.

Der dritte von der Porte Saint-Honoré mit der Ziffer 8.

Der vierte von der Porte Montmartre mit der Ziffer 4.

Es erſchien ein letzter, der von der Porte Buſſy kam und die Ziffer 4 brachte.

Nun reihte Loignac aufmerkſam und ganz leiſe folgende Ziffern an einander:

Porte Saint-Victor	5
Porte Bourdelle	4
Porte du Temple	6
Porte Saint-Denis	5
Porte Saint-Jacques	3
Porte Saint-Honoré	8
Porte Montmartre	4
Porte Buſſy	4
Endlich Porte Saint-Antoine . . .	6
	45

Geſammtſumme fünf und vierzig.

„Es iſt gut.“

„Nun öffnet die Thore, und es trete ein, wer will,“ rief Loignac mit ſtarker Stimme.

Die Thore öffneten ſich.

Sogleich drängten ſich Pferde, Maulthiere, Weiber, Kinder nach der Stadt, auf die Gefahr, unter dem Preſſen der zwei Pfeiler der Zugbrücke erſtickt zu werden.

In einer Viertelſtunde verlief durch dieſe weite Arterie, die man die Rue Saint-Antoine nennt, die Anhäufung der Volksmenge, welche ſich vom Morgen um dieſen augenblicklichen Damm aufhielt.

Das Geräuſch entfernte ſich allmälig.

Herr von Loignac ſtieg mit ſeinen Leuten wieder zu Pferde.

Robert Briquet, der bis zuletzt geblieben, nachdem er der Erſte geweſen war, ſtieg phlegmatiſch über die Kette der Brücke und ſagte:

„Alle dieſe Leute wollten etwas ſehen, und haben nichts geſehen, nicht einmal in ihren Angelegenheiten; ich wollte nichts ſehen und bin der Einzige, der etwas geſehen hat. Das iſt aufmunternd; fahren wir fort; doch wozu fortfahren? ich weiß bei Gott genug. Wird es für mich ſehr vortheilhaft ſein, Herrn von Salcède in vier Stücke zerreißen zu ſehen? Wahrlich! nein. Ueberdies habe ich auf die Politik Verzicht geleiſtet.

„Gehen wir zum Mittageſſen; die Sonne würde Mittag bezeichnen, wenn es eine Sonne gäbe; es iſt Zeit.“

Er ſprach es und kehrte nach Paris zurück mit ſeinem ruhigen, boshaften Lächeln.

Viertes Kapitel.

Die Loge auf der Grève von Seiner Majeſtät dem König Heinrich III.

Wenn wir nur bis zur Grève, wohin er ausmündet, dieſem bevölkerten Wege des Quartier Saint-Antoine folgen würden, ſo fänden wir wieder unter der Menge viele von unſeren Bekannten. Doch während dieſe armen Bürgersleute, minder weiſe als Robert Briquet, geſtoßen, gedrängt, gequetſcht hinter einander gehen, ziehen wir es mittelſt des Privilegiums, das uns unſere Geſchichtſchreiberflügel geben, vor, uns auf den Platz ſelbſt zu verſetzen, und wenn wir das ganze Schauſpiel mit einem Blicke umfaßt haben, auf kurze Zeit zur Vergangenheit zurückzukehren, um die Urſache zu ergründen, nachdem wir die Wirkung betrachtet haben.

Man darf wohl ſagen, daß Meiſter Friard Recht hatte, wenn er zu hundert tauſend Menſchen wenigſtens die Zahl der Zuſchauer berechnete, welche ſich auf dem Platze der Grève und in der Umgegend zuſammenfinden würden, um das Schauſpiel zu genießen, das ſich daſelbſt vorbereitete. Ganz Paris hatte ſich Rendezvous beim Stadthauſe gegeben, und Paris iſt ſehr pünktlich. Paris verſäumt kein Feſt, und es iſt ein Feſt, ſogar ein außerordentliches Feſt, der Tod eines Menſchen, wenn er ſo viele Leidenſchaften zu erregen gewußt hat, daß die Einen

ihn verfluchen und die Andern ihn loben, während ihn die Mehrzahl beklagt.

Der Zuschauer, dem es gelang, auf den Platz hinaus zu kommen, sei es über den Quai bei der Schenke zum Bilde Unserer Lieben Frau, sei es durch die Halle der Place Beaudoyer, erblickte zuerst auf der Grève die Bogenschützen des Lieutenant vom Stadtgericht, Tanchon, und eine große Anzahl von Schweizern und Chevaulegers, welche ein kleines, ungefähr vier Fuß hohes Schaffot umgaben.

So niedrig, daß es nur für diejenigen sichtbar war, welche es umgaben, oder für die Leute, welche an einem Fenster Platz zu finden das Glück hatten, erwartete dieses Schaffot den Missethäter, dessen sich die Mönche seit dem Morgen bemächtigt hatten, und dem, nach dem energischen Ausdrucke des Volkes, die Pferde entgegenharrten, um ihn die große Reise machen zu lassen.

Unter dem Wetterdache des ersten Hauses nach der Rue du Mouton, auf dem Platze, stampften wirklich vier kräftige Pferde, vom Perche, mit prallen Kreuzen, weißen Mähnen, langhaarigen Füßen, ungeduldig das Pflaster und bißen einander wiehernd zum großen Schrecken der Frauen, die diesen Platz freiwillig gewählt hatten, oder durch die Gewalt auf diese Seite gedrängt wurden.

Die Pferde waren neu; kaum einige Male hatten sie in den grasreichen Ebenen ihrer Heimath auf ihrem breiten Rückgrath das bausbackige Kind eines bei der Rückkehr vom Felde, wenn die Sonne unterging, verspäteten Bauern getragen.

Aber nach den wiehernden Pferden, nach dem leeren Schaffot, war dasjenige, was am Beständigsten die Blicke der Menge anzog, das mit rothem Sammet und Gold ausgeschlagene Hauptfenster des Stadthauses über dessen Balcon ein mit dem königlichen Wappenschild verzierter Teppich von Sammet herabhing.

Dieses Fenster war in der That die Loge des Königs.

Es schlug halb ein Uhr auf Saint-Jean-en-

Grève, als dieses Fenster, der Einfassung eines Gemäldes ähnlich, sich mit den Personen füllte, die sich in einen Rahmen stellten.

Zuerst kam Heinrich III., bleich, beinahe kahl, obgleich er zu dieser Zeit erst vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahre alt war, das Auge eingesunken in seine schwarzblaue Höhle und den Mund ganz zitternd von Nervenzuckungen.

Er erschien düster, den Blick starr, zugleich majestätisch und wankend, seltsam in seiner Haltung, seltsam in seinem Gang, mehr ein Schatten, als ein Lebender, mehr ein Gespenst, als ein König, ein stets für seine Unterthanen unbegreifliches und von ihnen nicht begriffenes Geheimniß, denn wenn sie ihn erscheinen sahen, wußten sie nicht ob sie: „Es lebe der König!“ rufen, oder für seine Seele beten sollten.

Heinrich war in ein schwarzes Wamms mit schwarzen Posamenten gekleidet; er hatte weder Orden noch Edelsteine; ein einziger Diamant, der als Agraffe für drei kurze, krause Federn diente, glänzte an seinem Toquet. Er trug in seiner linken Hand ein schwarzes Hündchen, das ihm seine Schwägerin, Maria Stuart, aus ihrem Gefängniß geschickt hatte, und auf dessen seidenem Fell seine feinen, weißen Finger wie alabasterne Finger glänzten.

Hinter ihm kam Catharina von Medicis, schon durch das Alter gekrümmt, denn die Königin-Mutter war damals sechs und sechzig bis sieben und sechzig Jahre alt; doch den Kopf trug sie noch fest und gerade; unter ihrer durch die Gewohnheit zusammengezogenen Stirne schleuderte sie einen scharfen Blick, aber trotz dieses Blickes war ihre Erscheinung unter ihren ewigen Trauerkleidern matt und kalt wie ein Wachsbild.

In derselben Linie zeigte sich das schwermüthige und sanfte Antlitz der Königin Louise von Lothringen, der scheinbar bedeutungslosen, in Wirklichkeit aber getreuen Gefährtin seines geräuschvollen und unglücklichen Lebens.

Die Königin Catharina von Medicis ging einem Triumph entgegen.

Die Königin Louise wohnte einer Hinrichtung bei.

König Heinrich behandelte eine Angelegenheit.

Eine dreifache Nuance, die auf der hochmüthigen Stirne der Ersten, auf der ergebenen Stirne der Zweiten und auf der bewölkten und gelangweilten Stirne des Dritten zu lesen war.

Hinter den erhabenen Personen, die das Volk bewunderte, kamen zwei hübsche junge Leute: der eine von kaum zwanzig, der andere von höchstens fünf und zwanzig Jahren.

Sie hielten sich am Arm, trotz der Etiquette, welche vor den Königen, — wie in der Kirche vor Gott, — verbietet, daß die Menschen an einander zu hängen scheinen.

Sie lächelten:

Der Jüngere mit unaussprechlicher Traurigkeit, der Aeltere mit bezaubernder Anmuth: sie waren schön, sie waren groß, sie waren Brüder.

Der Jüngere hieß Henri von Joyeuse, Graf du Bouchage; der Andere Herzog Anne von Joyeuse. Noch vor Kurzem war er bei Hofe nur unter dem Namen d'Arques bekannt; aber der König liebte ihn über Alles und hatte ihn ein Jahr zuvor, die Vicomté Joyeuse zu einem Herzogthum und zur Pairie erhebend, zum Pair gemacht.

Das Volk hatte gegen diesen Günstling nicht den Haß, den es einst gegen Mangiron, Quelus, Schomberg hegte, einen Haß, den Epernon allein geerbt.

Das Volk empfing also den Fürsten und die zwei Brüder mit bescheidenem, aber schmeichelhaftem Zurufe.

Heinrich grüßte das Volk ernst und ohne zu lächeln, dann küßte er seinen Hund auf den Kopf.

Er wandte sich gegen die jungen Leute um und sprach zu dem Aeltern:

„Lehnt Euch an die Tapete an, Anne; ermüdet Euch

nicht dadurch, daß Ihr stehen bleibt; es wird vielleicht lange sein."

„Ich hoffe es," unterbrach ihn Catharina, „lange und gut, Sire."

„Ihr glaubt also, Salcède werde sprechen, meine Mutter?" fragte Heinrich.

„Gott wird hoffentlich diese Verwirrung unseren Feinden geben. Ich sage unsern Feinden, denn es sind auch Eure Feinde, meine Tochter," fügte sie bei, indem sie sich an die Königin wandte, welche erbleichte und ihr sanftes Auge senkte.

Der König schüttelte den Kopf mit einer Geberde des Zweifels

Dann wandte er sich zum zweiten Male gegen Joyeuse um und sprach, als er sah, daß dieser trotz seiner Aufforderung immer noch stand:

„Nun, Anne, thut, was ich gesagt habe, lehnt mit dem Rücken an die Wand an, oder stützt Euch mit dem Ellenbogen auf meinen Stuhl."

„Eure Majestät ist in der That zu gut, und ich werde nur von der Erlaubniß Gebrauch machen, wenn ich wirklich müde bin."

„Und wir werden nicht warten, bis Du es bist, nicht wahr, mein Bruder," sagte Henri ganz leise.

„Sei unbesorgt," erwiederte Anne mehr mit den Augen als mit der Stimme.

„Mein Sohn, sehe ich nicht ein Getümmel dort an der Ecke des Quai?" fragte Catharina.

„Welch ein scharfes Gesicht, meine Mutter! in der That, ich glaube, Ihr habt Recht. Oh! wie schlimm sind meine Augen, und ich bin doch nicht alt."

„Sire," sprach Joyeuse, „dieser Tumult rührt vom Zurückdrängen des Volkes auf den Platz durch die Compagnie der Bogenschützen her. Sicherlich kommt der Vertheilte."

„Wie schmeichelhaft ist es für Könige, einen Menschen viertheilen zu sehen, der in seinen Adern einen

Tropfen königlichen Blutes hat," sagte Catharina von Medicis.

Und bei diesen Worten ließ sie ihren Blick auf Louise ruhen.

„Oh! Madame, verzeiht, schont mich," versetzte die junge Königin mit einer Verzweiflung, welche sie vergebens zu verbergen suchte, „nein, dieses Ungeheuer gehört nicht zu meiner Familie, und Ihr wolltet nicht sagen, es sei von derselben."

„Gewiß nicht," sprach der König, „ich bin überzeugt, daß meine Mutter dies nicht sagen wollte."

„Ei!" erwiederte Catharina mit Bitterkeit, „er hält zu den Lothringern, und die Lothringer sind die Eurigen, Madame; ich denke es wenigstens. Dieser Salcède berührt Euch also und zwar ziemlich nahe."

„Das heißt," unterbrach sie Joyeuse mit einer ehrenhaften Entrüstung, die der hervorstechende Zug seines Charakters war und bei jeder Veranlassung gegen denjenigen, welcher sie gereizt, wer er auch sein mochte, losbrach, „das heißt, er berührt vielleicht Herrn von Guise, aber keines Wegs die Königin von Frankreich."

„Ah! Ihr seid da, Herr von Joyeuse," sagte Catharina mit unbeschreiblichem Hochmuth und mit einer Demüthigung einen Widerspruch zurückbezahlend. „Ah! Ihr seid da? Ich hatte Euch nicht gesehen."

„Ich bin da, nicht nur mit Bewilligung, sondern auf Befehl des Königs, Madame," antwortete Joyeuse, Heinrich mit dem Blick befragend. „Es ist nicht so ergötzlich, einen Menschen viertheilen zu sehen, daß ich zu einem solchen Schauspiel kommen sollte, wenn ich nicht dazu genöthigt wäre."

„Joyeuse hat Recht, Madame," sagte Heinrich; „es handelt sich hier nicht um Lothringer, nicht um Guise und besonders nicht um die Königin; es handelt sich darum, Herrn von Salcède, einen Mörder, der meinen Bruder tödten wollte, in vier Stücke zerreißen zu sehen."

„Ich habe heute wenig Glück," sagte Catharina,

plötzlich nachgebend, was ihre geschickteste Taktik war, „ich mache, daß meine Tochter weint, und Gott verzeihe mir, ich glaube, ich mache auch, daß Herr von Joyeuse lacht.“

„Ah! Madame,“ rief Louise, die Hände von Catharina ergreifend, „ist es möglich, daß sich Eure Majestät so in meinem Schmerze täuscht?“

„Und in meiner tiefen Ehrfurcht?“ fügte Anne von Joyeuse bei und verbeugte sich auf den Arm des königlichen Lehnstuhles.

„Es ist wahr, es ist wahr,“ versetzte Catharina, einen letzten Pfeil in das Herz ihrer Schwiegertochter abdrückend. „Ich sollte wissen, wie peinlich es Euch ist, mein liebes Kind, die Complotte Eurer Verwandten von Lothringen enthüllen zu sehen, und obgleich Ihr nichts dafür könnt, leidet Ihr doch durch diese Verwandtschaft.“

„Ah! was das betrifft, meine Mutter, das ist ein wenig wahr,“ sagte der König, der Jedermann in Einklang zu bringen suchte; „denn diesmal wissen wir, woran wir uns in Beziehung auf die Theilnahme von Herrn von Guise an dem Complott zu halten haben.“

„Aber, Sire,“ sprach Louise von Lothringen, kühner, als sie es bis jetzt gethan hatte, „Eure Majestät weiß wohl, daß ich, als ich Königin von Frankreich wurde, meine Verwandten ganz unten am Throne gelassen habe.“

„Oh!“ rief Anne von Joyeuse, „Ihr seht wohl, daß ich mich nicht täuschte, Sire, der Missethater erscheint auf dem Platz. Teufel! welche ein gemeines Gesicht!“

„Er hat Angst,“ sagte Catharina; „er wird sprechen.“

„Wenn er die Kraft dazu hat,“ entgegnete der König. „Seht doch, meine Mutter, sein Kopf wankt wie der eines Leichnams.“

„Ich widerrufe nicht, Sire,“ versetzte Joyeuse; „er ist abscheulich.“

„Wie soll ein Mensch schön sein, dessen Inneres so häßlich ist? Habe ich Euch nicht die geheimen gegenseitigen Beziehungen des Physischen und Moralischen er-

klärt, Anne, wie Hippokrates und Galenus dieselben verstanden und erklärten?"

„Ich sage nicht nein, Sire, aber ich bin kein Jünger von Eurer Stärke, und ich habe zuweilen gesehen, daß äußerst häßliche Menschen sehr brave Soldaten waren. Nicht wahr, Henri?"

Anne wandte sich gegen seinen Bruder um, als wollte er seinen Beifall zu Hülfe rufen; doch Henri schaute ohne zu sehen, horchte ohne zu hören; er war in eine tiefe Träumerei versunken, der König antwortete daher für ihn.

„Ei, mein Gott! mein lieber Anne," rief er, „wer sagt, daß jener dort nicht brav sei? Er ist es wie ein Bär, wie ein Wolf, wie eine Schlange. Erinnert Ihr Euch nicht seiner Manieren? Er hat in seinem Hause einen normannischen Edelmann, seinen Feind, verbrannt. Er hat sich zehnmal geschlagen und drei von seinen Gegnern getödtet; man hat ihn beim Falschmünzen ertappt und wegen dieses Verbrechens zum Tode verurtheilt."

„Wobei er sodann durch die Vermittelung des Herrn Herzogs von Guise, Eures Vetters, meine Tochter, begnadigt worden ist," sagte Catharina von Medicis.

Diesmal war Louise von Lothringen mit ihren Kräften zu Ende; sie vermochte nur einen Seufzer auszustoßen.

„Das ist ein wohlerfülltes Dasein, welches bald seinen Schluß erreichen wird," sprach Joyeuse.

„Herr von Joyeuse, ich hoffe im Gegentheil, es wird so langsam als möglich endigen," sagte Catharina.

„Madame," erwiederte Joyeuse den Kopf schüttelnd, „die Pferde, die ich dort unter jenem Wetterdache sehe, kommen mir so gut und so ungeduldig, ganz unbeschäftigt stehen bleiben zu sollen, vor, daß ich nicht an einen sehr langen Widerstand der Muskeln, Sehnen und Knorpeln von Herrn von Salcède glaube."

„Ja, wenn man nicht für den Fall vorhersehen würde," versetzte Catharina mit jenem Lächeln, das nur

ihr angehörte; „doch mein Sohn ist barmherzig, er wird den Knechten Befehl geben, daß sie sachte ziehen."

„Aber, Madame," warf die Königin schüchtern ein, „ich habe Euch diesen Morgen zu Frau von Mercoeur sagen hören, wenigstens schien es mir so, dieser Unglückliche würde nur zwei Züge auszuhalten haben."

„Von Herzen gern, wenn er sich gut benimmt," erwiederte Catharina; „dann wird er so rasch als möglich abgefertigt werden; doch Ihr versteht, meine Tochter, und ich wollte, Ihr würdet es ihm sagen lassen, da Ihr Euch für ihn interessirt, er halte sich gut, das ist seine Sache."

„Madame," sprach die Königin, „Gott hat mir nicht wie Euch die Stärke verliehen, und ich habe somit nicht viel Muth, leiden zu sehen."

„So werdet Ihr es nicht anschauen."

Louise schwieg.

Der König hatte nichts gehört; er war ganz Auge, denn man beschäftigte sich damit, den Missethäter vom Karren zu nehmen, der ihn gebracht hatte, um ihn auf das kleine Schaffot zu legen.

Während dieser Zeit hatten die Hellebardiere, die Bogenschützen und die Schweizer den Raum beträchtlich erweitert, und es herrschte nun rings um das Schaffot eine Leere, welche groß genug war, daß alle Blicke Salcède trotz der geringen Erhöhung des Blutgerüstes unterscheiden konnten.

Salcède mochte ungefähr vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahre alt sein, er war stark und kräftig; seine bleichen Gesichtszüge, worauf einige Schweiß- und Blutstropfen perlten, belebten sich, wenn er umherschaute, durch einen unbeschreiblichen Ausdruck bald der Hoffnung, bald der Angst.

Gleich Anfangs warf er seine Blicke nach der königlichen Loge; aber sein Auge verweilte nicht hier, als hätte er begriffen, daß ihm aus derselben statt der Rettung der Tod zukam.

Er ging auf die Menge über; im Schooße dieſes ſtürmiſchen Meeres wühlte er mit ſeinen glühenden Augen und mit ſeiner am Rande ſeiner Lippen zitternden Seele.

Die Menge ſchwieg.

Salcède war kein gemeiner Mörder: Salcède war vor Allem von guter Geburt, da Catharina von Medicis, welche ſich um ſo mehr auf die Genealogie verſtand, als ſie pfui darüber zu machen ſchien, einen Tropfen königlichen Blutes in ſeinen Adern entdeckt hatte; dabei war Salcède ein Kapitän von einigem Rufe geweſen. Nun durch einen ſchmählichen Strick gebunden, hatte dieſe Hand einſt muthig das Schwert geführt; dieſer bleiche Kopf, auf dem ſich die Schreckniſſe des Todes abmalten, Schreckniſſe, die der Miſſethäter ohne Zweifel in der tiefſten Tiefe ſeiner Seele verſchloſſen haben würde, wenn die Hoffnung nicht zu viel Platz eingenommen hätte, dieſer bleiche Kopf hatte großartige Pläne beherbergt.

Aus dem Geſagten geht hervor, daß Salcède für viele Zuſchauer ein Held war; für viele Andere ein Opfer; wohl betrachteten ihn Einige als einen Mörder, aber die Menge hat ſtets Mühe in ihrer Verachtung in die Reihen gemeiner Mörder diejenigen zuzulaſſen, welche große Morde verſucht haben, die das Buch der Geſchichte gleichzeitig mit dem der Juſtiz einträgt.

Man erzählte ſich nun in der Menge, Salcède ſei aus einem Kriegergeſchlechte geboren; ſein Vater habe heftig den Herrn Cardinal von Lothringen bekämpft, was ihm in der Metzelei der Bartholomäusnacht einen glorreichen Tod eingetragen, der Sohn aber habe, dieſen Tod vergeſſend oder vielmehr ſeinen Haß einem Ehrgeize opfernd, für den der große Haufe immer eine gewiſſe Sympathie hegt, einen Vertrag mit Spanien und mit den Guiſen eingegangen, um in Flandern die wachſende Souveränetät des bei den Franzoſen ſo ſehr verhaßten Herzogs von Anjou zu vernichten.

Man ſprach von ſeiner Verbindung mit Baza und Balouin, den angeblichen Urhebern des Complotts, das

den Herzog Franz, den Bruder von Heinrich III. beinahe das Leben gekoſtet hätte; man führte die Gewandtheit an, welche Salcède bei dieſem ganzen Prozeſſe entwickelt hatte, um dem Rade, dem Galgen oder dem Scheiterhaufen zu entgehen, worauf noch das Blut ſeiner Genoſſen rauchte; allein hatte er durch falſche, ſehr künſtliche Geſtändniſſe, ſagten die Lothringer, ſeine Richter ſo ſehr geködert, daß der Herzog von Anjou, um mehr zu erfahren, für den Augenblick ſein Leben verſchonte und ihn nach Frankreich führen ließ, ſtatt ihn in Antwerpen oder Brüſſel enthaupten zu laſſen; allerdings gelangte er am Ende zu demſelben Reſultat; aber auf der Reiſe, die der Zweck ſeiner Geſtändniſſe war, hoffte Salcède von ſeinen Parteigängern befreit und entführt zu werden; zu ſeinem Unglück hatte er ohne Herrn von Bellièvre gerechnet, der, mit dieſer koſtbaren Verwahrung betraut, ſo gut Wache hielt, daß weder die Spanier, noch die Lothringer, noch die Liguiſten ſich dem Gefangenen auf eine Meile nähern konnten.

Salcède hoffte im Gefängniß; Salcède hoffte auf der Folter; Salcède hoffte auf dem Karren; er hoffte noch auf dem Schaffot. Nicht als hätte es ihm an Muth oder Reſignation gefehlt; aber er gehörte zu den lebhaften Weſen, die ſich bis zum letzten Athemzuge mit der Hartnäckigkeit und der Stärke wehren, welche die menſchliche Kraft nicht immer bei den Geiſtern von untergeordnetem Werthe erreicht.

Dem König entging eben ſo wenig als dem Volk dieſer beſtändige Gedanke von Salcède.

Catharina ſtudirte ängſtlich jede, auch die geringſte Bewegung des unglücklichen jungen Mannes; aber ſie war zu weit von ihm entfernt, um der Richtung ſeiner Blicke zu folgen und ihr fortwährendes Spiel zu bemerken.

Bei der Ankunft des Miſſethäters erhoben ſich wie durch einen Zauber Stockwerke von Männern, Frauen und Kindern; ſo oft ein neuer Kopf über dieſem beweglichen,

aber ſchon von dem wachſamen Auge von Salcède gemeſſenen Niveau erſchien, analyſirte er ihn völlig in einer Prüfung von einer Secunde, welche wie eine Prüfung von einer Stunde dieſer übermäßig gereizten Organiſation genügte, in der die ſo koſtbare Zeit alle Fähigkeiten verzehnfachte oder vielleicht verhundertfachte.

Nach dieſem Blick, nach dieſem auf das unbekannte und neue Geſicht geſchleuderten Blitz, wurde Salcède wieder düſter und wandte ſeine Aufmerkſamkeit einer andern Seite zu.

Der Henker fing indeſſen an, ſich ſeiner zu bemächtigen, und band ihn mitten um den Leib auf den Mittelpunkt des Schaffots.

Auf ein Zeichen von Meiſter Tranchon, dem Lieutenant vom Stadtgericht und Commandanten der Hinrichtung, waren ſchon zwei Bogenſchützen durch die Menge gedrungen, um die Pferde zu holen.

Unter anderen Umſtänden oder in einer anderen Abſicht hätten die Bogenſchützen nicht einen Schritt in dieſer compacten Maſſe machen können, aber die Menge wußte, was die Bogenſchützen thun wollten, und ſie ſchloß ſich noch enger an und gab Raum, wie man auf einem überfüllten Theater ſtets den mit wichtigen Rollen beauftragten Schauſpielern Platz macht.

In dieſem Augenblick entſtand ein Geräuſch an der Thüre der königlichen Loge, und den Vorhang aufhebend meldete der Huiſſier Ihren Majeſtäten, der Präſident Briſſon und vier Räthe, von denen der eine der Berichterſtatter des Prozeſſes, wünſchten die Ehre zu haben, mit dem König über den Gegenſtand der Hinrichtung eine kurze Unterredung zu pflegen.

„Das iſt wunderbar,“ ſagte der König.

Dann ſich gegen Catharina umwendend, fuhr er fort:

„Meine Mutter, Ihr werdet befriedigt werden.“

Catharina machte ein leichtes Zeichen mit dem Kopf, womit ſie ihre Billigung bezeugte.

„Laßt die Herren eintreten,“ ſagte der König.

„Sire, eine Gnade," ſprach Joyeuſe.

„Laß hören," erwiederte der König; „vorausgeſetzt, es iſt nicht die Begnadigung des Verurtheilten."

„Seid unbeſorgt, Sire."

„Nun?"

„Sire, es iſt ein Ding was beſonders das Geſicht meines Bruders und hauptſächlich auch das meinige verletzt: die rothen Roben und die ſchwarzen Roben; Eure Majeſtät wolle alſo die Güte haben, uns zu erlauben, daß wir uns zurückziehen."

„Wie, Ihr intereſſirt Euch ſo wenig für meine Angelegenheiten, Herr von Joyeuſe, daß Ihr Euch in einem ſolchen Augenblick entfernen zu dürfen verlangt?" rief Heinrich.

„Glaubt das nicht, Sire, Alles, was Eure Majeſtät berührt, iſt von tiefem Intereſſe für mich; aber ich bin von einer erbärmlichen Organiſation und die ſchwächſte Frau iſt in dieſem Punkte ſtärker als ich. Ich kann keine Hinrichtung ſehen, ohne auf acht Tage krank zu werden. Da nun aber nur ich noch bei Hofe lache, ſeit dem mein Bruder, ich weiß nicht warum, nicht mehr lacht, ſo bedenkt, was aus dem armen, jetzt ſchon ſo trübſeligen Louvre werden wird, wenn es mir einfällt, ihn noch trübſeliger zu machen. Habt alſo Gnade, Sire . . ."

„Du willſt mich verlaſſen, Anne?" ſagte Heinrich mit einem Ausdruck unbeſchreiblicher Traurigkeit.

„Seht, Sire, Ihr fordert ſehr viel; eine Hinrichtung auf der Grève, das heißt die Rache und das Schauſpiel, und zwar ein Schauſpiel, auf das Ihr, ganz im Gegenſatze zu mir, äußerſt begierig ſeid, die Rache und das Schauſpiel genügen Euch nicht, und Ihr müßt Euch noch zugleich an der Schwäche Eurer Freunde weiden."

„Bleibe, Joyeuſe, bleibe; Du wirſt ſehen, daß es intereſſant iſt."

„Ich zweifle nicht daran; ich befürchte ſogar, wie ich Eurer Majeſtät geſagt habe, das Intereſſe dürfte ſich auf

einen Grad steigern, wo ich es nicht mehr auszuhalten vermöchte. Ihr erlaubt mir also, Sire, nicht wahr?"

Und er machte eine Bewegung gegen die Thüre.

„Gehe," sagte Heinrich III. seufzend, „halte es nach Deiner Phantasie, es ist mein Loos, allein zu leben."

Und der König wandte sich die Stirne gefaltet gegen seine Mutter, denn er befürchtete, sie könnte das Gespräch gehört haben, das zwischen ihm und seinem Günstling stattgefunden.

Das Gehör von Catharina war eben so fein als ihr Gesicht, wenn sie aber nicht hören wollte, so war kein Ohr härter als das ihrige.

Mittlerweilen neigte sich Joyeuse an das Ohr seines Bruders und sagte zu ihm:

„Geschwinde, geschwinde, du Bouchage, während die Räthe eintreten, schlüpfe hinter ihren großen Roben hinaus und laß uns wegschleichen; der König sagt jetzt ja, in fünf Minuten wird er nein sagen."

„Ich danke, mein Bruder," erwiederte der junge Mann; „ich war wie Du, es drängte mich, wegzugehen."

„Vorwärts, die Raben erscheinen, verschwinde zarte Nachtigall."

Man sah in der That hinter den Herren Räthen wie zwei rasche Schatten die zwei jungen Leute entfliehen.

Hinter ihnen fiel der Vorhang mit seinen schweren Flügeln herab.

Als der König den Kopf umwandte, waren sie schon verschwunden.

Heinrich stieß einen Seufzer aus und küßte seinen kleinen Hund.

Fünftes Kapitel.

Die Hinrichtung.

Die Räthe blieben schweigsam im Hintergrunde der königlichen Loge stehen und warteten, bis der König das Wort an sie richtete.

Der König ließ einen Augenblick auf sich warten, wandte sich dann gegen sie um und sprach:

„Nun, meine Herren, was gibt es Neues? Guten Morgen, Herr Präsident Brisson."

„Sire," antwortete der Präsident mit seiner leichten Würde, die man bei Hofe seine Hugenotten-Höflichkeit nannte, — „wir kommen, um Eure Majestät, wie es Herr von Thou gewünscht hat, anzuflehen, das Leben des Schuldigen zu schonen. Ohne Zweifel hat er einige Offenbarungen zu machen, und wenn man ihm das Leben verspräche, würde man sie von ihm erhalten."

„Aber hat man sie nicht von ihm erhalten, Herr Präsident?"

„Ja, Sire, — theilweise, — genügt das Eurer Majestät?"

„Ich weiß, was ich weiß, Messire."

„Eure Majestät weiß also, woran sie sich in Beziehung auf die Theilnahme Spaniens bei dieser Angelegenheit zu halten hat."

„Spaniens, ja, Herr Präsident, und sogar mehrerer anderer Mächte."

„Es wäre wichtig, diese Theilnahme zu constatiren, Sire."

„Der König hat auch die Absicht, die Hinrichtung zu verschieben," sagte Catharina, „wenn der Schuldige ein mit seinen Angaben vor dem Richter, der ihn auf die Folter spannen ließ, gleichlautendes Bekenntniß unterzeichnet."

Briſſon fragte den König mit den Augen und der Geberde.

„Das iſt meine Abſicht und ich verberge ſie nicht länger," ſagte der König; „Ihr könnt Euch davon überzeugen, Herr Briſſon, wenn Ihr Euren Lieutenant vom Gericht mit dem Miſſethäter ſprechen laßt."

„Euere Majeſtät hat mir nichts mehr zu befehlen?"

„Nichts. Doch keine Veränderung in den Geſtändniſſen, oder ich nehme mein Wort zurück! — Sie ſind öffentlich, ſie müſſen vollſtändig ſein."

„Ja, Sire. Mit dem Namen der betheiligten Perſonen?"

„Mit dem Namen, mit allen Namen."

„Selbſt wenn dieſe Perſonen durch das Geſtändniß des Verbrechers mit Hochverrath und Empörung gegen das Oberhaupt befleckt würden?"

„Selbſt wenn dieſe Namen die meiner nächſten Verwandten wären," ſagte der König.

„Es ſoll geſchehen, wie Eure Majeſtät befiehlt."

„Ich will mich erklären, Herr Briſſon, damit kein Mißverſtändniß obwalte. Man bringe dem Verurtheilten Feder und Papier. Er ſchreibe ſein Bekenntniß und zeige dadurch öffentlich, daß er ſich unſerer Gnade und Barmherzigkeit anheimſtellt. Hernach werden wir ſehen."

„Aber ich kann verſprechen?"

„Verſprecht immerhin."

„Geht, meine Herren," ſagte der Präſident, ſeine Räthe verabſchiedend.

Und nachdem er ſich ehrfurchtsvoll vor dem König verbeugt hatte, ging er hinter ihnen hinaus.

„Er wird ſprechen," ſagte Louiſe von Lothringen, ganz zitternd, „er wird ſprechen und Eure Majeſtät wird ihn begnadigen. Seht, wie der Schaum auf ſeine Lippen tritt."

„Nein, nein, er ſucht nur," erwiederte Catharina. „Was ſucht er denn?"

„Parbleu," ſprach Heinrich III. „das iſt nicht ſchwer

zu errathen: er ſucht den Herrn Herzog von Parma, den Herrn Herzog von Guiſe; er ſucht Monſieur meinen Bruder, den allerkatholiſchſten König. Ja, ſuche! ſuche! warte, glaubſt Du die Grève ſei ein ſo bequemer Ort für Hinterhalte, wie die Straße von Flandern? glaubſt Du, ich habe hier nicht hundert Bellièvre, um Dich zu verhindern, vom Schaffot herabzuſteigen, wohin Dich ein Einziger geführt hat?"

Salcède hatte die Bogenſchützen abgehen ſehen, um die Pferde zu holen. Er hatte den Präſidenten und die Räthe in der Loge des Königs bemerkt, — dann hatte er ſie wieder verſchwinden ſehen: er begriff, daß der König Befehl zur Hinrichtung gegeben hatte.

Da erſchien auf ſeinem leichenbleichen Munde der blutige Schaum, den die junge Königin wahrgenommen: in der tödtlichen Ungeduld, die ihn verzehrte, biß ſich der Unglückliche bis auf das Blut in die Lippen.

„Niemand! Niemand!" murmelte er. „Nicht Einer von denjenigen, welche mir Hülfe verſprochen hatten! Feige! Feige! Feige!"

Der Lieutenant Tranchon näherte ſich dem Schaffot und ſagte zu dem Henker:

„Haltet Euch fertig."

Der Nachrichter machte ein Zeichen gegen das andere Ende des Platzes und man ſah die Pferde, die Menge durchſchneidend, eine ſtürmiſche Furche zurücklaſſen, die ſich, der des Meeres ähnlich, wieder hinter ihnen ſchloß.

Dieſe Furche wurde von den Zuſchauern gebildet, welche der raſche Durchzug der Pferde niederwarf oder zurückdrängte; aber die umgeſtürzte Mauer ſchloß ſich alsbald wieder, und zuweilen wurden die Erſten die Letzten und ſo gegenſeitig, — denn die Starken warfen ſich in den leeren Raum.

Man konnte nun an der Ecke der Rue de la Vannerie, als die Pferde hier vorüberkamen, einen uns bekannten hübſchen jungen Mann von dem Weichſteine, auf dem er ſtand, herabſpringen ſehen, angetrieben von einem Jüng-

ling von kaum fünfzehn bis sechzehn Jahren, der sehr heißgierig auf dieses furchtbare Schauspiel zu sein schien.

Dies war der geheimnißvolle Page und der Vicomte Ernauton von Carmainges.

„Geschwinde! geschwinde!“ flüsterte der Page seinem Gefährten in's Ohr, werft Euch in das Loch, es ist kein Augenblick zu verlieren.“

„Aber man wird uns erdrücken,“ entgegnete Ernauton, „Ihr seid ein Narr, mein kleiner Freund.“

„Ich will sehen, von Nahem sehen,“ sagte der Page mit so gebieterischem Tone, daß man leicht zu erkennen vermochte, dieser Befehl komme aus einem an das Befehlen gewöhnten Mund.

Ernauton gehorchte.

„Schließt Euch fest an die Pferde an,“ sagte der Page; „verlaßt sie nicht um eine Sohle breit, oder wir kommen nicht an Ort und Stelle.“

„Aber ehe wir ankommen, werdet Ihr in Stücke zerschmettert sein.“

„Kümmert Euch nicht um mich. Vorwärts! vorwärts!“

„Die Pferde werden ausschlagen.“

„Packt das letzte am Schweif; nie schlägt ein Pferd, wenn man es so hält.“

Ernauton unterlag unwillkührlich dem seltsamen Einfluß dieses Kindes; er gehorchte und hing sich an den Schweif des Pferdes an, während sich der Page an seinem Gürtel festhielt.

Mitten durch diese wie ein Meer wogende, wie ein Gebüsch dornige Menge gelangten sie, hier einen Flügel von ihrem Mantel, dort ein Bruchstück von ihrem Wamms, anderswo ihre Hemdkrause zurücklassend, zu gleicher Zeit mit dem Gespann bis auf drei Schritte zu dem Schaffot, auf welchem sich Salcède in den Zuckungen der Verzweiflung krümmte.

„Sind wir an Ort und Stelle?“ murmelte athemlos der junge Mann, als er Ernauton anhalten sah.

„Ja, zum Glück, denn meine Kräfte ſind erſchöpft,“ antwortete der Vicomte.

„Ich ſehe nicht.“

„Tretet vor mich.“

„Nein, nein, noch nicht . . . Was macht man?“

„Schlingen an das Ende der Stricke.“

„Und was macht er?“

„Wer, er?“

„Der Verurtheilte.“

„Er verdreht die Augen wie ein Geier auf der Lauer.“

Die Pferde waren nahe genug am Schaffot, daß die Knechte des Henkers an die Füße und Fäuſte von Salcède die an ihren Kummeten befeſtigten Zugriemen binden konnten.

Salcède brüllte, als er an ſeinen Knöcheln die rauhe Berührung der Stricke fühlte, die eine Schlinge um ſein Fleiſch zuſammenzog.

Er richtete einen äußerſten, einen unbeſchreiblichen Blick an dieſen ungeheuren Platz, deſſen hundert tauſend Zuſchauer er im Kreiſe ſeines Geſichtsſtrahl umfaßte.

„Mein Herr,“ ſagte höflich der Lieutenant Tranchon, „beliebt Euch, mit dem Volke zu ſprechen, ehe wir vorfahren?“

Und er näherte ſich dem Ohre des Verbrechers, um leiſe beizufügen:

„Ein gutes Geſtändniß . . . und Euer Leben iſt gerettet.“

Salcède ſchaute ihm bis in die Tiefe der Seele.

Dieſer Blick war ſo beredt, daß er die Wahrheit aus dem Herzen von Tranchon zu reißen ſchien und ſie bis in ſeine Augen heraufſteigen machte, wo ſie hervorbrach.

Salcède täuſchte ſich nicht und begriff, daß der Lieutenant aufrichtig war und halten würde, was er verſprach.

„Ihr ſeht,“ fuhr Tranchon fort, „man verläßt Euch, Ihr habt keine andere Hoffnung mehr auf dieſer Welt, als die, welche ich Euch biete.“

„Nun wohl!“ sagte Salcède mit einem heiseren Seufzer, „gebietet Stillschweigen, ich bin bereit, zu sprechen.“

„Der König verlangt ein geschriebenes und unterzeichnetes Geständniß.“

„Dann macht mir die Hände frei und gebt mir eine Feder, ich werde schreiben.“

„Euer Geständniß?“

„Mein Geständniß, es sei.“

Entzückt vor Freude hatte Tranchon nur ein Zeichen zu machen, denn es war für den Fall vorhergesehen. Ein Bogenschütze hielt das Erforderliche bereit; er gab ihm Schreibzeug, Federn, Papier, und Tranchon legte Alles auf das Holz des Schaffots.

Zu gleicher Zeit lockerte man um ungefähr drei Fuß den Strick, der das rechte Faustgelenke von Salcède hielt und hob ihn auf die Estrade, damit er schreiben konnte.

Als Salcède saß, fing er an, mit aller Kraft zu athmen und sich seiner Hand zu bedienen, um seine Lippen abzuwischen und seine Haare zurückzustreichen, welche feucht von Schweiß über seine Augbrauen herabfielen.

„Vorwärts, vorwärts,“ sagte Tranchon, „setzt Euch bequem und schreibt Alles“

„Oh! habt nicht bange,“ erwiederte Salcède, seine Hand nach der Feder ausstreckend. „Seid ruhig, ich werde diejenigen nicht vergessen, welche mich vergessen.“

Bei diesen Worten schaute er zum letzten Male umher. Ohne Zweifel war der Augenblick, sich zu zeigen, für den Pagen gekommen, denn er ergriff Ernauton bei der Hand und sagte zu ihm:

„Mein Herr, habt die Güte, nehmt mich in Eure Arme und hebt mich über diese Köpfe empor, die mich zu sehen verhindern.“

„Ah! in der That, Ihr seid unersättlich, junger Mensch.“

„Noch diesen Dienst, mein Herr.“

„Ihr mißbraucht mich.“

„Ich muß den Verurtheilten ſehen, verſteht Ihr? ich muß ihn ſehen.“

Dann, als Ernauton wahrſcheinlich nicht raſch genug auf dieſe Einſchärfung antwortete, fügte er bei:

„Habt Mitleid, Herr, habt Gnade, ich flehe Euch an.“

Das Kind war nicht mehr ein phantaſtiſcher Tyrann, ſondern ein unwiderſtehlich Flehender.

Ernauton hob den jungen Menſchen in ſeine Arme, doch nicht ohne ein gewiſſes Erſtaunen über die Zartheit des Körpers, den er in ſeinen Händen hielt.

Der Kopf des Pagen überragte nun die anderen Köpfe.

Eben hatte Salcède, ſeine Rundſchau vollendend, die Feder ergriffen.

Plötzlich erblickte er zu ſeinem großen Erſtaunen das Antlitz des jungen Menſchen.

In dieſem Augenblick drückte der Page zwei Finger auf ſeine Lippen. Eine unſägliche Freude verbreitete ſich auf dem Geſichte des Verbrechers. Es war wie die Trunkenheit des böſen Reichen, da Lazarus einen Tropfen Waſſer auf ſeine vertrocknete Zunge fallen läßt.

Er hatte das ſo ungeduldig erwartete Signal erkannt, das ihm Hülfe verkündigte.

Nach einer Betrachtung von mehreren Secunden bemächtigte ſich Salcède des Papiers, das ihm Tranchon unruhig über ſein Zögern reichte, und fing an mit einem fieberhaften Eifer zu ſchreiben.

„Er ſchreibt, er ſchreibt,“ murmelte die Menge.

„Er ſchreibt,“ wiederholte die Königin Mutter mit offenbarer Freude.

„Er ſchreibt,“ ſagte der König, „bei Gottes Tod! ich werde ihn begnadigen.“

Plötzlich unterbrach ſich Salcède, um noch einmal den jungen Menſchen anzuſchauen.

Der junge Menſch wiederholte daſſelbe Zeichen, und Salcède ſchrieb weiter.

Dann nach einem kürzeren Zwischenraum unterbrach er sich wieder, um abermals zu schauen.

Diesmal machte der Page Zeichen mit den Fingern und dem Kopfe.

„Seid Ihr zu Ende?“ fragte Tranchon, der sein Papier nicht aus dem Gesichte verlor.

„Ja,“ antwortete Salcède maschinenmäßig.

„So unterzeichnet.“

Salcède unterzeichnete, ohne seine Augen, welche an den jungen Menschen genietet blieben, auf das Papier zu richten.

Tranchon streckte seine Hand nach dem Geständniß aus.

„Dem König, dem König allein,“ sprach Salcède.

Und er reichte dem Lieutenant das Papier, doch mit einem Zögern und wie ein besiegter Soldat, der seine letzte Waffe übergibt.

„Wenn Ihr Alles wohl gestanden habt, so seid Ihr gerettet, Herr von Salcède,“ sagte der Lieutenant.

Ein aus Spott und Unruhe gemischtes Lächeln trat auf den Lippen des Verurtheilten hervor, der den geheimnißvollen Pagen ungeduldig zu befragen schien.

Ermüdet wollte Ernauton seine Last niedersetzen und öffnete die Arme. Der Page glitt auf den Boden.

Mit ihm verschwand die Vision, die den Verurtheilten aufrecht erhalten hatte.

Als ihn Salcède nicht mehr sah, suchte er ihn mit den Augen; dann rief er ganz verwirrt:

„Nun! nun!“

Niemand antwortete.

„Rasch, rasch, beeilt Euch,“ sagte er; „der König hat das Papier in der Hand, er wird es sogleich lesen.“

Niemand rührte sich.

Der König entfaltete lebhaft das Geständniß.

„Oh! tausend Teufel!“ rief Salcède, „sollte man mich hintergangen haben? Ich erkannte sie doch wohl! Sie war es, sie war es!“

Kaum hatte der König die ersten Zeilen durchlaufen, als er von Entrüstung ergriffen zu sein schien.

Dann erbleichte er und schrie:

„Oh! der Elende! ... oh! der boshafte Mensch!“

„Was gibt es, mein Sohn?“ fragte Catharina

„Er nimmt Alles zurück, meine Mutter; er behauptet, nie etwas gestanden zu haben.“

„Und dann?“

„Dann erklärte er die Herren von Guise für unschuldig und allen Complotten fremd.“

„In der That,“ stammelte Catharina, „wenn es wahr ist.“

„Er lügt,“ rief der König, „er lügt wie ein Heide.“

„Was wißt Ihr davon, mein Sohn? die Herren von Guise sind vielleicht verleumdet worden. Die Richter haben vielleicht in ihrem zu großen Eifer die Angaben falsch ausgelegt.“

„Ei! Madame,“ rief Heinrich, der sich nicht mehr länger bemeistern konnte, „ich habe Alles gehört.“

„Ihr, mein Sohn?“

„Ja, ich.“

„Und wann dies, wenn's beliebt?“

„Als der Schuldige die Folter auszuhalten hatte ... ich war hinter einem Vorhang; ich habe nicht eines von seinen Worten verloren, und jedes von diesen Worten drang in meinen Kopf wie ein Nagel unter dem Hammer.“

„Nun, so laßt ihn unter der Folter sprechen, da er die Folter braucht; befehlt, daß die Pferde anziehen.“

Vom Zorne hingerissen erhob Heinrich die Hand.

Der Lieutenant Tranchon wiederholte dieses Zeichen.

Schon waren die Stricke wieder an die vier Glieder des Missethäters gebunden worden; vier Männer sprangen auf die vier Pferde; vier Peitschenhiebe erschollen, und die vier Rosse stürzten in entgegengesetzten Richtungen fort.

Ein furchtbares Krachen und ein entsetzlicher Schrei erhob sich zu gleicher Zeit vom Boden des Schaffots. Man sah, wie die Glieder des unglücklichen Salcède blau

wurden, ſich verlängerten und mit Blut unterliefen; ſein Geſicht war nicht mehr das eines menſchlichen Geſchöpfes: es war die Maske eines Dämons.

„Ah! Verrath! Verrath!“ ſchrie er. „Nun! ich werde ſprechen, ich will ſprechen, ich will Alles ſagen. Ah! verfluchte Herzog . .“

Seine Stimme übertönte das Gewieher der Pferde und den Lärmen der Menge; aber plötzlich erloſch ſie.

„Haltet ein! haltet ein!“ rief Catharina.

Es war zu ſpät. Kurz zuvor noch durch den Schmerz und die Wuth ſtarr, fiel der Kopf von Salcède plötzlich auf den Boden des Blutgerüſtes.

„Laßt ihn ſprechen,“ rief die Königin Mutter. „Haltet ein, haltet doch ein!“

Das Auge von Salcède war übermäßig erweitert, ſtarr, und blieb hartnäckig auf die Gruppe geheftet, wo der Page erſchienen war. Tranchon folgte geſchickt der Richtung.

Aber Salcède konnte nicht mehr ſprechen, er war todt.

Tranchon gab leiſe ſeinen Bogenſchützen einige Befehle und dieſe durchſuchten die Menge in der durch die verrathenden Blicke von Salcède bezeichneten Richtung.

„Ich bin entdeckt,“ ſagte der junge Page Ernauton ins Ohr; „habt Mitleid, helft mir, unterſtützt mich, Herr, ſie kommen! ſie kommen!“

„Aber wer ſeid Ihr denn?“

„Eine Frau ... rettet mich, beſchützt mich!“

Ernauton erbleichte, aber der Edelmuth trug den Sieg über das Erſtaunen und die Furcht davon.

Er ſtellte ſeine Schutzbefohlene vor ſich, brach ihr Bahn durch gewaltige Streiche mit dem Knopfe ſeines Degens und trieb ſie bis zur Ecke der Rue du Mouton, gegen eine offene Thüre.

Der junge Page ſtürzte darauf zu und verſchwand in dieſer Thüre, die ihn zu erwarten ſchien und ſich hinter ihm ſchloß.

Er hatte nicht einmal Zeit gehabt, ihn nach seinem Namen zu fragen, noch wo er ihn wiederfinden würde.

Aber während er verschwand, machte ihm der Page, als hätte er seinen Gedanken errathen, ein Zeichen voll von Versprechungen.

Nunmehr frei, wandte sich Ernauton gegen den Mittelpunkt des Platzes um und umfaßte mit einem Blicke das Schaffot und die königliche Loge.

Salcède lag starr und bleifarbig auf dem Blutgerüste ausgestreckt.

Catharina stand leichenbleich und zitternd in der Loge.

„Mein Sohn," sagte sie endlich, sich den Schweiß von der Stirne wischend, „Ihr würdet wohl daran thun, mit Eurem Scharfrichter zu wechseln. Dieser ist ein Liguist."

„Woran seht Ihr es?"

„Schaut! schaut!"

„Nun, ich schaue."

„Salcède hat nur einen Zug erlitten, und er ist todt."

„Weil er zu empfindlich für den Schmerz ist."

„Nein, nein!" entgegnete Catharina, mit einem Lächeln der Verachtung, das ihr die geringe Scharfsichtigkeit ihres Sohnes entriß, „nein, sondern weil er unter dem Schaffot mit einem feinen Strick in dem Augenblick erdrosselt worden ist, wo er diejenigen, welche ihn sterben ließen, anklagen wollte. Laßt den Leichnam durch einen gelehrten Doctor untersuchen, und ich bin sicher, Ihr findet um seinen Hals den Kreis, den der Strick daran zurückgelassen hat."

„Ihr habt Recht," sprach Heinrich, dessen Augen einen Moment funkelten, „mein Vetter von Guise ist besser bedient als ich."

„Stille! stille! mein Sohn, keinen Lärmen, man würde unserer spotten; denn die Partie ist diesmal wiederum verloren."

„Joyeuse hat wohl daran gethan, sich anderswo zu

beluſtigen," ſagte der König, „man kann auf nichts in dieſer Welt zählen, nicht einmal auf die Hinrichtungen. Gehen wir, meine Damen, gehen wir."

Sechstes Kapitel.

Die beiden Joyeuſe.

Die Herren von Joyeuſe hatten ſich, wie wir geſehen, während dieſer ganzen Scene durch die Hintergebäude des Stadthauſes entfernt; ſie ließen bei den Equipagen des Königs ihre Lackeien, welche mit ihren Pferden auf ſie warteten, und gingen neben einander durch die Straßen dieſes volkreichen Quartiers, welche an dieſem Tage ganz verlaſſen waren, ſo ſehr zog das Schauſpiel auf der Grève die Bevölkerung an ſich.

Sobald ſie außen waren, wanderten ſie Arm in Arm fort, aber ohne mit einander zu reden.

Kurz zuvor noch ſo freudig, war Henri ernſt, in Gedanken verſunken, beinahe düſter.

Anne ſchien unruhig und gleichſam über das Stillſchweigen ſeines Bruders verlegen.

Er war es auch, der zuerſt dieſes Stillſchweigen brach.

„Nun, Henri," fragte er, „wohin führſt Du mich.

„Ich führe Dich nicht, ich gehe Dir voran, mein Bruder," erwiederte Henri, als ob er plötzlich erwachte.

„Wünſcheſt Du irgend wohin zu gehen, mein Bruder?"

„Und Du?"

Henri lächelte traurig.

„Oh! ich," ſagte er, „mir iſt es gleichviel, wohin ich gehe."

„Du gehſt doch dieſen Abend irgendwohin,“ entgegnete Anne, „denn jeden Abend gehſt Du zu derſelben Stunde aus, um erſt ziemlich ſpät in der Nacht nach Hauſe zu kommen, und zuweilen kommſt Du gar nicht nach Hauſe.“

„Willſt Du mich ausfragen, mein Bruder?“ ſagte Henri mit einer reizenden Weichheit, gemiſcht mit einer gewiſſen Ehrfurcht vor ſeinem älteren Bruder.

„Ich Dich ausfragen? Gott behüte mich! Die Geheimniſſe gehören denjenigen, welche ſie bewahren.“

„Wenn Du es wünſcheſt, habe ich keine Geheimniſſe für Dich, Du weißt es wohl.“

„Du wirſt keine Geheimniſſe für mich haben Henri?“

„Nie, mein Bruder; biſt Du nicht zugleich mein Herr und mein Freund?“

„Verdammt! ich dachte, Du kümmerteſt Dich nicht um mich, der ich nur ein armer Laie bin; ich dachte, Du hätteſt unſeren weiſen Bruder, dieſen Pfeiler der Gottesgelahrtheit, dieſe Leuchte der Religion, dieſen gelehrten Architekten der Gewiſſensfälle des Hofes, der eines Tages Cardinal ſein wird, ich dachte, Du vertrauteſt ihm, und fändeſt in ihm zugleich Beichte, Abſolution und wer weiß . . . Rath; denn in unſerer Familie,“ fügte Anne lachend bei, „iſt man zu Allem gut, Du weißt es, davon zeugt unſer vielgeliebter Vater.“

Henri du Bouchage ergriff die Hand ſeines Bruders und drückte ſie liebevoll.

„Du biſt für mich mehr als Gewiſſensrath, mehr als Beichtiger, mehr als Vater, mein lieber Anne,“ ſagte er, „ich wiederhole, Du biſt mein Freund.“

„So ſprich, mein Freund, warum habe ich Dich, der Du ſo heiter warſt, allmälig traurig werden ſehen, und warum gehſt Du, ſtatt bei Tage auszugehen, jetzt nur noch bei Nacht aus?“

„Mein Bruder, ich bin nicht traurig,“ erwiederte Henri lächelnd.

„Was biſt Du denn?“

„Ich bin verliebt.“

„Gut, und dieſes Verſunkenſein?“

„Kommt davon her, daß ich unabläßig an meine Liebe denke.“

„Und Du ſeufzeſt, während Du mir das ſagſt?“

„Ja.“

„Du ſeufzeſt, Du, Henri, Graf du Bouchage, Du, der Bruder von Joyeuſe, Du, den die ſchlimmen Zungen den dritten König von Frankreich nennen? Du weißt, Herr von Guiſe iſt der zweite, wenn nicht gar der erſte! Du, der Du reich, der Du ſchön biſt, der Du Pair von Frankreich ſein wirſt, wie ich, und Herzog, wie ich, bei der erſten Gelegenheit, die ich finde, Du biſt verliebt, nachdenkend und ſeufzeſt; Du, der Du: Hilariter *) zum Wahlſpruch haſt.“

„Mein lieber Anne, alle dieſe Gaben der Vergangenheit oder alle dieſe Verheißungen der Zukunft haben nicht für mich in der Reihe der Dinge gezählt, welche mein Glück machen ſollten. Ich beſitze keinen Ehrgeiz.“

„Das heißt, Du beſitzeſt keinen mehr.“

„Oder ich ſtrebe wenigſtens nicht nach den Dingen, von denen Du ſprichſt.“

„In dieſem Augenblick vielleicht; doch ſpäter wirſt Du darauf zurückkommen.“

„Nie, mein Bruder, ich wünſche nichts, ich will nichts.“

„Und Du haſt Unrecht, mein Bruder. Wenn man den Namen Joyeuſe, einen der ſchönſten Namen Frankreichs, führt, wenn man einen Bruder hat, der der Günſtling des Königs iſt, ſo wünſcht man Alles, ſo will man Alles, . . . und hat man Alles.“

Henri ſchüttelte ſchwermüthig ſein blondes Haupt.

„Sprich, da wir nun allein und von aller Welt entfernt ſind,“ ſagte Anne. „Der Teufel ſoll mich holen, wir ſind über das Waſſer gekommen, und befinden uns

*) Hilaritor, joyeusement, freudig.

auf dem Pont de la Tournelle, ohne daß wir es bemerkt haben . . . Ich glaube nicht, daß in dieſer Einöde, bei dieſem ſcharfen, kalten Nordoſt, in der Nähe dieſes grünen Waſſers irgend Jemand uns behorchen wird. . . Haſt Du mir etwas Ernſtes zu ſagen, Henri?"

„Nichts, nichts, wenn nicht, daß ich verliebt bin, und das weißt Du ſchon, mein Bruder, da ich es Dir ſo eben geſtanden habe."

„Aber den Teufel! das iſt nichts Ernſtes," erwiederte Anne, mit dem Fuße ſtampfend. „Beim Papſt, ich bin auch verliebt!"

„Nicht wie ich, mein Bruder."

„Ich denke auch zuweilen an meine Geliebte."

„Ja, aber nicht immer."

„Ich habe auch Widerwärtigkeiten, Kummer ſogar."

„Ja, Du haſt aber auch Freuden, denn man liebt Dich."

„Oh! ich ſtoße auch auf große Hinderniſſe; man verlangt von mir großes Geheimhalten."

„Man verlangt? Du haſt geſagt: man verlangt, mein Bruder. Wenn Deine Geliebte verlangt, ſo gehört ſie Dir."

„Allerdings gehört ſie mir . . . nämlich mir und Herrn von Mayenne; denn ein Vertrauten iſt des andern werth, Henri, ich habe gerade die Geliebte von dieſem Unzüchter von Mayenne, ein in mich vernarrtes Mädchen, das Mayenne auf der Stelle verlaſſen würde, wenn es nicht befürchtete, es könnte von ihm umgebracht werden. Du weißt, es iſt ſeine Gewohnheit, die Frauen umzubringen. Dann haſſe ich dieſe Guiſen, und es beluſtigt mich . . . mich auf Koſten von einem derſelben zu beluſtigen. Nun wohl! ich ſage es Dir, ich wiederhole es, ich habe zuweilen Widerwärtigkeiten, Zänkereien; doch ich werde deshalb nicht düſter wie ein Karthäuſer; ich mache keine trübe Augen. Ich fahre fort zu lachen, wenn nicht immer, doch wenigſtens von Zeit zu Zeit. Nun, ſo ſprich, wen

liebst Du, Henri? Deine Geliebte ist doch wenigstens schön?"

„Ach! mein Bruder, es ist nicht meine Geliebte."

„Ist sie schön?"

„Zu schön."

„Ihr Name?"

„Ich weiß ihn nicht."

„Gehe doch!"

„Bei meinem Ehrenwort."

„Mein Freund, ich fange an zu glauben, daß die Sache noch gefährlicher ist, als ich dachte . . . Das ist, beim Papst! keine Traurigkeit, sondern Tollheit!"

„Sie hat nur ein einziges Mal mit mir, oder vielmehr nur ein einziges Mal in meiner Gegenwart gesprochen, und seit dieser Zeit habe ich nicht einmal mehr den Ton ihrer Stimme gehört."

„Und Du hast Dich nicht erkundigt?"

„Bei wem?"

„Wie! bei wem? bei den Nachbarn."

„Sie bewohnt ein Haus für sich allein und Niemand kennt sie."

„Das ist wohl ein Schatten?"

„Es ist eine Frau, groß und schön wie eine Nymphe, ernst und erhaben wie der Engel Gabriel."

„Wie hast Du sie kennen lernen? wo hast Du sie getroffen?"

„Eines Tages verfolgte ich ein Mädchen, bei der Sackgasse der Gypecienne, ich trat in einen kleinen Garten, der an die Kirche stößt, dort ist eine Bank unter Bäumen. Bist Du je in diesen Garten gekommen, mein Bruder?"

„Nie! gleichviel, fahre fort, es ist dort eine Bank unter Bäumen . . . hernach?"

„Der Schatten fing an dichter zu werden; ich verlor das Mädchen aus dem Gesicht, und während ich es suchte, gelangte ich zu der Bank."

„Immerzu, ich höre."

„Ich erblickte im Halbdunkel ein Frauenkleid und ſtreckte die Hände aus.

„„Verzeiht, mein Herr,“ ſagte plötzlich die Stimme eines Mannes, den ich nicht bemerkt hatte, „„verzeiht.““

„Und die Hand dieſes Mannes ſchob mich ſachte, aber mit Feſtigkeit zurück.“

„Er wagte es, Dich zu berühren, Joyeuſe?“

„Höre, dieſer Mann hatte das Geſicht in einer Art von Kutte verborgen, ich hielt ihn für einen Mönch, dann machte er Eindruck auf mich durch den liebevollen und höflichen Ton ſeiner Warnung, denn während er zu mir ſprach, bezeichnete er mit dem Finger auf zehn Schritte die Frau, deren weiße Kleidung mich nach dieſer Seite gezogen hatte . . . Sie kniete vor der ſteinernen Bank, als ob es ein Altar wäre.

„Ich blieb ſtehen, mein Bruder: dieſes Abenteuer begegnete mir am Anfang des September; die Luft war lau; die Roſen und die Veilchen, welche die Gläubigen auf den Gräbern des Geheges pflanzen, ſandten mir ihre zarten Wohlgerüche zu; der Mond zerriß eine weißliche Wolke hinter dem Glockenthurme der Kirche und die Fenſter fingen an, ſich an ihrem Firſt zu verſilbern, während ſie ſich unten von dem Wiederſcheine der angezündeten Kerzen vergoldeten. Mein Freund, war es die Majeſtät des Ortes, war es die perſönliche Würde, dieſe knieende Frau glänzte für mich in der Finſterniß, wie eine Bildſäule von Marmor und als ob ſie wirklich von Marmor geweſen wäre. Sie flößte mir eine gewiſſe Ehrfurcht ein, die mir kalt im Herzen machte.

„Ich ſchaute ſie gierig an.

„Sie beugte ſich auf die Bank, umfaßte ſie mit ihren Armen, drückte ihre Lippen darauf, und bald ſah ich ihre Schultern unter der Gewalt ihrer Seufzer und ihres Schluchzens wogen; nie haſt Du ſolche Ausbrüche gehört, mein Bruder; nie hat ein ſcharfes Eiſen ſo ſchmerzlich ein Herz zerriſſen.

„Während ſie weinte, küßte ſie den Stein mit einer

Trunkenheit, die mich von Sinnen brachte; ihre Thränen rührten mich, ihre Küsse machten mich verrückt."

„Beim Papst! sie war verrückt," sagte Joyeuse, „küßt man einen Stein so? schluchzt man so um nichts?"

„Oh! es war ein großer Schmerz, der sie schluchzen machte, oh! es war eine tiefe Liebe, der sie diesen Stein zu küssen bewog; aber wen liebte sie? wen beweinte sie? für wen betete sie? Ich weiß es nicht."

„Doch dieser Mann, hast Du ihn nicht befragt?"

„Gewiß."

„Und was hat er geantwortet?"

„Sie habe ihren Gatten verloren."

„Beweint man auf diese Art einen Gatten? Das ist, bei Gott! eine schöne Antwort; und Du hast Dich damit begnügt?"

„Ich mußte wohl, da er mir keine andere geben wollte."

„Aber dieser Mann selbst, wer ist er?"

„Eine Art von Diener, der bei ihr wohnt."

„Sein Name?"

„Er weigerte sich, ihn mir zu sagen."

„Jung? alt?"

„Er mag acht und zwanzig bis dreißig Jahre alt sein."

„Und was geschah hernach?... Sie hat wohl nicht die ganze Nacht fort geweint und gebetet?"

„Nein. Als sie zu weinen aufgehört, nämlich als sie ihre Thränen erschöpt und ihre Lippen auf dem Stein abgenutzt hatte, stand sie auf, mein Bruder; es lag in dieser Frau eine so geheimnißvolle Traurigkeit, daß ich, statt auf sie zuzugehen, wie ich es bei jeder andern Frau gethan hätte, zurückwich; sie schritt sodann auf mich, oder vielmehr auf die Stelle zu, wo ich stand, denn sie sah mich nicht einmal; da traf ein Mondstrahl ihr Antlitz und dieses erschien mir erleuchtet, schimmernd: sie hatte ihren düsteren Ernst wieder angenommen: kein Zusammenziehen

 Gesichts, kein Beben, keine Thränen mehr, nur noch

noch die feuchte Furche, die sie gezogen. Ihre Augen allein glänzten noch. Ihr Mund öffnete sich sanft, um das Leben einzuathmen, das einen Augenblick sie zu verlassen bereit zu sein geschienen hatte; sie machte ein paar Schritte mit einer gewissen weichen Mattigkeit und denjenigen ähnlich, welche im Traume wandeln; der Mann lief auf sie zu und führte sie; denn sie schien vergessen zu haben, daß sie auf der Erde ging. Oh! mein Bruder, welch eine Schönheit, welche übermenschliche Macht! Ich habe nie etwas gesehen, was ihr auf Erden gliche, und nur zuweilen in meinen Träumen, wenn sich der Himmel öffnete, waren dieser Wirklichkeit ähnliche Visionen herabgestiegen."

„Hernach, hernach?" fragte Anne, der unwillkührlich ein Interesse an dieser Erzählung nahm, über die er Anfangs zu spotten beabsichtigt hatte.

„Oh! nun bin ich bald zu Ende, mein Bruder; ihr Diener sagte ein paar Worte leise zu ihr, und sie ließ ihren Schleier nieder; ohne Zweifel sagte er ihr, ich wäre da: aber sie schaute nicht einmal auf meine Seite, sie senkte nur ihren Schleier, und ich sah sie nicht mehr; es kam mir vor, als hätte sich der Himmel verdüstert und als wäre es kein lebendiges Geschöpf mehr, sondern ein diesen Gräbern entstiegener Schatten, der durch das hohe Gras schweigend vor mir hinschlupfte.

„Sie verließ das Gehege; ich folgte ihr.

„Von Zeit zu Zeit wandte sich der Mann um und er konnte mich sehen, denn ganz verwirrt und betäubt, wie ich war, verbarg ich mich nicht; was willst Du? ich hatte noch die alten gemeinen Gewohnheiten im Kopfe, den alten rohen Sauerteig im Herzen."

„Was willst Du damit sagen, Henri?" fragte Anne. „Ich verstehe Dich nicht."

Der junge Mann antwortete lächelnd:

„Ich will damit sagen, daß meine Jugend geräuschvoll war, daß ich oft zu lieben glaubte, und daß alle

Frauen für mich bis zu jenem Augenblick Frauen waren, denen ich meine Liebe anbieten konnte."

„Oh! oh! was ist das?" rief Joyeuse, der, unwillkührlich etwas beunruhigt durch das Geständniß seines Bruders, seine Heiterkeit wieder zu erlangen suchte. „Nimm Dich in Acht, Henri, Du schweifst aus, es ist also keine Frau von Fleisch und Knochen?"

„Mein Bruder," sagte der junge Mann, die Hand von Joyeuse mit einem fieberhaften Drucke umschließend, „mein Bruder," sprach er so leise, daß sein Hauch kaum an das Ohr des Aelteren gelangte, „so wahr mich Gott hört, ich weiß nicht, ob es ein Geschöpf dieser Welt ist."

„Beim Papst!" erwiederte Anne, „Du würdest mir Angst machen, wenn ein Joyeuse je Angst haben könnte."

Dann fügte er bei, indem er seine Heiterkeit wieder zu gewinnen suchte.

„Doch immerhin ist es gewiß, daß sie geht, daß sie weint, und daß sie Küße gibt; Du hast es mir selbst gesagt, und dies ist, wie mir scheint, ein sehr gutes Vorzeichen, mein theurer Freund; aber das ist nicht Alles; sprich, hernach, hernach?"

„Hernach kommt nur noch wenig: ich folgte ihr also, sie suchte sich mir nicht einmal zu entziehen, den Weg zu verändern, einen falschen Weg einzuschlagen; sie schien nicht einmal hieran zu denken."

„Nun! wo wohnte sie?"

„In der Gegend der Bastille, in der Rue de Lesdiguières; vor ihrer Thüre wandte sich ihr Begleiter um und sah mich."

„Du machtest ihm sodann ein Zeichen, um ihm zu verstehen zu geben, daß Du mit ihm zu sprechen wünschest."

„Ich wagte es nicht; was ich Dir da sage, ist lächerlich, aber der Diener imponirte mir beinahe eben so sehr als die Gebieterin."

„Gleichviel, Du tratst in das Haus?"

„Nein, mein Bruder."

„In der That, Henri, ich habe große Lust, zu leugnen,

daß Du ein Joyeuse bist; doch Du gingst wenigstens am andern Tag wieder dahin?"

„Ja, aber vergebens, vergebens nach der Gypecienne, vergebens in die Rue de Lesdiguières."

„Sie war verschwunden."

„Wie ein Schatten, der entflohen."

„Du hast Dich jedoch erkundigt?"

„Die Straße hat wenig Bewohner, keiner konnte mich befriedigen; ich lauerte auf den Diener, um ihn zu befragen, er erschien nicht wieder; doch ein Licht, das ich am Abend durch die Jalousien glänzen sah, tröstete mich, indem es mir andeutete, sie wäre immer noch da. Ich wandte hundert Mittel an, um in das Haus zu dringen: Briefe, Boten, Blumen, Geschenke, Alles scheiterte. Eines Abends verschwand das Licht ebenfalls und erschien nicht wieder; ohne Zweifel meiner Verfolgungen müde, hatte die Dame die Rue des Lesdiguières verlassen; Niemand kannte ihre neue Wohnung."

„Du hast sie jedoch wiedergefunden, die schöne Spröde?"

„Der Zufall gestattete es: ich bin ungerecht, mein Bruder, es ist die Vorsehung, welche nicht will, daß man das Leben hinschleppe. Höre, es ist in der That seltsam! Ich ging vor vierzehn Tagen um Mitternacht durch die Rue de Bussy ... Du weißt, mein Bruder, daß die Feuer-Verordnungen sehr streng vollzogen werden; nun wohl! ich sah nicht nur Feuer an den Scheiben eines Hauses, sondern einen wahren Brand, der im zweiten Stocke ausbrach.

„Ich klopfte kräftig an die Thüre, ein Mann erschien am Fenster.

„„Es brennt bei Euch!"" rief ich.

„„Stille, habt Mitleid,"" erwiederte er, „„stille, ich bin eben beschäftigt, zu löschen.""

„„Soll ich die Wache rufen?""

„„Nein, nein, um des Himmels willen, ruft Niemand.""

„„Aber wenn man Euch helfen kann?""

„„Wollt Ihr? so kommt und Ihr leistet mir einen Dienst, für den ich Euch mein ganzes Leben dankbar sein werde.““

„„Und wie soll ich kommen?““

„„Hier ist der Schlüssel zur Thüre.““

„Und er warf mir aus dem Fenster einen Schlüssel zu.

„Ich stieg rasch die Treppe hinauf und trat in das Zimmer, das der Schauplatz des Brandes war.

„Der Boden brannte; ich befand mich in dem Laboratorium eines Chemikers; als er irgend einen Versuch machte, hatte sich eine entzündbare Flüssigkeit auf der Erde ausgebreitet, wodurch der Brand entstanden war.

„Bei meinem Eintritt war er schon Meister des Feuers, so daß ich mir ihn anschauen konnte.

„Es war ein Mann von acht und zwanzig bis dreißig Jahren, wenigstens schien er mir dieses Alter zu haben; eine furchtbare Narbe durchfurchte die Hälfte der Wange, eine andere den Schädel; sein buschiger Bart verbarg den Rest des Gesichtes.

„„Ich danke Euch, mein Herr, aber Ihr seht, Alles ist vorbei; seid Ihr ein so artiger Mann, als sich aus Eurem Aussehen schließen läßt, so habt die Güte, Euch zu entfernen, denn meine Gebieterin kann jeden Augenblick eintreten, und sie dürfte ärgerlich werden, wenn sie zu dieser Stunde einen Fremden bei mir oder vielmehr bei sich sehen würde.““

„Der Ton dieser Stimme lähmte, erschreckte mich. Ich öffnete den Mund, um ihm zuzurufen: „„Ihr seid der Mann der Gypecienne, der Mann der Rue de Lesdiguières, der Mann von der unbekannten Dame;““ denn Du erinnerst Dich, mein Bruder, daß er mit einer Kutte bedeckt war, daß ich sein Gesicht nicht gesehen, daß ich nur seine Stimme gehört hatte. Ich war im Begriff, ihm dies zu sagen, ihn zu befragen, als sich plötzlich eine Thüre öffnete und eine Frau eintrat.

„„Was gibt es denn, Remy?““ fragte sie, indem sie

majeſtätiſch auf der Thürſchwelle ſtehen blieb, „„und warum dieſer Lärmen?““

„Oh! mein Bruder, ſie war es, noch ſchöner im ſterbenden Feuer des Brandes, als ſie mir in den Strahlen des Mondes geſchienen hatte; ſie war es, die Frau, deren beſtändiges Andenken mir das Herz zernagt.

„Bei dem Schrei, den ich ausſtieß, ſchaute mich der Diener ebenfalls aufmerkſamer an.

„„Ich danke, Herr, ich danke,““ ſagte er noch einmal; „„Ihr ſeht, das Feuer iſt gelöſcht. Geht, ich bitte Euch, geht.““

„„Mein Freund,““ erwiederte ich, „„Ihr verabſchiedet mich ſehr hart.““

„„Madame,““ ſagte der Diener, „„er iſt es.““

„„Wer?““ fragte ſie.

„„Der junge Cavalier, den wir im Garten der Gypecienne trafen, und der uns nach der Rue de Lesdiguières folgte.““

„Sie heftete nun ihren Blick auf mich, und aus dieſem Blick konnte ich ſchließen, daß ſie mich zum erſten Male ſah.

„„Mein Herr,““ ſprach ſie, „„habt die Güte, entfernt Euch.““

„Ich zögerte, ich wollte ſprechen, bitten; aber die Worte fehlten meinen Lippen; ich blieb unbeweglich und ſtumm und ſchaute ſie nur an.

„„Nehmt Euch in Acht, mein Herr,““ ſagte der Diener mehr traurig als ſtreng, „„nehmt Euch in Acht, Ihr würdet Madame zwingen, zum zweiten Male zu fliehen.““

„„Oh! Gott verhüte es,““ erwiederte ich, mich verbeugend, „„aber Madame, ich beleidige Euch doch nicht.““

„Sie antwortete mir nicht. So unempfindlich, ſo ſtumm, ſo eiſig, als ob ſie mich nicht gehört hätte, wandte ſie ſich um, und ich ſah ſie allmälig im Schatten verſchwinden und die Stufen einer Treppe hinabgehen, auf

der ihr Tritt nicht mehr scholl, als wenn es der eines Gespenstes gewesen wäre."

„Und das ist Alles?" fragte Joyeuse.

„Das ist Alles. Der Diener geleitete mich zur Thür zurück und sprach:

„„Mein Herr, vergeßt im Namen Jesu und der Jungfrau Maria, ich flehe Euch an, vergeßt!""

„Ich entfloh betrübt, verwirrt, albern, preßte meinen Kopf zwischen meinen beiden Händen und fragte mich, ob ich nicht ein Narr würde.

„Seitdem gehe ich jeden Abend in diese Straße, und deshalb wandten sich meine Schritte, als wir das Stadthaus verließen, ganz natürlich nach dieser Seite; jeden Tag, sagte ich, gehe ich in diese Straße, ich verberge mich an der Ecke eines Hauses dem ihrigen gegenüber, unter einem Balcon, dessen Schatten mich gänzlich umhüllt; einmal unter zehnmal sehe ich Licht in dem Zimmer, das sie bewohnt; dort ist mein Leben, dort ist mein Glück!"

„Welch ein Glück!" rief Joyeuse.

„Ach! ich verliere es, wenn ich ein anderes zu erlangen wünsche."

„Aber wenn Du Dich mit dieser Resignation zu Grunde richtest?"

„Mein Bruder," sprach Henri mit einem traurigen Lächeln, „was willst Du? ich fühle mich so glücklich."

„Das ist unmöglich."

„Das Glück ist immer beziehungsweise; ich weiß, daß sie dort ist, daß sie dort lebt, daß sie dort athmet; ich sehe sie durch die Mauer, oder es kommt mir vielmehr vor, als erblickte ich sie; wenn sie dieses Haus verließe, wenn ich abermals vierzehn Tage zubrächte, wie die, welche ich zubrachte, als ich sie verloren hatte, so würde ich ein Narr, mein Bruder, oder ich ginge in ein Kloster, um Mönch zu werden."

„Nein, bei Gott! es ist schon genug mit einem Narren und einem Mönch in der Familie; bleiben wir hiebei, mein theurer Freund."

„Keine Bemerkungen, Anne, keinen Spott; die Bemerkungen wären unnütz, der Spott würde nichts bewirken.“

„Wer spricht von Bemerkungen und Spott?“

„Schon gut. Doch . . .“

„Laß mich Dir nur Eines sagen.“

„Was?“

„Du hast Dich benommen wie ein Freischüler.“

„Ich habe weder Combinationen, noch Berechnungen gemacht, ich habe mich nicht benommen, ich habe mich einer Sache hingegeben, welche stärker war als ich. Wenn ein Strom uns fortreißt, ist es besser, ihm zu folgen, als dagegen zu kämpfen.“

„Und wenn er zu einem Abgrund führt?“

„So muß man versinken, mein Bruder.“

„Das ist Deine Ansicht?“

„Ja.“

„Es ist nicht die meinige, und an Deiner Stelle . . .“

„Was hättest Du gethan, Anne?“

„Gewiß genug, um ihren Namen, ihr Alter zu erfahren, an Deiner Stelle . . .“

„Anne, Anne, Du kennst sie nicht.“

„Nein, aber ich kenne Dich. Wie, Henri, Du hattest fünfzig tausend Thaler, die ich Dir von den hundert tausend gegeben, welche mir der König an seinem Namenstage zum Geschenk machte.“

„Sie sind noch in meiner Kasse, Anne, nicht einer fehlt.“

„Gottes Tod! desto schlimmer. Lägen sie nicht mehr in Deiner Kasse, so wäre die Frau in Deinem Alkoven.“

„Oh! mein Bruder.“

„Es gibt kein oh! mein Bruder, ein gewöhnlicher Diener verkauft sich für zehn Thaler, ein guter für hundert, ein vortrefflicher für tausend, ein wunderbarer für drei tausend. Nehmen wir nun einen Phönix von einem Diener an, träumen wir von einem Gott der Treue, und mit zwanzig tausend Thalern gehört er beim Papst! Dir . . .

es blieben Dir somit hundert und dreißig tausend Livres, um den durch den Phönix der Diener ausgelieferten Phönix der Frauen zu bezahlen. Henri, mein Freund, Du bist einfältig."

„Anne," erwiederte Henri seufzend, „es gibt Leute, die sich nicht verkaufen; es gibt Herzen, die ein König sogar zu bestechen nicht reich genug ist."

Joyeuse besänftigte sich.

„Nun wohl! ich pflichte dem bei," sagte er, „aber es finden sich keine, die sich nicht ergeben."

„Das mag sein."

„Nun was hast Du gethan, daß sich das Herz dieser schönen Unempfindlichen sich Dir ergebe?"

„Ich lebe der Ueberzeugung, Anne, daß ich Alles gethan habe, was ich thun konnte."

„Graf du Bouchage, Ihr seid ein Narr. Ihr seht eine traurige, verschlossene, weinende Frau, und Ihr macht Euch trauriger, verschlossener, seufzender, das heißt schwerfälliger, als sie selbst ist. In der That, Ihr sprecht auf eine sehr gewöhnliche Manier von der Liebe und Ihr seid alltäglicher als ein Viertelsmeister. Sie ist allein, leistet ihr Gesellschaft; sie ist traurig, seid heiter; sie beklagt, tröstet sie und ersetzt."

„Unmöglich, mein Bruder!"

„Hast Du es versucht?"

„Warum dies?"

„Bei Gott! und wäre es nur, um es zu versuchen. Du bist verliebt, sagst Du?"

„Ich kenne keine Worte, um meine Liebe auszudrücken."

„Wohl! in vierzehn Tagen sollst Du Deine Geliebte haben."

„Mein Bruder."

„So wahr ich Joyeuse heiße. Ich denke, Du bist nicht hoffnungslos?"

„Nein, denn ich habe nie gehofft."

„Um welche Stunde siehst Du sie?"

„Um welche Stunde?“

„Allerdings.“

„Ich habe Dir gesagt, daß ich sie nicht sehe, mein Bruder.“

„Nie?“

„Nie.“

„Nicht einmal an ihrem Fenster.“

„Nicht einmal ihren Schatten, sage ich Dir.“

„Das muß endigen. Sprich, hat sie einen Liebhaber?“

„Mit Ausnahme des Remy, von dem ich Dir gesprochen, habe ich nie einen Mann in ihr Haus eintreten sehen.“

„Wie ist das Haus beschaffen?“

„Zwei Stockwerke, kleine Thüre über einer Stufe, Terrasse oberhalb des zweiten Fensters.“

„Kann man nicht über diese Terrasse hineinkommen?“

„Sie ist von den anderen Häusern abgesondert.“

„Und was ist gegenüber?“

„Ein anderes, beinahe ähnliches Haus, obgleich etwas höher, wie mir scheint.“

„Von wem wird dieses Haus bewohnt?“

„Von einem Bürger.“

„Von böser oder guter Laune?“

„Von guter, denn ich höre ihn zuweilen ganz allein lachen.“

„Kaufe ihm sein Haus ab.“

„Wer sagt Dir, daß es verkäuflich ist?“

„Biete ihm das Doppelte von seinem Werthe.“

„Und wenn mich die Dame dort sieht?“

„Nun!“

„So wird sie abermals verschwinden, während ich, meine Gegenwart verbergend, sie früher oder später wiederzusehen hoffe.“

„Du wirst sie diesen Abend sehen.“

„Ich?“

„Stelle Dich um acht Uhr unter ihren Balcon.“

„Ich werde dort ſein, wie ich es alle Tage bin, aber ohne mehr Hoffnung, als an den anderen Tagen.“

„Doch ſage mir die Adreſſe ganz genau.“

„Zwiſchen der Porte Buffy und dem Hotel Saint-Denys, beinahe an der Ecke der Rue des Auguſtins, zwanzig Schritte von einem großen Gaſthof mit dem Schilde: Zum Schwerte des kühnen Ritters.“

„Sehr gut, um acht Uhr dieſen Abend.“

„Aber was willſt Du machen?“

„Du wirſt es ſehen, Du wirſt es hören. Mittlerweile kehre nach Hauſe zurück, lege Deine ſchönſten Kleider an, nimm Deine reichſten Juwelen, gieße auf Deine Haare Deine feinſten Eſſenzen: dieſen Abend kommſt Du in die Feſtung.“

„Gott höre Dich, mein Bruder.“

„Henri, wenn Gott taub iſt, ſo iſt es der Teufel nicht ... Ich verlaſſe Dich, meine Geliebte erwartet mich, nein, ich will ſagen, die Geliebte von Herrn von Mayenne ... Beim Papſt! dieſe iſt kein Zieraffe.“

„Mein Bruder.“

„Verzeih, ſchöner Liebesritter; ich mache keine Vergleichung zwiſchen den zwei Damen; ſei hievon überzeugt, obſchon ich nach dem, was Du mir ſagſt, die meinige mehr liebe, — oder vielmehr die unſrige ... Doch ſie erwartet mich und ich will ſie nicht warten laſſen. Gott befohlen, Henri, dieſen Abend.“

„Dieſen Abend, Anne.“

Die zwei Brüder drückten ſich die Hand und trennten ſich.

Nach zweihundert Schritten hob der Eine den Klopfer eines ſchönen beim Parvis Notre-Dame liegenden gothiſchen Hauſes muthig auf und ließ ihn geräuſchvoll wieder fallen.

Der Andere vertiefte ſich ſchweigſam in einer von den krummen Straße, welche nach dem Palaſte ausmünden.

Siebentes Kapitel.

Worin das Schwert des kühnen Ritters gegen Amors Rosenstock Recht behält.

Während des von uns erzählten Gespräches war die Nacht gekommen und hatte mit ihrem feuchten Nebelmantel die zwei Stunden zuvor noch so geräuschvolle Stadt umhüllt.

Sobald Salcède todt war, kehrten die Zuschauer zu ihren Lagern zurück, und man sah auf den Straßen nur noch zerstreute Häufchen, statt der ununterbrochenen Kette der Neugierigen, welche am Tage einem Punkte zugeströmt waren.

Bis in die entferntesten Quartiere der Grève fanden sich Reste von Bebungen, welche nach der langen Aufregung des Tages leicht zu begreifen waren.

Bei der Porte Bussy zum Beispiel, wohin wir uns zu dieser Stunde versetzen müssen, um einigen Personen zu folgen, die wir am Anfang dieser Geschichte in Scene gebracht haben, und um die Bekanntschaft von neuen Personen zu machen, bei diesem Stadtende, sagen wir, hörte man, wie einen Bienenstock bei Sonnenuntergang, ein gewisses rosenfarbig angestrichenes und mit blauen und weißen Malereien verziertes Haus summen, welches das Haus zum Schwerte des kühnen Ritters genannt wurde, und doch nichts Anderes war, als ein Gasthof von riesigen Verhältnissen, den man in jüngster Zeit in diesem neuen Quartier eingerichtet hatte.

Damals besaß Paris nicht ein einziges gutes Gasthaus, das nicht sein siegreiches Schild gehabt hätte. Das Schwert des kühnen Ritters war eine von den herrlichen Ankündigungen, bestimmt, alle Geschmacksrichtungen zu vereinigen, alle Sympathien zusammenzufassen.

Man sah auf dem Schilde den Kampf eines Erzengels oder eines Heiligen gegen einen Drachen gemalt, der, wie das Ungeheuer von Hippolyt, Ströme von Flammen und Rauch ausspie. Durch ein heroisches und zugleich frommes Gefühl beseelt, hatte der Maler dem vollständig gerüsteten kühnen Ritter in seine Hände nicht ein Schwert, sondern ein ungeheures Kreuz gegeben, womit er besser als mit der schärfsten Klinge den unglücklichen Drachen entzwei schnitt, von dem die Stücke blutend auf dem Boden umherlagen.

Man sah auf dem Hintergrunde des Schildes oder vielmehr des Gemäldes, denn das Schild verdiente gewiß diesen Namen, eine Menge von Zuschauern, welche ihre Arme in die Luft emporhoben, während am Himmel die Engel über den Helm des kühnen Ritters Lorbeerzweige und Palmblätter ausstreckten.

Gierig, zu beweisen, daß er alle Genres malte, hatte der Künstler im Vordergrunde Kürbisse, Trauben, Käfer, Eidechsen, eine Schnecke auf einer Rose und endlich zwei Kaninchen, das eine weiß, das andere grau, gruppirt, welche Kaninchen, trotz der Verschiedenheit der Farben, was eine Verschiedenheit der Meinungen hätte andeuten können, beide sich an der Nase kratzten, ohne Zweifel aus Freude über den merkwürdigen Sieg, den der kühne Ritter über den parabolischen Drachen davon getragen, der kein Anderer war, als Satan.

Entweder war der Eigenthümer des Schildes von sehr schwer zu befriedigendem Charakter, oder mußte er mit der Gewissenhaftigkeit des Malers sehr zufrieden sein. Der Künstler hatte in der That nicht eine Linie vom Raum verloren, und wenn man hätte eine Milbe beifügen müssen, so würde es an Platz gefehlt haben.

Gestehen wir nur Eines, und dieses wenn auch peinlichen Geständniß ist unserem Geschichtsschreiber-Gewissen auferlegt. Aus dem schönen Schilde ging nicht hervor, daß das Wirthshaus wie dieses an den guten Tagen aefüllt war, im Gegentheil aus Gründen, die wir sogleich

erklären wollen, und die das Publikum begreifen wird, gab es, wir sagen nicht zuweilen, sondern beinahe immer, große Leeren im Gasthofe zum kühnen Ritter.

Das Haus war jedoch, wie man in unseren Tagen sagen würde, groß und comfortable; viereckig gebaut, durch breite Unterlagen an den Boden angeklammert, streckte es stolz über seinem Schilde vier Thürmchen empor, von denen jedes ein achteckiges Zimmer enthielt, das Ganze allerdings von Holz gebaut, aber zierlich und geheimnißvoll, wie jedes Haus sein muß, das den Männern und besonders den Frauen gefallen will; doch hierin lag das Uebel.

Man kann nicht Jedermann gefallen.

Doch das war nicht die Ueberzeugung von Dame Fournichon, der Wirthin zum kühnen Ritter. In Folge ihrer Ueberzeugung hatte sie ihren Mann bewogen, ein Badehaus zu verlassen, in welchem sie in der Rue Saint-Honoré vegetirten, um zu Gunsten der Verliebten bei der Porte Bussy und aus anderen Quartieren von Paris den Bratspieß drehen zu lassen und Wein zu zapfen. Zum Unglück für die Bestrebungen von Dame Fournichon lag ihr Gasthaus etwas zu nahe beim Pré-aux-Clercs, weshalb, zugleich durch die Nachbarschaft und das Schild angelockt, so viele zum Schlagen bereite Paare in das Schwert des kühnen Ritters kamen, daß die anderen minder kriegerischen Paare wie, die Pest das arme Wirthshaus aus Furcht vor dem Lärmen und den Degenstichen flohen. Die Verliebten sind friedliche Leute, welche sich nicht gern stören lassen, so daß man sich genöthigt sah, in die so zierlichen Thürme nur Kriegsknechte einzuquartieren, und daß alle im Innern von dem Künstler des Schildes in die hölzernen Füllungen gemalte Cupidos mit Schnurrbärten und anderen mehr oder minder anständigen Zuthaten durch die Kohle der Stammgäste verziert worden waren.

Dame Fournichon behauptete auch, es ist nicht zu leugnen, bis dahin nicht ohne Grund, das Schild habe

dem Hause Unglück gebracht, und sie versicherte, wenn man sich hätte auf ihre Erfahrung verlassen und statt des kühnen Ritters und des häßlichen Drachen, welche Jedermann zurückstießen, etwas Galantes malen wollen, wie zum Beispiel Amors Rosenstock mit entflammten Herzen statt der Rosen, so hätten alle zarte Seelen ihr Haus zum Wohnsitz gewählt.

Unfähig, zu gestehen, daß er seinen Gedanken bereue und den Einfluß beklage, den dieser Gedanke auf sein Schild geübt habe, nahm leider Meister Fournichon keine Rücksicht auf die Bemerkungen seiner Ehehälfte und erwiederte die Achseln zuckend, daß er, ein ehemaliger Trabant von Herrn Dauville, natürlich seine Kundschaft unter Kriegsleuten suchen müsse; er fügte bei, ein Reiter, der nur an das Trinken zu denken habe, trinke wie sechs Verliebte, und wenn er auch nur die Hälfte der Zeche bezahle, so gewinne man doch noch dabei, da die verschwenderischsten Liebesleute nie bezahlen wie drei Reiter.

„Ueberdies," schloß er, „ist der Wein moralischer als die Liebe."

Bei diesen Worten zuckte Dame Fournichon ebenfalls die Achseln, welche fett genug waren, daß man auf eine boshafte Weise ihre Ansichten über Moralität auslegen konnte.

Die Angelegenheiten in der Haushaltung der Fournichon hatten diesen schismatischen Zustand erreicht, und die Ehegatten vegetirten im Carrefour Bussy, wie sie in der Rue Saint-Honoré vegetirt hatten, als ein unvorhergesehener Umstand das Angesicht der Dinge veränderte und der Meinung von Meister Fournichon den Triumph verlieh ... zum Ruhm und zur Ehre des würdigen Schildes, worauf jedes Reich der Natur seinen Repräsentanten hatte.

Einen Monat vor der Hinrichtung von Salcède befanden sich, nach einigen militärischen Uebungen, welche auf dem Pré-aux-Clercs stattgefunden hatten, Dame Fournichon und ihr Gatte, ihrer Gewohnheit gemäß, jedes in

einem Thürmchen ihrer Anſtalt, Beide müßig, träumeriſch und kalt, weil alle Tiſche und alle Zimmer des Wirthshauſes zum kühnen Ritter völlig leer waren.

Amors Roſenſtock hatte an dieſem Tage keine Roſen gebracht.

Das Schwert des kühnen Ritters hatte an dieſem Tag in's Waſſer geſchlagen.

Die beiden Gatten ſchauten alſo traurig nach der Ebene, wo, ſich auf der Fähre der Tour de Nesle einſchiffend, um nach dem Louvre zurückzukehren, die Soldaten verſchwanden, welche ein Kapitän hatte manoeuvriren laſſen, und während ſie ſchauten und über den militäriſchen Despotismus ſeufzten, der nach ihrer Wachtſtube zurückzukehren die Soldaten zwang, welche natürlich ſehr durſtig ſein mußten, ſahen ſie dieſen Kapitän ſein Pferd in Trab ſetzen und allein mit einem Mann Ordonnanz nach der Porte Buſſy reiten.

Dieſer ganz beſiederte, ganz ſtolz auf ſeinem Schimmel ſitzende Officier, deſſen Degen mit der vergoldeten Scheide einen ſchönen Mantel von flandriſchem Tuch emporhielt, war in zehn Minuten vor dem Gaſthaus.

Da er ſich aber nicht in das Gaſthaus begeben wollte, war er im Begriff, vorüberzureiten, ohne nur das Schild bewundert zu haben, denn er ſchien ſehr ſorgenvoll und in Gedanken vertieft, dieſer Kapitän, als Meiſter Fournichon, dem das Herz beinahe bei dem Gedanken brach, daß er den ganzen Tag kein Geld löſen ſollte, ſich aus ſeinem Thürmchen neigte und ausrief:

„Das iſt ein ſchönes Pferd, Frau!“

Welchem Madame Fournichon, als übereinſtimmende Wirthin die Erwiederung ergreifend, beifügte:

„Und wie ſchön iſt der Reiter!“

Der Kapitän, der für das Lob, von welcher Seite es auch kam, nicht unempfindlich zu ſein ſchien, ſchaute empor, als ob er plötzlich erwachte. Er ſah den Wirth, die Wirthin und das Wirthshaus, hielt ſein Pferd an, und rief ſeiner Ordonnanz.

Dann betrachtete er, immer noch im Sattel, sehr aufmerksam das Haus und das Quartier.

Fournichon rumpelte zu vier und vier Stufen seine Treppe hinab und stellte sich, seine Mütze in den Händen zusammengerollt, vor die Thüre.

Der Kapitän dachte einen Augenblick nach und stieg dann ab.

„Ist Niemand hier?“ fragte er.

„Für den Augenblick nicht, mein Herr,“ antwortete der gedemüthigte Wirth.

Er wollte eben beifügen:

„Es ist dies jedoch nicht gewöhnlich so in meinem Hause.“

Aber Dame Fournichon war, wie beinahe alle Frauen, scharfsichtiger als ihr Mann; sie rief daher eiligst von ihrem Fenster aus:

„Sucht der Herr die Einsamkeit, so wird er sich bei uns vortrefflich finden.“

Der Kapitän richtete seine Augen in die Höhe, und als er das gute Gesicht sah, nachdem er die gute Antwort gehört hatte, erwiederte er:

„Für den Augenblick, ja, das ist es gerade, was ich suche, meine gute Frau.“

Dame Fournichon eilte sogleich dem Fremden entgegen, indem sie sich sagte:

„Diesmal gibt Amors Rosenstock Geld zu lösen und nicht das Schwert des kühnen Ritters.“

Der Kapitän, der zu dieser Stunde die Aufmerksamkeit der Gatten in Anspruch nahm, und zugleich die des Lesers zu erregen verdient, dieser Kapitän war ein Mann von dreißig bis fünf und dreißig Jahre, während er erst acht und zwanzig Jahre alt zu sein schien, so viel Sorge verwandte er auf seine Person.

Er war groß, gut gewachsen, von einer ausdrucksvollen und feinen Physiognomie; bei näherer Prüfung hätte man vielleicht etwas Affectation in seinem großartigen

Wesen gefunden, doch affectirt oder nicht, sein Wesen blieb immerhin großartig.

Er warf in die Hände seines Begleiters den Zaum eines herrlichen Pferdes, das mit einem Fuß die Erde stampfte, und sagte zu ihm:

„Führe das Pferd auf und ab und erwarte mich hier.“

Der Soldat nahm den Zaum und gehorchte.

Sobald er sich im großen Saale des Wirthshauses befand, blieb er stehen und sagte, einen Blick der Zufriedenheit umher werfend:

„Oh! oh! ein so großer Saal und kein einziger Zecher! Sehr gut!“

Meister Fournichon schaute ihn mit Erstaunen an, während ihm Madame Fournichon mit Einverständniß zulächelte.

Der Kapitän fuhr fort:

„Es ist also etwas in Eurem Benehmen oder in Eurem Hause, was die Gäste von Euch entfernt?“

„Gott sei Dank, weder das Eine, noch das Andere, mein Herr,“ erwiederte Madame Fournichon. „Das Quartier ist nur neu, und was die Kunden betrifft, so wählen wir.“

„Ah! sehr gut,“ sagte der Kapitän.

Meister Fournichon billigte während dieser Zeit mit dem Kopfe die Antworten seiner Frau.

„Zum Beispiel,“ fügte sie mit einem gewissen Blinzeln der Augen bei, das den Urheber des Planes mit Amors Rosenstock offenbarte, „zum Beispiel für einen Kunden wie Eure Herrlichkeit ließe man gerne zwölf gehen.“

„Das ist artig, meine hübsche Wirthin, und ich danke.“

„Will der gnädige Herr Wein kosten?“ fragte Fournichon mit seiner am Mindesten heiseren Stimme.

„Will der gnädige Herr die Wohnungen besichtigen?“ sagte Madame Fournichon mit ihrer süßesten Stimme.

„Das Eine und das Andere mit Eurer Erlaubniß,“ erwiederte der Kapitän.

Fournichon ſtieg in den Keller hinab, während ſeine Frau ihrem Gaſte die nach den Thürmchen führende Treppe zeigte, auf der ſie ihm voranging, wobei ſie ihren Rock zierlich etwas aufhob und auf jeder Stufe einen wahren Pariſerin-Schuh krachen ließ.

„Wie viel Perſonen könnt Ihr hier quartieren?“ fragte der Kapitän, als er im erſten Stock angelangt war.

„Dreißig Perſonen, worunter zehn Herren.“

„Das iſt nicht genug, ſchöne Wirthin,“ entgegnete der Kapitän.

„Warum, mein Herr?“

„Ich hatte einen Plan, ſprechen wir nicht mehr davon.“

„Ah! mein Herr, Ihr werdet ſicherlich nichts Beſſeres finden, als Amors Roſenſtock.“

„Warum Amors Roſenſtock?“

„Den kühnen Ritter, wollte ich ſagen, und wenn man nicht den Louvre und ſeine Zugehör hat . . .“

Der Fremde heftete einen ſeltſamen Blick auf ſie.

„Ihr habt Recht,“ ſagte er, „wenn man nicht den Louvre und ſeine Zugehör hat.“

Dann fuhr er bei Seite fort:

„Warum nicht, das wäre bequemer und minder theuer.“

„Ihr ſagt alſo, meine gute Dame,“ ſprach er laut, „Ihr könnet hier dreißig Perſonen zum Wohnen aufnehmen?“

„Ja, gewiß.“

„Aber für einen Tag?“

„Oh! für einen Tag vierzig und ſogar fünf und vierzig.“

„Fünf und vierzig, Parſandious! das iſt gerade meine Zahl.“

„Wirklich! ſeht, wie glücklich ſich das trifft.“

„Und ohne daß es auswärts Lärm macht?“

„Sonntags haben wir oft achtzig Soldaten hier.“

„Und keine Zusammenrottung vor dem Hause, kein Spion unter den Nachbarn?“

„Oh! mein Gott, nein; wir haben keinen andern Nachbar, als einen würdigen Bürgersmann, der sich nie in eines Dritten Angelegenheiten mischt, und keine andere Nachbarin, als eine Dame, welche so zurückgezogen lebt, daß ich sie in den drei Wochen, die sie hier wohnt, noch gar nicht zu Gesicht bekommen habe; alle Uebrigen sind unbedeutende Leute.“

„Das sagt mir vortrefflich zu.“

„Ah! desto besser.“

„Und von heute in einem Monat,“ fuhr der Kapitän fort; „behaltet das wohl, Madame, von heute in einem Monat.“ ...

„Am 26. October also?“

„Am 26. October.“

„Nun?“

„Am 26. October miethe ich Euer ganzes Gasthaus.“

„Das ganze?“

„Das ganze. Ich will einigen Landsleuten eine Ueberraschung bereiten ... Officieren oder wenigstens Kriegsmännern der Mehrzahl nach, welche in Paris ihr Glück suchen; bis dahin erhalten sie Nachricht, daß sie bei Euch absteigen sollen.“

„Und wie erhalten sie diese Nachricht, da Ihr ihnen eine Ueberraschung bereiten wollt?“ fragte unkluger Weise Madame Fournichon.

„Ah!“ erwiederte der Kapitän, durch diese Frage sichtbar in Verlegenheit gebracht, „ah! wenn Ihr neugierig oder indiscret seid ... Parfandious!“

„Nein, nein, mein Herr,“ rief hastig und erschrocken Madame Fournichon.

Fournichon hatte theilweise gehört, bei den Worten: Officiere oder Kriegsmänner schlug sein Herz vor Wohlbehagen.

Er lief herbei.

„Mein Herr,“ rief er, „Ihr werdet hier Meister,

Despot des Hauses sein, und zwar ohne Frage; mein Gott! alle Eure Freunde sind willkommen."

„Mein Braver, ich sagte nicht meine Freunde," erwiederte hochmüthig der Kapitän; „ich sagte meine Landsleute."

„Ja, ja, die Landsleute Eurer Herrlichkeit; ich täuschte mich."

Dame Fournichon drehte ärgerlich den Rücken; die Liebesrosen hatten sich in Hellebardenbündel verwandelt.

„Ihr werdet ihnen Abendbrod geben," fuhr der Kapitän fort.

„Sehr wohl."

„Mit einem Worte Ihr werdet Euch ohne die geringste Frage ganz ihrer Discretion anheimgeben."

„Abgemacht."

„Hier sind dreißig Livres Angeld."

„Der Handel ist abgeschlossen; Eure Landsleute sollen als Könige behandelt werden, und wenn Ihr Euch, den Wein kostend, versichern wollt..."

„Ich danke, ich trinke nie."

Der Kapitän näherte sich dem Fenster und rief den Hüter der Pferde.

Meister Fournichon stellte mittlerweile eine Betrachtung an.

„Gnädigster Herr," sagte er (seit dem Empfang der so großmüthig zum Voraus bezahlten drei Pistolen nannte Meister Fournichon den Fremden gnädigster Herr): „gnädigster Herr, wie soll ich die Herrn erkennen?"

„Parfandious! das ist wahr, das habe ich vergessen; gebt mir Wachs, Papier und Licht."

Dame Fournichon brachte Alles.

Der Kapitän drückte auf das siedende Wachs den Kasten eines Ringes, den er an der linken Hand trug.

„Ihr seht dieses Bild?" sagte er.

„Meiner Treue, eine schöne Frau."

„Ja, es ist eine Cleopatra; nun wohl! jeder von meinen Landsleuten wird Euch einen ähnlichen Abdruck

bringen, und Ihr beherbergt den Inhaber eines ſolchen Abdrucks, das iſt abgemacht, nicht wahr?"

„Wie lange?"

„Ich weiß es noch nicht; Ihr werdet meine Befehle hierüber erhalten."

„Wir werden ſie erwarten."

Der ſchöne Kapitän ſtieg wieder die Treppe hinab, ſchwang ſich in den Sattel und ritt in ſcharfem Trabe fort.

In Erwartung ſeiner Rückkehr ſackten die Gatten Fournichon die dreißig Livres Angeld ein ... zur großen Freude des Wirthes, der unabläßig wiederholte:

„Kriegsleute! ah! das Schild hat entſchieden nicht Unrecht. durch das Schwert werden wir unſer Glück machen."

Und er fing an, dem 26ſten October entgegenharrend, alle ſeine Caſſerolen zu ſcheuern.

Achtes Kapitel.

Silhouette von Gascognern.

Wir würden es nicht wagen, zu behaupten, Dame Fournichon ſei ſo discret geweſen, als der Fremde es ihr empfohlen hatte. Uebrigens glaubte ſie ſich wegen des Vortheils, den er dem Schwerte des kühnen Ritters eingeräumt, ohne Zweifel jeder Verbindlichkeit gegen ihn überhoben; da ihr aber noch mehr zu errathen blieb, als man ihr geſagt hatte, ſo fing ſie, um ihre Vermuthungen auf einer feſten Grundlage beruhen zu laſſen, damit an, daß ſie ſuchte, wer der unbekannte Cavalier wäre, der ſeinen Landsleuten ſo großmüthig Gaſtfreundſchaft bot. Sie verfehlte auch nicht, den erſten Soldaten, den

ſie vorübergehen ſah, nach dem Namen des Kapitäns zu fragen, der die Revue gehalten.

Ohne Zweifel von verſchwiegenerem Charakter, als die Wirthin, fragte der Soldat zuerſt, ehe er antwortete, zu welchem Behufe ſie dieſe Frage an ihn richte.

„Weil er ſo eben von hier weggeht," ſagte Madame Fournichon, „weil er mit uns geplaudert hat, und weil man auch gern wiſſen möchte, mit wem man ſpricht."

Der Soldat lachte.

„Der Kapitän, der die Revue commandirte, wäre nicht in das Schwert des kühnen Ritters eingetreten, Madame Fournichon," ſage er.

„Und warum?" fragte die Wirthin; „iſt er zu vornehmer Herr hiezu?"

„Vielleicht."

„Nun, wenn ich ſage, daß er nicht ſeinetwegen in das Gaſthaus zum kühnen Ritter gekommen iſt?"

„Und weſſen wegen denn?"

„Seinen Freunden zu Liebe."

„Der Kapitän der die Revue commandirte, würde ſeine Freude nicht im Schwerte des kühnen Ritters einquartieren, dafür ſtehe ich."

„Peſt! wie nehmt Ihr den Mund ſo voll, mein braver Mann! Und wie nennt ſich denn der Herr, der zu vornehm iſt, um ſeine Freunde im beſten Gaſthof von Paris einzuquartieren?"

„Nicht wahr, Ihr ſprecht von dem, welcher die Revue commandirte?"

„Allerdings."

„Ei, meine liebe Frau, derjenige, welcher die Revue commandirte, iſt ganz einfach der Herr Herzog Nogaret de la Valette d'Epernon, Pair von Frankreich, General-Oberſter der Infanterie des Königs, und ein wenig mehr König, als Seine Majeſtät ſelbſt. Nun! was ſagt Ihr von dieſem?"

„Daß er mir Ehre erwieſen hat, wenn er es iſt, der zu mir gekommen."

„Habt Ihr ihn Parfandious sagen hören?“

„Ei! ei!“ machte Dame Fournichon, welche viele außerordentliche Dinge im Leben gesehen hatte, und der das Wort Parfandious nicht ganz unbekannt war.

Man kann sich nun denken, mit welcher Ungeduld der 26. October erwartet wurde.

Am 25. Abends trat ein Mann mit einem ziemlich schweren Sack ein, den er auf den Schenktisch von Fournichon legte.

„Das ist der Preis für das auf morgen bestellte Mahl,“ sagte er.

„Zu wie viel den Kopf?“ fragten gleichzeitig die beiden Ehegatten.

„Zu sechs Livres.“

„Die Landsleute des Kapitäns werden also nur ein einziges Mahl hier einnehmen?“

„Ein einziges.“

„Der Kapitän hat also eine Wohnung für sie gefunden?“

„Es scheint.“

Trotz der Fragen des Rosenstocks und des Schwertes entfernte sich der Bote, ohne daß er dem einen und dem andern mehr antworten wollte.

Endlich ging die Sonne über den Küchen des kühnen Ritters auf.

Es hatte halb ein Uhr bei den Augustinern geschlagen, als vier Reiter vor der Thüre des Gasthauses hielten, vom Pferde stiegen und eintraten.

Sie waren von der Porte Bussy gekommen und trafen natürlich zuerst ein, einmal weil sie Pferde hatten, und sodann weil das Gasthaus zum Schwerte nur hundert Schritte von der Porte Bussy entfernt lag.

Einer von ihnen, der, sowohl nach seinem guten Aussehen, als nach seinem Luxus zu schließen, ihr Anführer zu sein schien, kam sogar mit zwei wohl berittenen Lackeien.

Jeder von ihnen zeigte sein Siegel mit dem Bilde

der Cleopatra und wurde von dem Ehepaar mit jeglicher Zuvorkommenheit empfangen, besonders der junge Mann mit den zwei Lackeien.

Mit Ausnahme des Letzteren erschienen die Ankömmlinge indessen nur schüchtern und mit einer gewissen Befangenheit; man sah, daß sie etwas Ernstes beunruhigte, besonders wenn sie maschinenmäßig die Hand in ihre Tasche steckten.

Die Einen verlangten, sich zur Ruhe zu legen, die Andern, vor dem Abendbrod die Stadt zu durchlaufen; der junge Mann mit den zwei Lackeien fragte, ob es nichts Neues in Paris zu sehen gebe.

Sehr empfänglich für die gute Miene des Cavaliers, antwortete Dame Fournichon:

„Meiner Treue, wenn Euch die Menge nicht bange macht, und wenn Ihr nicht davor erschreckt, daß Ihr vier Stunden hintereinander auf Euren Beinen bleiben müßt, könnt Ihr Euch dadurch eine Zerstreuung verschaffen, daß Ihr Herrn von Salcède, einen Spanier, der conspirirt hat, viertheilen seht."

„Ah!" sagte der junge Mann, „es ist wahr, ich habe davon sprechen hören, Pardieux! ich gehe dahin."

Und er entfernte sich mit seinen beiden Lackeien.

Gegen zwei Uhr kamen in Gruppen zu vier und fünf etwa fünfzehn neue Reisende.

Einige von ihnen trafen einzeln ein.

Einer kam sogar nachbarartig ohne Hut, ein Stöckchen in der Hand; er fluchte über Paris, wo die Diebe so verwegen seien, daß sie ihm bei der Grève, als er eine Gruppe durchschritten, den Hut gestohlen, und so gewandt, daß er nicht einmal habe sehen können, wer ihm denselben genommen.

Uebrigens sei das sein Fehler, er hätte nie in die Stadt Paris mit einem Hute, der mit einer so prachtvollen Agraffe geschmückt gewesen, eintreten sollen.

Gegen vier Uhr hatten sich schon vierzig Landsleute

des Kapitäns in dem Gasthause von Fournichon eingefunden.

„Ist das nicht seltsam?“ sprach der Wirth zu seiner Frau, „es sind lauter Gascogner.“

„Was findest Du denn Seltsames?“ erwiederte die Dame, „sagte der Kapitän nicht, er würde Landsleute empfangen?“

„Nun?“

„Da er selbst Gascogner ist, so müssen seine Landsleute wohl auch Gascogner sein.“

„Das ist wahr.“

„Ist Herr von Epernon nicht von Toulouse?“

„Das ist wahr, das ist wahr; Du bleibst also immer noch bei Herrn von Epernon?“

„Hat er nicht dreimal das bekannte Parfandious losgelassen?“

„Er hat das bekannte Parfandious losgelassen?“ fragte der Wirth unruhig, „was für ein Thier ist das?“

„Dummkopf, das ist sein Lieblingsschwur.“

„Richtig, richtig.“

„Staune darüber, daß nur vierzig Gascogner da sind, während wir fünf und vierzig haben sollten.“

Aber gegen fünf Uhr kamen die andern fünf Gascogner auch, und die Gäste des Schwertes waren vollzählig.

Nie hatten das Erstaunen und die Ueberraschung eine solche Verklärung über Gascogner Gesichter verbreitet: eine Stunde lang hörte man nur Sandiour, Mordiour, Cap de Bious, kurz so geräuschvolle Freudenausbrüche, daß es den Fournichon vorkam, als ob ganz Saintonge, ganz Poitou, ganz Aunis und ganz Languedoc in ihren großen Saal eingebrochen wären.

Einige kannten sich: so umarmte Eustache von Miradour den Cavalier mit den zwei Lackeien und stellte ihm Lardille, Militor und Scipion vor.

„Durch welchen Zufall bist Du in Paris?“ fragte dieser.

„Du ſelbſt, mein lieber Sainte-Maline?“

„Ich habe eine Stelle bei der Armee, und Du?“

„Ich komme in Erbſchaftsangelegenheiten.“

„Ah! ah! Du ſchleppſt alſo die alte Lardille immer noch nach?“

„Sie wollte mir folgen.“

„Konnteſt Du nicht insgeheim abreiſen, ſtatt Dich mit dieſem Volke zu beſchweren, das an ihrem Rocke hängt?“

„Unmöglich, ſie hat den Brief des Anwaltes geöffnet.“

„Ah! Du haſt die Nachricht von der Erbſchaft durch einen Brief erhalten?“ fragte Sainte-Maline.

„Ja,“ antwortete Mirabour. Dann rief, er haſtig das Geſpräch wechſelnd:

„Iſt es nicht ſeltſam, daß dieſes Gaſthaus voll und zwar von Landsleuten voll iſt?“

„Nein, das iſt nicht ſeltſam, das Schild macht Leuten von Ehre Appetit,“ unterbrach ihn unſer alter Bekannter Perducas von Pincornay, ſich in das Geſpräch miſchend.

„Oh! Ihr ſeid es, Kamerad,“ verſetzte Sainte-Maline, „Ihr habt mir immer noch nicht erklärt, was Ihr mir bei der Grève erzählen wolltet, als uns die Menge trennte.“

„Und was wollte ich Euch erklären?“ fragte Pincornay, ein wenig erröthend.

„Wie es kommt, daß ich Euch zwiſchen Angoulême und Angers auf dem Wege begegnet habe, daß ich Euch heute zu Fuß, ein Stöckchen in der Hand und ohne Hut ſehe?“

„Beſchäftigt Euch das, mein Herr?“

„Meiner Treue, ja,“ ſagte Sainte-Maline, „es iſt weit von Poitiers hierher, und Ihr kommt noch von ferner als von Poitiers.“

„Ich kam von Saint-André de Cubſac.“

„Und ſo ohne Hut?“

„Das iſt ganz einfach.“

„Ich finde es nicht.“

„Doch wohl, und Ihr werdet es begreifen. Mein Vater hat zwei prächtige Pferde, auf welche er so große Stücke hält, daß er im Stande ist, mich zu enterben, nach dem Unglück, das mir begegnete.“

„Welches Unglück ist Euch begegnet?“

„Ich ritt auf einem derselben, auf dem schönsten, spazieren, als plötzlich zehn Schritte von mir ein Büchsenschuß losgeht, mein Pferd scheu wird und auf der Straße nach der Dordogne fortrennt.“

„Wo es hineinstürzt?“

„Vollkommen.“

„Mit Euch?“

„Nein, zum Glück hatte ich noch Zeit gehabt, zu Boden zu gleiten, sonst wäre ich mit ihm ertrunken.“

„Ah! ah! das arme Thier ist ertrunken!“

„Pardiour! Ihr kennt die Dordogne, eine halbe Meile breit.“

„Und dann?“

„Dann beschloß ich, nicht nach Hause zurückzukehren und mich so weit als möglich dem väterlichen Zorne zu entziehen.“

„Aber Euer Hut?“

„Wartet doch beim Teufel! mein Hut war herabgefallen.“

„Wie Ihr?“

„Ich war nicht herabgefallen, ich hatte mich zu Boden gleiten lassen; ein Pincorney fällt nicht vom Pferde, die Pincorney sind Stallmeister in der Wiege.“

„Das ist bekannt,“ sagte Sainte-Maline; „aber Euer Hut?“

„Ah! mein Hut!“

„Ja.“

„Mein Hut war also herabgefallen, ich suchte ihn, denn es war meine einzige Hülfsquelle, da ich mich ohne Geld von Hause wegbegeben hatte.“

„Wie konnte Euer Hut eine Hülfsquelle für Euch

sein?“ fragte Sainte-Maline, entschlossen, Pincorney durch seine Beharrlichkeit in die Enge zu treiben.

„Sandioux! und zwar eine große! Ich muß Euch sagen, daß die Feder dieses Hutes von einer Diamantagraffe gehalten wurde, welche Seine Majestät Kaiser Karl V. meinem Großvater schenkte, als er auf seiner Reise von Spanien nach Flandern in unserem Schlosse anhielt.“

„Ah! Ihr habt die Agraffe verkauft und den Hut damit. Dann, mein Freund, müßt Ihr der Reichste von uns Allen sein, und Ihr hättet müssen mit dem Gelde von Eurer Agraffe einen zweiten Handschuh kaufen. Ihr habt Hände, welche nicht zusammen passen: die eine ist weiß wie eine Frauenhand, die andere schwarz wie eine Negerhand.“

„Wartet doch! in dem Augenblick, wo ich mich umdrehe, um meinen Hut zu suchen, sehe ich einen ungeheuren Raben, der darüber herfällt.“

„Ueber Euren Hut?“

„Oder vielmehr über meinen Diamant; Ihr wißt, daß dieses Thier Alles stiehlt, was glänzt; es fällt also über meinen Diamant her und stiehlt ihn.“

„Euern Diamant?“

„Ja, mein Herr. Ich folge ihm zuerst mit den Augen, dann laufe ich ihm nach und rufe: „Haltet auf! haltet auf! ein Dieb!““ Die Pest! nach fünf Minuten war er verschwunden und ich habe nie mehr von ihm sprechen hören.“

„Und durch diesen doppelten Verlust niedergebeugt...“

„Wagte ich es nicht mehr, in das elterliche Haus zurückzukehren, und entschloß mich, mein Glück in Paris zu suchen.“

„Schön!“ sagte ein Dritter, „der Wind hat sich also in einen Raben verwandelt? Ich habe Euch, wie es mir scheint, Herrn von Loignac erzählen hören, beschäftigt, einen Brief Eurer Geliebten zu lesen, habe Euch der Wind Brief und Hut fortgenommen, als wahrer Amadis

ſeid Ihr dem Brief nachgelaufen, und habet den Hut gelaſſen, wo es ihm hinzugehen gefallen."

Halb unterdrücktes Gelächter machte ſich hörbar.

„Ei! ei! meine Herren," ſagte der reizbare Gascogner, „ſollte man zufällig über mich lachen?"

Jeder wandte ſich ab, um bequemer lachen zu können.

Perducas ſchaute forſchend umher und erblickte am Kamin einen jungen Mann, der ſeinen Kopf in ſeinen Händen verbarg; er glaubte, dieſer mache es nur ſo, um ſich mehr verborgen zu halten.

Er ging auf ihn zu und ſagte zu ihm:

„Ei! mein Herr, wenn Ihr lacht, lacht mir wenigſtens ins Geſicht, damit man Euer Antlitz ſieht."

Und er klopfte auf die Schulter des jungen Mannes, der ganz ernſt und nachdenkend ſeine Stirne erhob.

Der junge Mann war kein Anderer, als unſer Freund Ernauton von Carmainges, der ſich von dem Abenteuer auf der Grève noch ganz betäubt fühlte.

„Ich bitte Euch, mich in Ruhe zu laſſen, mein Herr," erwiederte er, „und beſonders wenn Ihr mich noch einmal berührt, mich mit der Hand zu berühren, an der Ihr einen Handſchuh habt; Ihr ſeht wohl, daß ich mich nicht mit Euch beſchäftige."

„Das will ich mir gefallen laſſen," brummte Pincornay, „wenn Ihr Euch nicht mit mir beſchäftigt, ſo habe ich nichts zu ſagen."

„Ah! mein Herr," ſprach Euſtache von Mirabour zu Carmainges, „bei den verſöhnlichſten Abſichten ſeid Ihr nicht höflich gegen unſern Landsmann."

„In was des Teufels miſcht Ihr Euch?" entgegnete Ernauton immer ärgerlicher.

„Ihr habt Recht, mein Herr," ſagte Mirabour ſich verbeugend, „das geht mich nichts an."

Und er wandte ſich auf den Abſätzen um und wollte zu Lardille zurückkehren, welche in einer Ecke am großen Kamin ſaß, aber es verſperrte ihm Jemand den Weg.

772333A

Es war Militor, mit seinen beiden Händen im Gürtel und mit seinem höhnischen Lächeln auf den Lippen.

„Sagt doch, Stiefvater," machte der Taugenichts.

„Nun?"

„Was sagt Ihr dazu?"

„Wozu?"

„Zu der Art und Weise, wie dieser Edelmann Euch abgeführt hat?"

„Hm!"

„Er hat Euch gehörig gebeutelt."

„Ah! Du hast das bemerkt?" erwiederte Eustache, indem er Militor auf die Seite zu schieben suchte.

Doch dieser machte das Manoeuvre dadurch scheitern, daß er sich links drückte, wodurch er wieder vor ihn zu stehen kam.

„Nicht nur ich," sagte Militor, „sondern Jedermann, seht nur, wie Alle um uns her lachen."

Man lachte wirklich, doch nicht mehr hierüber, als über andere Dinge.

Eustache wurde roth wie eine glühende Kohle.

„Auf, auf, Stiefvater, laßt die Sache nicht kalt werden," sagte Militor.

Eustache erhob sich auf seine Hinterbeine, ging auf Carmainges zu und sprach zu ihm:

„Mein Herr, man behauptet, Ihr habet besonders unangenehm gegen mich sein wollen?"

„Wann dies?"

„So eben."

„Gegen Euch?"

„Gegen mich."

„Wer behauptet dies?"

„Dieser Herr," antwortete Eustache, auf Militor deutend.

„Dann ist dieser Herr," entgegnete Carmainges mit einem besondern Nachdruck auf die Betitelung, „dann ist dieser Herr ein Stahrmatz."

„Oh! oh!" machte Militor wüthend.

„Und ich fordere ihn auf," fuhr Carmainges fort, „mit dem Schnabel fern von mir zu bleiben, oder ich werde mich des Rathes von Loignac erinnern."

„Herr von Loignac hat nicht gesagt, ich wäre eine Stahrmatz."

„Nein, er hat gesagt, Ihr wäret ein Esel, zieht Ihr das etwa vor? Mir ist wenig daran gelegen; seid Ihr ein Esel, so gebe ich Euch die Peitsche, seid Ihr ein Stahrmatz, so rupfe ich Euch."

„Mein Herr," sprach Eustache, „es ist mein Stiefsohn; ich bitte Euch, behandelt ihn besser aus Rücksicht für mich."

„Ah! so vertheidigt Ihr mich, Stiefvater," rief Militor außer sich; „wenn es sich so verhält, werde ich mich besser allein vertheidigen."

„In die Schule mit diesen Kindern, in die Schule!" sagte Ernauton.

„In die Schule?" rief Militor, mit aufgehobener Faust gegen Herrn von Carmainges vorrückend, „ich bin siebzehn Jahre alt, versteht Ihr wohl, mein Herr?"

„Und ich bin fünf und zwanzig," entgegnete Ernauton, „und deshalb will ich Euch, wie Ihr es verdient, zurechtweisen."

Und er packte ihn beim Kragen und am Gürtel, hob ihn von der Erde auf, und warf ihn wie einen Ballen zum Fenster des Erdgeschoßes hinaus auf die Straße, während Lardille ein Geschrei ausstieß, daß die Wände hätten einfallen sollen.

„Nun mache ich aus Stiefvater, Stiefmutter, Stiefsohn und allen Familien der Welt Fleisch zu Pasteten, wenn man mich noch einmal stört," fügte Ernauton ruhig bei.

„Meiner Treue, ich finde, er hat Recht," sagte Miradour; „warum diesen Edelmann reizen?"

„Ah! Feiger, der seinen Sohn schlagen läßt," rief Lardille, auf Eustache zurückend und ihre zerstreuten Haare schüttelnd.

„Nun, nun, nun," sprach Eustache, „das bildet seinen Charakter."

„Ah! ah! sagt doch, man wirft also die Leute hier aus dem Fenster?" sprach ein Officier, der eben eintrat; „was Teufels, wenn man solche Späße treibt, sollte man wenigstens: Aufgepaßt da unten! rufen."

„Herr von Loignac!" riefen zwanzig Stimmen.

„Herr von Loignac!" wiederholten die fünf und vierzig."

Und bei diesem in der ganzen Gascogne bekannten Namen standen Alle auf und schwiegen.

Neuntes Kapitel.

Herr von Loignac.

Hinter Herrn von Loignac trat Militor, wie gemahlen durch seinen Sturz und purpurroth vor Zorn, ein.

„Ich grüße Euch, meine Herren," sagte Loignac; „mir scheint, es geht etwas stürmisch zu. Ah! ah! Meister Militor hat wieder den Zänker gemacht und darunter muß seine Nase leiden."

„Man wird mir meine Schläge bezahlen," brummte Militor Carmainges die Faust weisend.

„Tragt auf, Meister Fournichon," rief Loignac, „und Jeder sei, wenn es möglich ist, freundlich gegen seinen Nachbar. Von diesem Augenblick an sollt Ihr Euch lieben wie Brüder."

„Hm!" machte Sainte-Maline.

„Die Nächstenliebe ist selten," sagte Chalabre, während er über seinem eisengrauen Wamms seine Serviette so ausbreitete, daß ihm kein Unfall begegnen konnte, wie groß auch der Ueberfluß an Brühen sein mochte.

„Und sich so von Nahem lieben ist schwierig," fügte

Ernauton bei, „allerdings ſind wir nicht auf lange Zeit beiſammen.“

„Seht,“ rief Pincorney, der die Spöttereien von Biran noch auf dem Herzen hatte, „man verhöhnt mich, weil mir mein Hut abhanden gekommen iſt, und man ſagt nichts über Herrn von Montcrabeau, der mit einem Panzer aus der Zeit von Kaiſer Pertinax, von dem er aller Wahrſcheinlichkeit nach abſtammt, zu Mittag ſpeiſen will... Das iſt Defenſive.“

Montcrabeau erhob ſich gereizt und ſprach mit einer Falſettſtimme:

„Meine Herren, ich nehme ihn ab, dies zur Kunde für diejenigen, welche mich lieber mit Angriffswaffen als mit Vertheidigungswaffen ſehen.“

Und er band majeſtätiſch ſeinen Panzer los und befahl ſeinem Lackeien, einem Graukopf von fünfzig Jahren, zu ihm zu kommen.

„Friede! Friede!“ rief Herr von Loignac, „ſetzen wir uns zu Tiſche.“

„Befreit mich von dieſem Panzer, ich bitte Euch,“ ſagte Pertinax zu ſeinem Lackeien.

Der Graukopf nahm ihn aus ſeinen Händen und fragte leiſe:

„Und ich, werde ich nicht auch zu Mittag eſſen? Laß mir doch etwas geben, Pertinax, ich ſterbe vor Hunger.“

Dieſe Aufforderung, ſo ſeltſam vertraulich ſie auch ſein mochte, erregte durchaus nicht das Erſtaunen desjenigen, an welchen ſie gerichtet war.

„Ich werde thun, was mir möglich iſt,“ antwortete er, „doch zu größerer Sicherheit ſeht Euch ſelbſt danach um.“

„Hm!“ machte der Lackei mit verdrießlichem Tone, „das iſt durchaus nicht beruhigend.“

„Habt Ihr denn gar nichts mehr?“ fragte Pertinax.

„Wir haben unſern letzten Thaler in Sens verzehrt.“

„Nun, ſo ſucht irgend Etwas zu Geld zu machen.“

Kaum hatte er dies geſprochen, als man auf der Straße und dann auf der Schwelle des Wirthshauſes rufen hörte:

„Alteiſenhändler! wer verkauft Eiſen?“

Bei dieſem Rufe lief Madame Fournichon nach der Thüre, während Fournichon majeſtätiſch die erſten Platten auftrug.

Nach dem Empfang, der ihm zu Theil wurde, war die Küche von Fournichon ausgezeichnet.

Fournichon, der nicht alle Complimente, die man ihm machte, einernten konnte, wollte ſeine Frau zur Theilnahme zulaſſen.

Er ſuchte ſie mit den Augen, aber vergebens; ſie war verſchwunden.

Er rief ihr.

„Was macht ſie denn?“ fragte er einen Küchenjungen, als er ſah, daß ſie nicht kam.

„Ah! Meiſter, einen Goldhandel,“ antwortete dieſer. „Sie verkauft all Euer altes Eiſen gegen neues Geld.“

„Ich hoffe, daß von meinem Kriegspanzer und meiner Sturmhaube nicht die Rede iſt!“ rief Fournichon nach der Thüre ſtürzend.

„Nein, nein,“ ſagte Loignac, „das Kaufen von Waffen iſt durch eine Verordnung des Königs verboten.“

„Gleichviel,“ erwiederte Fournichon forteilend.

Madame Fournichon kehrte triumphirend zurück.

„Nun, was habt Ihr?“ fragte ſie, ihren erſchrockenen Mann anſchauend.

„Man ſagt mir, Ihr verkaufet meine Waffen.“

„Hernach?“

„Ich will nicht, daß man ſie verkauft.“

„Bah! da wir Frieden haben, ſind zwei neue Caſſerolen mehr werth, als ein alter Panzer.“

„Es muß ein armſeliger Handel ſein, der Handel mit altem Eiſen, ſeit dem Edict des Königs, von dem Herr von Loignac ſo eben ſprach,“ ſagte Chalabre.

„Im Gegentheil, mein Herr,“ erwiederte Dame Fournichon, „ſeit langer Zeit führte mich derſelbe Händler mit ſeinen Anerbietungen in Verſuchung. Heute konnte ich nicht widerſtehen, und ich ergriff die Gelegenheit, die ſich

mir bot. Zehn Thaler, mein Herr, ſind zehn Thaler, und ein alter Panzer bleibt ein alter Panzer."

„Wie! zehn Thaler!" rief Chalabre; „Teufel! ſo viel?" Und er wurde nachdenkend.

„Zehn Thaler," wiederholte Pertinar, indem er einen beredten Blick auf ſeinen Lackei warf, „hört Ihr, Herr Samuel?"

Aber Samuel war ſchon nicht mehr da.

„Ah! mir ſcheint, dieſer Händler ſetzt ſich der Gefahr aus, gehenkt zu werden," ſagte Herr von Loignac.

„Oh! es iſt ein braver Mann, ſehr freundlich und ſehr fügſam," verſetzte Madame Fournichon.

„Aber was macht er mit all dem alten Eiſen?"

„Er verkauft es wieder nach dem Gewicht."

„Nach dem Gewicht," entgegnete Loignac, „und Ihr ſagt, er habe Euch zehn Thaler gegeben, wofür?"

„Für einen alten Panzer und für eine alte Sturmhaube."

„Angenommen, ſie haben zuſammen zwanzig Pfund gewogen, ſo iſt das ein halber Thaler für das Pfund. Parfandious! wie einer von meinen Bekannten ſagt, darunter ſteckt ein Geheimniß."

„Oh! daß ich dieſen braven Handelsmann in meinem Schloſſe hätte," ſagte Chalabre, deſſen Augen ſich entzündeten, „ich würde dreißig Centner Armſchienen, Beinſchienen und Panzer an ihn verkaufen."

„Wie! Ihr würdet die Rüſtungen Eurer Ahnen verkaufen?" ſagte Sainte-Maline mit ſpöttiſchem Tone.

„Ah! mein Herr, Ihr hättet Unrecht," rief Euſtache von Mirabour; „das ſind heilige Reliquien."

„Bah!" verſetzte Chalabre, „zu dieſer Stunde ſind meine Ahnen ſelbſt Reliquien und bedürfen nur noch der Meſſen."

Man erhitzte ſich immer mehr bei dem Mittageſſen durch den Burgunderwein, deſſen Verbrauch die Gewürze von Fournichon beſchleunigten.

Die Stimmen ſteigerten ſich, die Teller klangen, die

Gehirne füllten ſich mit Dünſten, durch welche jeder Gascogner Alles roſenfarbig ſah, ... mit Ausnahme von Militor, der an ſeinen Sturz dachte, und von Carmainges, der an ſeinen Pagen dachte.

„Das ſind viele luſtige Leute," ſagte Loignac zu ſeinem Nachbar, der gerade Ernauton war, „und ſie wiſſen nicht warum."

„Ich weiß es auch nicht," erwiederte Carmainges; „allerdings mache ich meines Theils eine Ausnahme, denn ich bin nicht im Mindeſten freudig geſtimmt."

„Ihr habt Eurerſeits Unrecht," ſprach Loignac, „denn Ihr ſeid einer von denjenigen, für welche Paris eine Goldmine, ein Ehrenparadies, eine Welt der Glückſeligkeit iſt."

Ernauton ſchüttelte den Kopf.

„Nun, was ſagt Ihr?"

„Spottet meiner nicht, Herr von Loignac," ſprach Ernauton; „Ihr, der Ihr alle Fäden in der Hand zu haben ſcheint, welche die Mehrzahl von uns in Bewegung ſetzen, habt wenigſtens die Gnade, den Vicomte Ernauton von Carmainges nicht wie einen hölzernen Komödianten zu behandeln."

„Ich werde Euch noch ganz andere Gnaden erweiſen, Herr Vicomte," erwiederte Loignac ſich höflich verbeugend; „ich habe Euch mit dem erſten Blick unter Allen unterſchieden, Euch, deſſen Auge ſanft und ſtolz, und jenen andern jungen Mann dort, deſſen Auge verdrießlich und düſter iſt."

„Ihr nennt ihn?"

„Herrn von Sainte-Maline."

„Und was iſt die Urſache dieſer Unterſcheidung, wenn Ihr meine Frage nicht für eine zu große Neugierde von meiner Seite anſeht?"

„Weil ich Euch kenne."

„Mich," ſagte Ernauton erſtaunt, „mich kennt Ihr?"

„Euch und ihn, ... ihn und alle diejenigen, welche hier ſind."

„Das ist seltsam.“

„Ja; aber es ist nothwendig.“

„Warum ist es nothwendig?“

„Weil ein Anführer seine Soldaten kennen muß.“

„Und alle diese Leute?“

„Werden morgen meine Soldaten sein.“

„Aber ich glaubte, Herr von Epernon . . .“

„St! sprecht diesen Namen hier nicht aus oder sprecht vielmehr gar keinen Namen aus; öffnet die Ohren und schließt den Mund, und da ich Euch jegliche Gnade verhießen habe, so nehmt vorläufig diesen Rath auf Abschlag.“

„Ich danke, mein Herr,“ sagte Ernauton.

Loignac wischte sich den Schnurrbart ab, stand auf und sprach:

„Meine Herren, der Zufall führt hier fünf und vierzig Landsleute zusammen, leeren wir ein Glas von diesem spanischen Wein auf die Wohlfahrt aller Anwesenden.“

Dieser Vorschlag wurde mit wüthendem Beifall aufgenommen.

„Sie sind meistens trunken,“ sagte Loignac zu Ernauton, „es wäre ein guter Augenblick, Jeden seine Geschichte erzählen zu lassen, aber es fehlt uns an Zeit.“

Dann rief er die Stimme erhebend:

„Holla, Meister Fournichon, laßt alle Frauen, Kinder und Lackeien weggehen.“

Lardille erhob sich fluchend; sie hatte ihren Nachtisch noch nicht völlig verzehrt.

Militor rührte sich nicht.

„Hat man mich dort nicht gehört?“ sprach Loignac mit einem Blicke, der keine Widerrede duldete . . . „Vorwärts, in die Küche, Herr Militor . . .“

Nach einem Augenblick waren nur noch die fünf und vierzig Gäste und Herr von Loignac im Saal.

„Meine Herren,“ sagte der letztere, „Jeder von Euch weiß oder vermuthet wenigstens, wer ihn hat nach Paris

kommen lassen ... Gut, ruft nicht seinen Namen aus ... Ihr wißt, das genügt ... Ihr wißt auch, daß Ihr gekommen seid, um ihm zu gehorchen."

Ein Gemurmel der Beistimmung erhob sich aus allen Theilen des Saales; nur, da Jeder einzig und allein das wußte, was ihn betraf, und nicht wußte, daß sein Nachbar, durch dieselbe Macht wie er bewogen, gekommen war, schauten sich Alle erstaunt an.

„Es ist gut," sprach Loignac, „Ihr werdet Euch später anschauen, meine Herren. Seid unbesorgt, Ihr habt Zeit, Bekanntschaft zu machen. Ihr seid also gekommen, um diesem Mann zu gehorchen: erkennt Ihr das an?"

„Ja," riefen die Fünf und Vierzig, „wir erkennen es an."

„Nun wohl! um anzufangen," fuhr Loignac fort, „Ihr werdet Euch geräuschlos aus diesem Gasthofe wegbegeben, um die Wohnung zu beziehen, die man Euch angewiesen hat."

„Allen?" fragte Sainte-Maline.

„Allen."

„Wir sind Alle berufen, wir sind hier Alle gleich," sagte Perducas, dessen Beine so unsicher waren, daß er, um seinen Schwerpunkt zu behaupten, einen Arm um den Hals von Chalabre schlingen mußte.

„Nehmt Euch doch in Acht," sprach dieser, „Ihr zerknittert mir mein Wamms."

„Ja, Alle gleich vor dem Willen des Gebieters," rief Loignac.

„Oh! oh! mein Herr," entgegnete Carmainges erröthend, „verzeiht, man sagte mir nicht, daß sich Herr von Epernon meinen Gebieter nenne."

„Wartet doch."

„So hatte ich die Sache nicht verstanden."

„Aber wartet doch, verdammter Kopf."

Es herrschte bei der Mehrzahl ein neugieriges Schweigen und bei einigen Anderen ein ungeduldiges Schweigen.

„Ich habe Euch noch nicht gesagt, wer Euer Gebieter sein würde, meine Herren . . .“

„Ja,“ versetzte Sainte-Maline, „aber Ihr sagtet, daß wir einen haben würden.“

„Die ganze Welt hat einen Gebieter,“ rief Loignac; „aber wenn Euer Wesen zu stolz ist, um da stehen zu bleiben, wo Ihr gesagt habt, so sucht höher; ich verbiete es Euch nicht nur nicht, sondern ich bevollmächtige Euch dazu.“

„Der König,“ murmelte Carmainges.

„Stille,“ sprach Herr von Loignac, „Ihr seid hierher gekommen, um zu gehorchen, gehorcht also; mittlerweile ist hier ein Brief, den Ihr mit lauter Stimme zu lesen mir das Vergnügen machen werdet, Herr Ernauton.“

„Befehl an Herrn von Loignac zum Commando die fünf und vierzig Edelleute, die ich mit Bewilligung Seiner Majestät nach Paris berufen habe, zu übernehmen.

Rogaret de la Valette Herzog von Epernon.“

Trunken oder wieder besänftigt, verbeugten sich Alle: es gab nur Ungleichheiten im Equilibre, als man sich wieder erheben mußte.

„Ihr habt mich also verstanden,“ sagte Herr von Loignac. „Auf der Stelle müßt Ihr mir folgen, Eure Equipagen und Eure Leute bleiben hier bei Meister Fournichon, der für sie sorgen wird, und wo ich sie später holen lasse; jetzt aber sputet Euch, die Boote warten.“

„Die Boote?“ wiederholten alle Gascogner; „wir werden uns also einschiffen?“

„Allerdings werdet Ihr Euch einschiffen,“ erwiederte Loignac. „Muß man nicht über das Wasser, um nach dem Louvre zu gehen?“

„In den Louvre, in den Louvre,“ murmelten freudig die Gascogner, „Cap de Bious! wir gehen in den Louvre.“

Loignac erhob sich von der Tafel, ließ die Fünf und Vierzig an sich vorübergehen, zählte sie wie Schafe, und führte sie durch die Straßen bis zur Tour de Nesle.

Hier fanden sich drei große Barken, von denen jede fünfzehn Passagiere an Bord nahm, und sogleich entfernten sie sich vom Ufer.

„Was Teufels werden wir im Louvre machen?“ fragten sich die Unerschrockensten, welche, durch die Kälte des Wassers vom Rausche befreit, der Mehrzahl nach sehr schlecht gekleidet waren.

„Wenn ich nur wenigstens meinen Panzer hätte,“ murmelte Pertinax von Montcrabeau.

Zehntes Kapitel.

Der Panzermann.

Pertinax hatte sehr Recht, die Abwesenheit seines Panzers zu beklagen, denn gerade zu dieser Stunde entäußerte er sich desselben auf immer durch die Vermittelung des seltsamen Lackeien, den wir so vertraulich mit seinem Herrn haben sprechen sehen.

Auf die von Madame Fournichon ausgesprochenen magischen Worte: zehn Thaler, lief der Diener von Pertinax dem Händler in der That nach.

Da es schon Nacht war und der Alteisenhändler ohne Zweifel Eile hatte, so war dieser schon etwa dreißig Schritte entfernt, als Samuel aus dem Gasthaus trat.

Samuel war genöthigt, dem Händler zu rufen.

Dieser blieb furchtsam stehen und warf einen durchdringenden Blick auf den Mann, der zu ihm kam.

„Was wollt Ihr, mein Freund?“ sagte er.

„Ei, bei Gott!“ erwiederte der Lackei mit ſchlauer Miene, „ich will ein Geſchäft mit Euch machen.“

„Nun, ſo machen wir es geſchwinde.“

„Ihr habt Eile?“

„Ja.“

„Oh! Ihr werdet mir, beim Teufel! doch Zeit laſſen, zu ſchnaufen.“

„Allerdings, doch ſchnauft geſchwinde, man erwartet mich.“

Der Eiſenhändler hegte offenbar ein gewiſſes Mißtrauen gegen den Lackei.

„Wenn Ihr geſehen habt, was ich Euch bringe,“ ſagte dieſer, „ſo werdet Ihr Euch Zeit nehmen, da Ihr mir ein Liebhaber zu ſein ſcheint.“

„Und was bringt Ihr mir?“

„Ein herrliches Stück, ein Werk, womit ... doch Ihr hört mich nicht.“

„Nein, ich ſchaue.“

„Was?“

„Ihr wißt alſo nicht, mein Freund,“ ſagte der Panzermann, „Ihr wißt nicht, daß der Waffenhandel durch ein Edict des Königs verboten iſt?“

Und er warf unruhige Blicke umher.

Der Lackei hielt es für gut, ſich den Anſchein zu geben, als wüßte er nichts.

„Ich weiß nichts,“ erwiederte er, „ich komme von Mont-de-Marſan.“

„Ah! das iſt etwas Anderes,“ ſagte der Panzermann, den dieſe Antwort etwas zu beruhigen ſchien; „aber obgleich Ihr von Mont-de-Marſan kommt, wißt Ihr doch ſchon, daß ich mit Waffen handle,“ fuhr er fort.

„Ja, ich weiß es.“

„Und wer hat es Euch geſagt?“

„Sangdiour! das brauchte mir Niemand zu ſagen, Ihr habt es ſo eben laut genug ausgerufen.“

„Wo dies?“

„Vor der Thüre des Gasthauses zum Schwerte des kühnen Ritters.“

„Ihr wartet dort?“

„Ja.“

„Mit wem?“

„Mit einer Menge von Freunden.“

„Mit einer Menge von Freunden? Gewöhnlich ist kein Mensch in diesem Gasthause.“

„Dann müßt Ihr ihn sehr verändert gefunden haben?“

„In der That. Doch woher kommen alle diese Freunde?“

„Von Gascogne, wie ich.“

„Gehört Ihr dem König von Navarra?“

„Geht doch, wir sind Franzosen von Herz und Blut.“

„Ja, aber Hugenotten?“

„Katholiken, wie unser heiliger Vater der Papst, Gott sei Dank,“ sprach Samuel, seine Mütze abnehmend; „aber es ist nicht hievon die Rede, sondern von diesem Panzer.“

„Nähern wir uns ein wenig der Mauer, wenn es Euch beliebt, wir stehen hier gar zu entblößt auf der offenen Straße.“

Sie gingen mit einander einige Schritte aufwärts bis zu einem Hause von bürgerlichem Aussehen, an dessen Fensterscheiben man kein Licht erblickte.

Dieses Haus hatte seine Thüre unter einem Wetterdach, das einen Balcon bildete. Eine Steinbank war als einzige Zierrath an seiner Façade angebracht.

Es war dies zugleich das Nützliche und das Angenehme, denn es diente den Vorüberkommenden als Bügel, um auf ihre Maulthiere oder auf ihre Pferde zu steigen.

„Laßt einmal den Panzer anschauen,“ sagte der Handelsmann, als sie unter dem Wetterdach standen.

„Hier ist er.“

„Wartet, man bewegt sich, glaube ich, in diesem Hause.“

„Nein, es ist gegenüber.“

Der Händler drehte sich um.

Gegenüber lag wirklich ein Haus von zwei Stockwerken, dessen zweites sich zuweilen flüchtig erleuchtete.

„Machen wir geschwinde,“ sagte der Handelsmann, den Panzer betastend.

„Nicht wahr, der ist schwer?“ versetzte Samuel.

„Alt, plump, aus der Mode.“

„Ein Kunstgegenstand.“

„Sechs Thaler, wollt Ihr?“

„Wie, sechs Thaler, und Ihr habt dort zehn für ein altes, schadhaftes Bruststück gegeben?“

„Sechs Thaler, ja oder nein,“ wiederholte der Handelsmann.

„Aber betrachtet doch diese getriebene Arbeit.“

„Was ist an der getriebenen Arbeit gelegen, wenn man nach dem Gewicht wieder verkauft?“

„Oh! oh! Ihr handelt hier, und dort habt Ihr Alles gegeben, was man wollte.“

„Ich gebe noch einen Thaler mehr,“ sagte der Händler voll Ungeduld.

„Gut,“ erwiederte Samuel, „Ihr seid ein drolliger Bursche von einem Kaufmann. Ihr verbergt Euch, um Euren Händel zu treiben; „Ihr verletzt die Edicte des Königs, und feilscht mit ehrlichen Leuten.“

„Ruhig, ruhig, schreit nicht so.“

„Oh! ich fürchte mich nicht,“ erwiederte Samuel, die Stimme erhebend. „Ich treibe keinen unerlaubten Handel und werde durch nichts veranlaßt, mich zu verbergen.“

„Stille, stille, und nehmt zehn Thaler.“

„Zehn Thaler? Ich sage Euch, daß das Gold allein so viel werth ist; ah! Ihr wollt Euch flüchtig machen?“

„Nein, nein! das ist ein wüthender Mensch.“

„Ah! wenn Ihr Euch flüchtig macht, rufe ich nach der Wache!“

Während er diese Worte sprach, erhab Samuel die

Stimme dergestalt, daß er seine Drohung eben so gut hätte verwirklichen können.

Bei diesem Lärmen wurde ein kleines Fenster auf dem Balcon des Hauses geöffnet, dem gegenüber der Handel stattfand, und das Knarren, welches das Oeffnen dieses Fensters zur Folge hatte, hörte der Handelsmann mit Schrecken.

„Schon gut," sagte er, „ich sehe, daß man Alles thun muß, was Ihr wollt, hier sind fünfzehn Thaler und geht Eures Wegs."

„Das lasse ich mir gefallen," sprach Samuel die fünfzehn Thaler einsackend.

„Das ist ein Glück."

„Doch diese fünfzehn Thaler sind für meinen Herrn," fuhr Samuel fort, „und ich muß doch auch etwas für mich haben."

Der Handelsmann schaute umher, und zog seinen Dolch halb aus der Scheide. Offenbar war es seine Absicht, in die Haut von Samuel einen Riß zu machen, der ihn für immer von der Sorge befreit hätte, einen Panzer zu kaufen, um denjenigen zu ersetzen, welchen er verkauft hatte, aber Samuel hatte ein Auge so wachsam wie das eines Sperlings, der sich an den Trauben erlabt, und er sagte zurückweichend:

„Ja, ja, guter Kaufmann; ja, ich sehe Deinen Dolch, aber ich sehe auch etwas Anderes: jenes Gesicht auf dem Balcon, das Dich auch sieht."

Bleich vor Schrecken, schaute der Händler in der von Samuel bezeichneten Richtung, und sah in der That auf dem Balcon ein langes phantastisches Geschöpf, in einen Schlafrock von Katzenpelz gehüllt; dieser Argus hatte weder eine Sylbe, noch eine Geberde von der letzten Scene verloren.

„Vorwärts, Ihr macht aus mir, was Ihr wollt," sagte der Handelsmann mit einem Gelächter dem des Schakals ähnlich, der seine Zähne zeigt, „hier ist noch ein

Thaler mehr ... Und der Teufel erdrosle Euch," fügte er ganz leise bei.

„Ich danke Euch," sprach Samuel, „ein gutes Geschäft."

Und er grüßte den Panzermann und verschwand mit einem Hohngelächter.

Der Handelsmann, der allein auf der Straße geblieben war, hob den Panzer von Pertinax auf und bemühte sich, ihn in den von Fournichon zu schieben.

Der Bürger schaute immer noch; als er den Handelsmann sehr ängstlich beschäftigt sah, sagte er:

„Mein Herr, es scheint, Ihr kauft Rüstungen."

„Nein, mein Herr," erwiederte der unglückliche Handelsmann, „das geschieht nur so zufällig, und weil sich mir eine Gelegenheit geboten hat."

„Dann bedient mich der Zufall wunderbar."

„Worin, mein Herr?" fragte der Handelsmann.

„Denkt Euch, daß ich gerade hier im Bereiche meiner Hand einen Haufen von altem Eisen habe, der mir lästig ist."

„Ich sage nicht nein; aber für den Augenblick habe ich, wie Ihr seht, Alles, was ich tragen kann."

„Ich will es Euch immerhin zeigen."

„Unnöthig, ich habe kein Geld mehr."

„Das ist gleichgültig, ich gebe Euch Credit, Ihr seht mir aus wie ein vollkommen ehrlicher Mann."

„Ich danke, doch man wartet auf mich."

„Es ist seltsam, aber mir scheint, ich kenne Euch!" versetzte der Bürger.

„Mich!" erwiederte der Handelsmann, der vergebens einen Schauer zurückzudrängen suchte.

„Schaut doch diese Sturmhaube an," sagte der Bürger, indem er mit seinem langen Fuß den bezeichneten Gegenstand vorschob, denn er wollte das Fenster nicht verlassen, aus Furcht, der Handelsmann könnte sich wegstehlen.

Und er hob die erwähnte Sturmhaube über den Balcon und in die Hand des Kaufmanns.

„Ihr kennt mich," sagte dieser, „nämlich Ihr glaubt mich zu kennen."

„Das heißt, ich kenne Euch. Seid Ihr nicht..."

Der Bürger schien zu suchen; der Händler wartete unbeweglich.

„Seid Ihr nicht Nicolas?"

Das Gesicht des Handelsmanns zersetzte sich gleichsam, man sah den Helm in seiner Hand zittern.

„Nicolas?" wiederholte er.

„Nicolas Truchon, Quincailleriehändler, in der Rue de la Cossonnerie."

„Nein, nein," erwiederte der Handelsmann, der nun wieder lächelte und wie ein viermal glücklicher Mensch athmete.

„Gleichviel, Ihr habt ein gutes Gesicht, und es handelt sich darum, mir eine vollständige Rüstung abzukaufen: Panzer, Armschienen und Schwert."

„Merket wohl auf, dieser Handel ist verboten."

„Ich weiß es, Euer Verkäufer hat es so eben laut genug geschrieen."

„Ihr habt es gehört?"

„Vollkommen; Ihr seid sogar im Geschäft weit gegangen, was mich auf den Gedanken brachte, mich mit Euch in Verbindung zu setzen; doch seid unbesorgt, ich werde Euch nicht mißbrauchen; ich weiß, was der Handel ist, denn ich bin selbst Kaufmann gewesen."

„Ah! und was habt Ihr verkauft?"

„Was ich verkauft habe."

„Ja."

„Gunst."

„Ein guter Artikel."

„Ich habe auch mein Glück gemacht, und Ihr seht, daß ich ein wohlhabender Bürger bin."

„Ich mache Euch mein Compliment."

„Folge davon ist, daß ich meine Bequemlichkeit liebe, und all' mein altes Eisen verkaufe, weil es mich belästigt."

„Ich begreife das."

„Hier ſind auch noch Beinſchienen. Ah! und dann die Handſchuhe.“

„Aber ich brauche dies Alles nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Ich werde nur den Panzer nehmen.“

„Ihr kauft alſo nur Panzer?“

„Ja.“

„Das iſt drollig, denn Ihr kauft am Ende, um nach dem Gewicht wieder zu verkaufen, und Eiſen iſt Eiſen.“

„Das iſt wahr, doch ſeht Ihr, vorzugsweiſe . . .“

„Wie es Euch beliebt, kauft den Panzer, oder vielmehr, Ihr habt Recht, kauft gar nichts.“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Ich will damit ſagen, daß in Zeitläuften, wie die gegenwärtigen, Jeder ſeine Waffen braucht.“

„Wie, im vollen Frieden?“

„Mein lieber Freund, wenn wir im vollen Frieden wären, ſo würde man, beim Teufel! keinen ſolchen Handel mit Panzern treiben. Dergleichen Dinge ſagt man mir nicht.“

„Mein Herr?“

„Und beſonders ſo heimlich.“

Der Handelsmann machte eine Bewegung, um ſich zu entfernen.

„Doch in der That,“ ſprach der Bürger, „je mehr ich Euch anſchaue, deſto ſicherer bin ich, daß ich Euch kenne; nein, Ihr ſeid nicht Nicolas Truchon, aber ich kenne Euch dennoch.“

„Stille!“

„Und wenn Ihr Panzer kauft . . .“

„Nun?“

„So geſchieht es wahrhaftig, um ein gottgefälliges Werk zu verrichten.“

„Schweigt.“

„Ihr entzückt mich,“ ſagte der Bürger und ſtreckte über den Balcon einen ungeheuren Arm herab, deſſen Hand in die Hand des Kaufmanns griff.

„Aber wer Teufels seid Ihr denn?“ fragte dieser, der seine Hand wie in einem Schraubstock gepackt fühlte.

„Ich bin Robert Briquet, genannt der Schrecken des Schisma, Freund der Union und wüthender Katholik; jetzt erkenne ich Euch ganz genau.“

Der Handelsmann wurde wieder bleich.

„Ihr seid Nicolas . . . Grimbelot, Erber zur Kuh ohne Knochen.“

„Nein, nein, Ihr täuscht Euch, Gott befohlen, Meister Robert Briquet; es hat mich ungemein gefreut, Eure Bekanntschaft zu machen.“

Hienach drehte der Handelsmann dem Balcon den Rücken zu.

„Wie! Ihr geht?“

„Ihr seht es wohl.“

„Ohne mir mein altes Eisen abzunehmen?“

„Ich habe, wie ich Euch sagte, kein Geld bei mir.“

„Mein Diener wird Euch folgen.“

„Unmöglich.“

„Was ist dann zu machen?“

„Bleiben wir, wie wir sind.“

„Alle Teufel! ich werde mich wohl hüten, denn ich habe zu große Lust, Eure Bekanntschaft zu cultiviren.“

„Und ich, die Eurige zu fliehen,“ entgegnete der Handelsmann, der sich diesmal darein ergab, lieber seine Panzer im Stiche zu lassen und Alles zu verlieren, als erkannt zu werden, und über Hals und Bein entfloh.

Aber Robert Briquet war nicht der Mann, der sich auf diese Art schlagen ließ; er schwang sich auf das Geländer seines Balcon, stieg auf die Straße hinab, beinahe ohne daß er zu springen nöthig hatte, und erreichte den Kaufmann in vier bis fünf Sätzen.

„Seid Ihr ein Narr, mein Freund,“ sagte er, seine breite Hand auf die Schulter des armen Teufels legend; „wenn ich Euer Feind wäre, wenn ich Euch festnehmen lassen wollte, so brauchte ich nur zu schreien; die Wache kommt zu dieser Stunde durch die Rue des Augu-

stins; aber nein, der Teufel soll mich holen, Ihr seid mein Freund, und nun erinnere ich mich ganz bestimmt Eures Namens."

Diesmal brach der Handelsmann in ein Gelächter aus.

Robert Briquet stellte sich ihm gegenüber und sprach: „Ihr heißt Nicolas Poulain und seid Lieutenant der Prevoté von Paris; ich erinnerte mich, daß ein Nicolas dabei war."

„Ich bin verloren," stammelte der Händler.

„Im Gegentheil Ihr seid gerettet! alle Teufel! Ihr werdet nie für die gute Sache thun, was ich zu thun beabsichtige."

Nicolas Poulain entschlüpfte ein Seufzer.

„Auf, auf, Muth," sagte Robert Briquet; „faßt Euch; Ihr habt einen Bruder gefunden, den Bruder Briquet, nehmt einen Panzer, ich nehme die zwei andern, ich mache Euch ein Geschenk mit meinen Armschienen, mit meinen Beinschienen und gebe Euch meine Handschuhe in den Kauf; vorwärts, und es lebe die Union!"

„Ihr begleitet mich?"

„Ich helfe Euch diese Waffen tragen, welche die Philister besiegen müssen; zeigt mir den Weg, ich folge Euch."

Die Seele des unglücklichen Lieutenants der Prevoté durchzuckte ein sehr natürlicher Blitz des Argwohns, aber er verschwand auf der Stelle wieder.

„Hätte er gestanden, daß er mich kenne, wenn er mich verderben wollte?" sagte er leise zu sich selbst.

Dann sprach er laut:

„Vorwärts also, da Ihr es durchaus so wollt, kommt mit mir."

„Zum Leben und in den Tod," rief Robert Briquet und drückte mit einer Hand die Hand seines Verbündeten, während er mit der andern triumphirend seine Eisenlast in die Luft hob.

Beide setzten sich in Marsch.

Nachdem sie zwanzig Minuten gegangen waren, kam Nicolas Poulain in den Marais; er war ganz in Schweiß gebadet, sowohl wegen der Schnelligkeit des Ganges, als durch das Feuer ihres politischen Gespräches.

„Welch einen Rekruten habe ich gemacht!“ murmelte Nicolas Poulain, als er in geringer Entfernung von dem Hotel Guise stehen blieb.

„Ich vermuthete, meine Rüstung würde in diese Gegend kommen,“ dachte Briquet.

„Freund,“ sprach Nicolas Poulain, sich mit einer tragischen Miene gegen Briquet umwendend, „ehe wir in des Löwen Höhle eintreten, lasse ich Euch eine letzte Minute der Ueberlegung; es ist noch Zeit, zurückzukehren, wenn Ihr nicht stark in Eurem Gewissen seid.“

„Bah!“ erwiederte Briquet, „ich habe andere Dinge gesehen. Et non intremuit medulla mea,“ declamirte er. „Ah! verzeiht, Ihr versteht das Lateinische vielleicht nicht.“

„Ihr versteht es?“

„Wie Ihr seht.“

„Wissenschaftlich gebildet, kühn, kräftig, reich, welch ein Fund!“ sagte Poulain zu sich selbst. „Vorwärts, laßt uns eintreten.“

Und er führte ihn zu der riesigen Pforte des Hotel Guise, die sich bei dem dritten Schlage des bronzenen Klopfers öffnete.

Der Hof war voll von Wachen und Männern, die denselben, in Mäntel gewickelt, wie Gespenster durchliefen.

Es war kein einziges Licht im Hotel.

Acht gesattelte und gezäumte Pferde warteten in einem Winkel.

Bei dem Lärmen des Hammers wandte sich die Mehrzahl dieser Leute um, welche eine Art von Spalier bildeten, um die Ankömmlinge zu empfangen.

Nicolas Poulain neigte sich an das Ohr eines Portier, der die kleine Thüre halb geöffnet hielt, und nannte ihm seinen Namen.

„Und ich bringe einen guten Kameraden,“ fügte er bei.

„Geht vorbei, meine Herren,“ sprach der Portier.

„Bringt dies in die Magazine,“ sagte Poulain und übergab einer Wache die drei Panzer nebst dem Eisenwerk von Robert Briquet.

„Gut, es ist ein Magazin hier,“ sagte dieser zu sich selbst; „es kommt immer besser; Pest, welch ein Organisirer seid Ihr, Herr Prevot.“

„Ja, ja, man hat Verstand,“ erwiederte Poulain stolz lächelnd; „doch kommt, daß ich Euch vorstelle.“

„Nehmt Euch in Acht,“ sprach der Bürger, „ich bin außerordentlich schüchtern. Man dulde mich, mehr will ich nicht; wenn ich meine Proben abgelegt habe, werde ich mich, wie der Grieche sagt, allein durch meine Thaten vorstellen.“

„Wie es Euch beliebt,“ antwortete der Lieutenant der Prevoté; „erwartet mich also hier.“

Und er ging und drückte der Mehrzahl der Spaziergänger die Hand.

„Auf was warten wir noch?“ fragte eine Stimme.

„Auf den Herrn,“ antwortete eine andere Stimme.

In diesem Augenblick trat ein Mann von hoher Gestalt in das Hotel; er hatte die letzten von den geheimnißvollen Spaziergängern ausgetauschten Worte gehört.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich komme in seinem Namen.“

„Ah! das ist Herr von Mayneville,“ rief Poulain.

„Ich bin hier im Kreise von Bekannten,“ sagte Briquet zu sich selbst, indem er eine Grimasse studirte, die ihn völlig entstellte.

„Meine Herren, wir sind nun vollzählig, berathen wir uns,“ sprach die Stimme, die sich zuerst hatte hören lassen.

„Ah! gut!“ sagte Briquet zu sich selbst, „nun sind es zwei: dieser ist mein Anwalt, Meister Marteau.

Und er veränderte seine Grimasse mit einer Leichtig-

keit, durch die er bewies, wie sehr er mit physiognomischen Studien vertraut war.

„Gehen wir hinauf!“ sprach Poulain.

Herr von Mayneville ging voran, Nicolas Poulain folgte; die Männer in den Mänteln kamen nach Nicolas Poulain und Robert Briquet nach den Männern in den Mänteln.

„Alle stiegen die Stufen einer äußeren, nach einem Gewölbe ausmündenden Treppe hinauf.

Robert Briquet stieg wie die Andern, murmelte aber dabei:

„Doch der Page, wo des Teufels ist der Page?“

Elftes Kapitel.

Abermals die Ligue.

„In dem Augenblick, wo Robert Briquet hinter den Andern die Treppe hinaufstieg, wobei er sich eine ziemlich anständige Verschwörermiene gab, bemerkte er, daß Nicolas Poulain, nachdem er mit mehreren seiner geheimnißvollen Gefährten gesprochen hatte, an der Thüre des Gewölbes wartete.

„Das geschieht meinetwegen,“ sagte Briquet zu sich selbst.

Der Lieutenant der Prevoté hielt wirklich seinen Freund an, als er eben die furchtbare Schwelle zu überschreiten im Begriff war.

„Ihr werdet es mir nicht verargen,“ sprach er zu ihm, „aber die meisten von unseren Freunden kennen Euch nicht, und wünschen Auskunft über Euch zu haben, ehe sie Euch zum Rath zulassen.“

„Das iſt nur zu billig,“ erwiederte Briquet, „und Ihr wißt, daß meine natürliche Beſcheidenheit dieſe Einwendung ſchon vorhergeſehen hatte!“

„Ich laſſe Euch Gerechtigkeit widerfahren, Ihr ſeid ein ganzer Mann,“ ſagte Poulain.

„Ich entferne mich alſo, ſehr glücklich, an einem Abend ſo viele brave Vertheidiger der katholiſchen Union geſehen zu haben.“

„Soll ich Euch zurückführen?“

„Nein, ich danke, es bedarf deſſen nicht.“

„Mann könnte Euch Schwierigkeiten machen; doch man erwartet mich anderswo.“

„Habt Ihr nicht ein Loſungswort, um hinauszukommen; ich würde Euch nicht daran erkennen, das wäre nicht klug, Meiſter Nicolas.“

„Doch wohl.“

„Nun, ſo gebt es mir.“

„Im Ganzen, da Ihr hereingekommen ſeid ...“

„Un da wir Freunde ſind ...“

„Es ſei! Ihr braucht nur Parma und Lothringen zu ſagen.“

„Und der Pförtner wird mir öffnen?“

„Auf der Stelle.“

„Sehr gut, ich danke. Geht zu Euren Geſchäften, ich kehre zu den meinigen zurück.“

Nicolas Poulain trennte ſich von ſeinem Gefährten und begab ſich wieder zu ſeinen Collegen.

Briquet machte ein paar Schritte, als ob er in den Hof hinabgehen wollte, blieb aber, ſobald er die erſte Stufe der Treppe erreicht hatte, ſtehen, um die Oertlichkeit zu erforſchen.

Das Reſultat ſeiner Beobachtungen war, daß ſich das Gewölbe parallel mit der äußeren Mauer hinzog, die es durch ein großes Wetterdach beſchirmte. Offenbar mündete dieſes Gewölbe gegen einen unteren Saal, beſtimmt für die geheimnißvolle Verſammlung, aus, zu der zugelaſſen zu werden Briquet nicht die Ehre gehabt hatte.

Was ihn in dieser Annahme bestärkte, welche bald zur Gewißheit wurde, war der Umstand, daß er ein Licht an einem vergitterten Fenster erscheinen sah, das in dieser Mauer angebracht und durch eine Art von hölzernem Trichter beschützt war, wie man sie heut zu Tage an den Fenstern der Gefängnisse oder der Klöster anwendet, um die Aussicht abzuschneiden und nur das Einströmen der Luft und den Anblick des Himmels zu gewähren.

Briquet dachte, dieses Fenster wäre das des Versammlungssaales, und wenn man bis zu demselben gelangen könnte, so wäre der Ort günstig zur Beobachtung, und an diesen Beobachtungsposten gestellt, könnte das Auge leicht die übrigen Sinne ersetzen.

Es war nur die Schwierigkeit, an diesen Ort zu gelangen und sich daran festzustellen, ohne gesehen zu werden.

Briquet schaute umher.

Es waren im Hofe die Pagen mit ihren Pferden, die Soldaten mit ihren Hellebarden und der Pförtner mit seinen Schlüsseln; im Ganzen lauter rüstige und hellsichtige Leute.

Zum Glück war der Hof sehr groß und die Nacht sehr schwarz.

Die Pagen, welche die Vertrauten unter dem Gewölbe hatten verschwinden sehen, bekümmerten sich überdies um nichts mehr, und der Pförtner, welcher wußte, daß seine Thüren wohl verschlossen waren, und daß man ohne das Losungswort nicht hinauskommen konnte, war nur bemüht, sein Bett für die Nacht zu machen und einen hübschen Flaschenkessel gewürzten Wein zu bereiten, den er am Feuer lau erhielt.

Es finden sich in der Neugierde eben so energische Anstachelungen, als in den Strömungen jeder Leidenschaft. Das Verlangen, zu wissen, ist so groß, daß es mehr als ein Leben eines Neugierigen verzehrt hat.

Briquet war bis jetzt zu gut unterrichtet worden, als daß er nicht eine Vervollständigung dessen, was er erfahren, hätte wünschen sollen. Er warf einen zweiten Blick

umher und glaubte, geblendet durch das Licht, das dieses Fenster auf die Gitterstangen zurückfallen ließ, in dem Wiederschein ein Appelzeichen und in den so glänzenden Stangen eine Aufforderung an seine kräftigen Glieder zu erkennen.

Hienach entschlossen, seinen Trichter zu erreichen, schlüpfte Briquet längs dem Karnieß hin, welcher von der Freitreppe, die er als Ornament fortzusetzen schien, nach diesem Fenster zulief, und folgte der Mauer, wie es nur eine Katze oder ein Affe hätte thun können, indem er sich mit den Händen und den Füßen an den aus der Mauer selbst ausgehauenen Zierrathen festhielt.

Hätten die Pagen und die Soldaten in der Dunkelheit diese phantastische Silhouette sehen können, wie sie mitten an der Mauer ohne einen scheinbaren Stützpunkt hinglitt, so würden sie sicherlich ein Geschrei über Zauberei erhoben haben, und mehr als einer unter den Bravsten hätte seine Haare sich sträuben gefühlt.

Aber Robert Briquet ließ ihnen nicht Zeit, seine Zauberei zu sehen.

Bald berührte er die Stangen, klammerte sich daran an und kauerte sich zwischen die Stangen und den Trichter, so daß er von außen nicht gesehen werden konnte und von innen durch das Gitter maskirt war.

Briquet hatte sich nicht getäuscht, er wurde reichlich für seine Bemühungen und für seine Kühnheit belohnt, als er diesen Punkt erreicht hatte.

Sein Blick umfaßte wirklich einen großen Saal, der durch eine eiserne Lampe mit vier Schnäbeln beleuchtet und mit Rüstungen aller Art gefüllt war, worunter er, gut suchend, sicherlich seine Armschienen und sein Brustblück hätte entdecken können.

Was an Piken, Stoßdegen, Hellebarden und Musketen, theils aufgehäuft, theils in Bündeln zusammengestellt, vorhanden war, hätte genügt, um vier starke Regimenter zu bewaffnen.

Briquet schenkte indessen weniger Aufmerksamkeit der

herrlichen Anordnung dieſer Waffen, als der Verſammlung, welche beauftragt war, davon Gebrauch zu machen oder ſie zu vertheilen. Seine glühenden Augen durchdrangen das dicke und mit einer fetten Lage von Rauch und Staub überzogene Glas, um die Geſichter von Bekannten unter den Viſieren oder Capucen zu erkennen.

„Oh! oh!“ ſagte er, „das iſt Meiſter Crucé, unſer Empörer ... Hier ſehe ich unſern kleinen Brigard, den Gewürzkrämer an der Ecke der Rue des Lombards; dort ſteht Meiſter Leclerc, der ſich Buffy nennen läßt, es jedoch ſicherlich nicht gewagt hätte, zur Zeit, wo der wahre Buffy noch lebte, eine ſolche Ruchloſigkeit zu begehen. Ich muß einmal dieſen Meiſter in den Waffen von ehedem fragen, ob er den geheimen Stoß kenne, an dem einer von meinen Bekannten, ein gewiſſer David, in Lyon, geſtorben iſt. Peſt, das Bürgerthum iſt großartig vertreten, aber der Adel ... Ah! Herr von Mayneville, Gott verzeihe mir! er drückt Nicolas Poulain die Hand: das iſt rührend, man ſchließt Brüderſchaft. Ah! ah! Herr von Mayneville iſt alſo ein Redner. Er nimmt die erforderliche Stellung, um eine Rede zu halten. Seine Geberde iſt angenehm und er verdreht die Augen ſehr überzeugend.“

Herr von Mayneville hatte in der That eine Rede begonnen.

Robert Briquet ſchüttelte den Kopf, während Herr von Mayneville ſprach, nicht als hätte er ein Wort von der Rede verſtehen können, ſondern er legte ſeine Geberden und die der Verſammlung aus.

„Er ſcheint mir ſeine Zuhörer nicht ganz zu überzeugen; Crucé ſchneidet ihm eine Grimaſſe; Lachapelle-Marteau wendet ihm den Rücken zu und Buffy-Leclerc zuckt die Achſeln. Auf, auf, Herr von Mayneville, ſprecht, ſchwitzt, ſchnauft, ſeid beredt, alle Teufel ... Oh! das gefällt mir ... das Auditorium belebt ſich ... Oh! oh, ſie nähern ſich einander, ſie drücken ſich die Hand; man wirft die Hüte in die Luft, Teufel!“

Briquet ſah, doch er konnte, wie geſagt, nicht hören;

..ber wir, die wir im Geiſte den Verhandlungen der ſtürmiſchen Verſammlung beiwohnen, wir wollen dem Leſer ſagen, was vorging.

Zuerſt beklagten ſich Crucé, Marteau und Buſſy bei Herrn von Mayneville über die Unthätigkeit des Herzogs von Guiſe.

Marteau nahm in ſeiner Eigenſchaft als Anwalt das Wort.

„Herr von Mayneville,“ ſagte er, „Ihr kommt im Auftrag des Heren Herzogs Heinrich von Guiſe? Wir danken. Und wir empfangen Euch als Botſchafter, aber die Gegenwart des Herzogs ſelbſt iſt für uns unerläßlich. Nach dem Tode ſeines glorreichen Vaters hat er, in einem Alter von achtzehn Jahren, alle gute Franzoſen dem Plane einer Union beitreten laſſen und uns Alle unter dieſem Banner eingereiht. Unſerem Schwure gemäß haben wir unſere Perſonen bloßgeſtellt und unſer Vermögen geopfert für den Sieg dieſer heiligen Sache. Und nun ſchreitet trotz unſerer Opfer nichts vorwärts, entſcheidet ſich nichts. Nehmet Euch in Acht, Herr von Mayneville, die Pariſer werden müde werden; iſt aber Paris einmal müde, was wird man in Frankreich machen? Herr von Guiſe ſollte dies bedenken.“

Dieſe Rede erhielt die Beiſtimmung aller Liguiſten, und Nicolas Poulain zeichnete ſich beſonders durch ſeinen ſtrigen Beifall aus.

Herr von Mayneville antwortete einfach:

„Meine Herren, wenn ſich nichts entſcheidet, ſo iſt es der Fall, weil nichts reif iſt. Ich bitte Euch, prüft die Lage der Dinge: der Herzog und ſein Bruder, der Cardinal, ſind zur Beobachtung in Nancy. Der Eine bringt ein Heer auf die Beine, beſtimmt, die Hugenotten in Flandern im Zaume zu halten, welche der Herr Herzog von Anjou auf uns werfen will, um uns zu beſchäftigen; die Andere entſendet Eilboten auf Eilboten an die ganze Chriſtlichkeit Frankreichs und an den Papſt, um die Union adoptiren zu laſſen. Der Herzog von Guiſe weiß, was

Ihr nicht wißt, meine Herren: daß das alte schlecht gebrochene Bündniß zwischen dem Herzog von Anjou und dem Bearner demnächst wieder geschlossen werden wird. Es handelt sich darum, Spanien auf der Seite von Navarra zu besetzen und es zu verhindern, uns Waffen und Geld zu schicken. Der Herr Herzog von Guise will aber, ehe er irgend Etwas thut und besonders ehe er nach Paris kommt, im Stande sein, die Ketzerei und die Usurpation zu bekämpfen. Doch in Ermangelung von Herrn von Guise, haben wir Herrn von Mayenne, der sich vervielfacht als General und als Rath und den ich jeden Moment erwarte."

„Das heißt," unterbrach ihn Buffy, und dies war der Augenblick, wo er die Achseln zuckte, „das heißt, Eure Prinzen sind überall, wo wir nicht sind, und nie, wo wir sie nöthig haben. Was macht zum Beispiel Frau von Montpensier?"

„Mein Herr, Frau von Montpensier ist diesen Morgen in Paris eingetroffen."

„Und Niemand hat sie gesehen?"

„Doch, mein Herr?"

„Wer?"

„Salcède."

„Oh! oh!" rief die ganze Versammlung.

„Sie hat sich also unsichtbar gemacht?" sagte Crucé.

„Nicht ganz, aber ich hoffe ungreifbar."

„Und woher weiß man, daß sie hier ist?" fragte Nicolas Poulain. „Ich denke nicht, daß Salcède es Euch gesagt hat."

„Ich weiß, daß sie hier ist," antwortete Mayneville, „weil ich sie bis zur Porte Saint-Antoine begleitet habe."

„Ich habe sagen hören, die Thore seien geschlossen worden," unterbrach ihn Marteau, der gierig nach einer Gelegenheit haschte, um wieder eine Rede anzubringen.

„Ja, mein Herr," erwiederte Mayneville mit seiner ewigen Höflichkeit, aus der ihn kein Angriff herausbringen konnte.

„Wie hat sie sich dann dieselben öffnen lassen?“

„Auf ihre Weise.“

„Ah! sie hat die Macht, sich die Thore von Paris öffnen zu lassen,“ sagten die Liguisten, eifersüchtig und argwöhnisch, wie es die Kleinen immer sind, wenn sie sich mit den Großen verbünden.

„Meine Herren,“ sprach Mayneville, „es ging diesen Morgen an den Thoren von Paris etwas vor, was Ihr nicht zu kennen oder wenigstens nur unbestimmt zu wissen scheint. Man hatte Befehl gegeben, nur diejenigen durch die Barriere zu lassen, welche sich durch eine Einlaßkarte ausweisen würden. Von wem mußte diese Karte unterzeichnet sein? Ich weiß es nicht. Vor uns kamen zur Porte Saint-Antoine fünf oder sechs Männer, von denen vier ziemlich schlecht gekleidet waren und aussahen; sie waren mit den nothwendigen Karten versehen und zogen uns vor der Nase vorüber. Einige erschienen mit der unverschämten Aufgeblasenheit von Leuten, die sich in einem eroberten Lande glauben. Wer sind diese Menschen? was für Karten sind das? antwortet uns, Ihr Herren von Paris, Ihr, deren Aufgabe es ist, Alles zu wissen, was die Angelegenheiten Eurer Stadt betrifft.“

So machte sich Mayneville vom Angeklagten zum Ankläger, was die große Kunst des Redners ist.

„Karten ... unverschämte Leute ... ausnahmsweise Zulassungen bei den Thoren von Paris ... oh! oh! was soll das bedeuten?“ fragte Nicolas Poulain ganz träumerisch.

„Wenn Ihr diese Dinge nicht wißt, Ihr, die Ihr hier lebt, wie sollten wir sie wissen, die wir in Lothringen leben und unsere ganze Zeit damit hinbringen, daß wir auf den Straßen umherlaufen, um die zwei Enden des Kreises, den man die Union nennt, zu vereinigen?“

„Und wie kamen diese Leute?“

„Die Einen zu Fuß, die Andern zu Pferd, die Einen allein, die Andern mit Laqueien.“

„Sind es Leute des Königs?“

„Drei oder vier sahen aus wie Bettler.“

„Sind es Kriegsleute?“

„Sie hatten zu sechs nur zwei Degen.“

„Es sind Fremde.“

„Ich halte sie für Gascogner.“

„Oh!“ machten einige Stimmen mit dem Ausdruck der Verachtung.

„Gleichviel,“ sprach Buffy, „sie müssen unsere Aufmerksamkeit erregen, und wenn es Türken wären. Man wird sich nach ihnen erkundigen: Herr Poulain, das ist Eure Sache. Doch dies Alles sagt uns nichts über die Angelegenheiten der Ligue.“

„Es ist ein neuer Plan im Werke,“ erwiederte Mayneville. „Ihr werdet morgen erfahren, daß Salcède, der uns schon verrathen hatte und uns noch mehr verrathen sollte, nicht nur nicht gesprochen, sondern sogar auf dem Schaffot auf Veranlassung der Herzogin zurückgenommen hat, welche, im Gefolge von einem jener Kartenträger durch das Thor gelangt, den Muth hatte, bis zum Blutgerüste vorzudringen, auf die Gefahr, tausendmal erdrückt, und sich dem Verurtheilten zu zeigen, auf die Gefahr, erkannt zu werden. In diesem Augenblick hielt Salcède in seinem Erguſſe an; einen Augenblick nachher hemmte ihn unser braver Henker in seiner Reue. Ihr habt also nichts von Seiten unserer Unternehmungen in Flandern zu befürchten. Das furchtbare Geheimniß ist in ein Grab hinabgerollt.“

Diese letzte Phrase näherte die Liguisten Herrn von Mayneville.

Briquet errieth ihre Freude aus ihren Bewegungen.

Diese Freude beunruhigte ungemein den würdigen Bürger, welcher plötzlich einen Entschluß zu fassen schien.

Er ließ sich eben von seinem Trichter auf das Pflaster des Hofes hinabgleiten und wandte sich nach dem Thore, wo ihm der Pförtner auf den Ausspruch der zwei Worte: Lothringen und Parma, Ausgang gewährte.

Sobald Meister Robert Briquet auf der Straße war, athmete er so geräuschvoll, daß man begriff, er habe seit langer Zeit den Athem zurückgehalten.

Die Berathung dauerte immer noch fort; die Geschichte lehrt uns, was dabei vorging.

Herr von Mayneville brachte von Seiten der Guisen den künftigen Insurgenten von Paris den ganzen Plan des Aufstandes.

Es handelte sich um nichts Geringeres, als alle wichtige Personen, von denen man wußte, daß sie beim König in Gunst standen, zu ermorden, mit dem Ausruf: „Es lebe die Messe! Tod den Politikern!“ die Straße zu durchlaufen und so eine neue Bartholomäusnacht mit den Trümmern der alten zu entflammen; nur vermischte man bei dieser die schlimm denkenden Katholiken mit den Hugenotten aller Art.

Indem man so handelte, diente man zwei Göttern: demjenigen, welcher im Himmel herrscht, und dem, welcher in Frankreich herrschen sollte:

Dem Ewigen und Herrn von Guise.

Zwölftes Kapitel.

Das Gemach Seiner Majestät Heinrich III. im Louvre.

In jenem großen Gemache im Louvre, in das wir schon so oft mit unseren Lesern eingetreten sind, und wo wir den armen König Heinrich III. so lange und so grausame Stunden haben hinbringen sehen, finden wir ihn abermals, nicht mehr als König, nicht mehr als Herrn, sondern niedergeschlagen, bleich, unruhig, und ganz und gar der Verfolgung aller Schatten preisgegeben, welche

bei ihm die Erinnerung unabläßig unter diesen erhabenen Gewölben hervorruft.

Heinrich war sehr verändert seit dem unseligen Tode seiner Freunde, den wir anderswo erzählt haben ... Diese Trauer war über sein Haupt wie ein verheerender Sturm hingegangen ... und der arme König, der, beständig sich erinnernd, daß er ein Mensch, seine Stärke und sein Vertrauen nur in Privatneigungen gesetzt, hatte sich jeder Stärke und jedes Vertrauens durch den neidischen Tod beraubt sehen und war so dem furchtbaren Augenblick zuvorgekommen, wo die Könige allein ... ohne Freunde ... ohne Wachen ... und ohne Krone zu Gott gehen.

Heinrich III. war grausam heimgesucht worden. Alles, was er liebte, war nach und nach um ihn her gefallen. Nachdem Schomberg, Quelus und Maugiron im Duell durch Livarot und Antraguet getödtet worden, wurde Sainte-Megrin durch Herrn von Mayenne ermordet: die Wunden waren offen und blutig geblieben ... Seine Zuneigung für seine neuen Günstlinge, Epernon und Joyeuse, glich der, die ein Vater, nachdem er seine besten Kinder verloren, auf diejenigen überträgt, welche ihm noch bleiben; während er die Fehler der letzteren vollkommen kennt, liebt er, schont er, behütet er sie, um dem Tod keine Gewalt über sie zu geben.

Er hatte Epernon mit Gütern überhäuft, und dennoch liebte er ihn nur stellenweise und aus Laune. In gewissen Augenblicken haßte er ihn sogar. Dann geschah es, daß Catharina, diese unbarmherzige Rathgeberin, in der der Geist stets wachte, wie die Lampe im Tabernakel, daß Catharina, selbst in ihrer Jugend zu Thorheiten unfähig, die Stimme des Volkes übernahm, um die Neigungen des Königs zu tadeln.

Nie hätte sie ihm gesagt, wenn sie ihn den Schatz leeren sah, um das Gut Lavalette zu einem Herzogthum zu erheben und es königlich zu vergrößern, nie hätte sie ihm gesagt: „Sire, haßt diese Menschen, die Euch nicht lie-

ben, oder die Euch, was noch schlimmer ist, nur um ihretwillen lieben." Sah sie aber die Stirne des Königs sich falten, hörte sie ihn in einem Augenblick des Ueberdrusses Epernon des Geizes oder der Feigheit beschuldigen, so fand sie sogleich das unbeugsame Wort, welches alle Klagen des Volkes und des Königthums gegen Epernon zusammenfaßte und eine neue Furche in den königlichen Sorgen grub.

Ein unvollständiger Gascogner, hatte Epernon mit seiner Feinheit und seiner angeborenen Verderbtheit das Maß der königlichen Schwäche genommen; er wußte seinen Ehrgeiz, einen unbestimmten Ehrgeiz, dessen Ziel ihm selbst noch unbekannt war, zu verbergen; nur ersetzte ihm seine Habgier den Compaß, um ihn gegen die entfernte Welt zu lenken, die ihm noch die Horizonte der Zukunft verbargen, und nach dieser Habgier allein steuerte er sich.

War der Schatz zufällig ein wenig voll, so sah man Epernon, den Arm gerundet und das Gesicht lachend, aufersthehen und sich nähern; war der Schatz leer, so verschwand er mit verächtlicher Lippe und gerunzelter Stirne, um sich entweder in seinem Hotel oder in einem von seinen Schlössern einzuschließen, wo er jammerte und klagte, bis er den armen König wieder bei der Schwäche seines Herzens gepackt und ihm irgend ein neues Geschenk entlockt hatte.

Durch ihn war das Günstlingthum zu einem Gewerbe erhoben worden, zu einem Gewerbe, bei dem er alle nur immer mögliche Revenuen ausbeutete. Zuerst gestattete er dem König nicht die geringste Zögerung beim Bezahlen zur Verfallzeit; später, als er Höfling wurde und die launenhaften Nordwinde der königlichen Gunst oft genug wiederkehrten, um sein gascognisches Gehirn zu befestigen, später, sagen wir, ließ er sich herbei, einen Theil von der Arbeit zu übernehmen, nämlich zum Eintreiben der Geldmittel beizutragen, aus denen er seine Beute machen wollte.

Diese Nothwendigkeit, das fühlte er wohl, zwang ihn, vom trägen Höfling, was der beste von allen Stän-

den ist, ein thätiger Höfling zu werden, was man als die schlimmste von allen Lagen betrachten darf. Er beklagte sehr bitter die süße Wonne von Quelus, Schomberg und Maugiron, welche nie von öffentlichen oder Privatangelegenheiten gesprochen und so leicht die Gunst in Geld und das Geld in Vergnügungen verwandelt hatten; aber die Zeiten hatten sich geändert; das eiserne Mittelalter war auf das goldene gefolgt; das Gold kam nicht mehr wie sonst; man mußte zu dem Golde gehen, um es zu nehmen, in den Adern des Volkes wühlen, wie in einer halb versiegten Mine. Epernon schickte sich darein und warf sich in das unentwirrbare Gestrüppe der Administration, verheerte da und dort auf seinem Durchzuge und erpreßte, ohne den Verwünschungen Rechenschaft zu tragen, wenn nur der Lärmen der Goldthaler die Stimme der Kläger bedeckte.

Die rasche und sehr unvollständige Skizze, die wir von dem Charakter von Joyeuse entworfen haben, vermag dem Leser zu zeigen, welcher Unterschied zwischen den beiden Günstlingen stattfand, die sich, wir sagen nicht in die Freundschaft, sondern in die große Portion des Einflusses theilten, den Heinrich immer über Frankreich und über sich selbst diejenigen, welche ihn umgaben, nehmen ließ. Ganz natürlich und ohne darüber nachzudenken, hatte sich Joyeuse der Tradition der Quelus, der Schomberg, der Maugiron und der Saint-Megrin hingegeben und war ihrer Spur gefolgt; nur waren die seltsamen Gerüchte, welche über die wunderbare Freundschaft im Umlauf gewesen, die der König für die Vorgänger von Joyeuse hegte, mit dieser Freundschaft gestorben; kein ehrloser Flecken beschmutzte die beinahe väterliche Zuneigung von Heinrich für Joyeuse. Aus einer Familie berühmter und redlicher Leute, beobachtete Joyeuse wenigstens öffentlich die Achtung vor dem Königthum und seine Vertraulichkeit überschritt nie gewisse Gränzen. In der Mitte des moralischen Lebens war Joyeuse ein wahrer Freund für Heinrich; aber diese Mitte bot sich selten. Anne war jung, feurig, verliebt,

und wenn er verliebt war, selbstsüchtig; es war wenig für ihn, durch den König glücklich zu sein und das Glück zu seiner Quelle zurückgehen zu lassen; es war Alles für ihn, glücklich zu sein, auf welche Weise es auch sein mochte. Brav, schön, reich, glänzte er in diesem dreifachen Reflex, der für junge Stirnen eine Liebesglorie bildet; die Natur hatte zu viel für Joyeuse gethan, und Heinrich verfluchte zuweilen die Natur, welche ihm, dem König, so wenig für seinen Freund zu thun übrig gelassen.

Heinrich kannte genau diese zwei Männer und liebte sie vielleicht des Contrastes willen. Unter seiner skeptischen und abergläubischen Hülle verbarg Heinrich einen Fond von Philosophie, der sich, ohne Catharina, in einer merkwürdig nützlichen Richtung entwickelt hätte.

Oft verrathen, wurde Heinrich nie getäuscht.

Mit dem vollkommenen Verständniß des Charakters seiner Freunde, mit der tiefen Kenntniß ihrer Fehler und ihrer guten Eigenschaften, dachte er nun, von ihnen entfernt, einsam, traurig, in diesem düsteren Gemache an sie, an sich, an sein Leben, und betrachtete im Schatten diese dunklen Horizonte, welche schon in der Zukunft für viele minder hellsehende Blicke, als die seinigen, gezeichnet, waren.

Die Angelegenheit von Salcède hatte ihn sehr trübe gestimmt. Allein zwischen zwei Frauen in einem solchen Augenblick, hatte Heinrich seine Vereinzelung, seine Entblößung gefühlt; die Schwäche von Louise machte ihn traurig; die Stärke von Catharina erschreckte ihn. Heinrich empfand endlich in seinem Innern jene unbestimmte, ewige Angst, welche die Könige erfaßt, die vom Mißgeschick dazu bezeichnet sind, daß ein Geschlecht in ihnen und mit ihnen erlösche.

In der That bemerken, daß, obgleich man über alle Menschen erhaben ist, diese Größe doch keine feste, unerschütterliche Grundlage hat; fühlen, daß man die Statue ist, die man beweihräuchert, das Ideal, das man anbetet, das aber die Priester und das Volk, die Anbeter und die Diener, je nach ihrem Interesse erheben oder niederbeugen,

nach ihrer Laune schwanken machen, ist für einen stolzen Geist das grausamste der Mißgeschicke. Heinrich fühlte dies lebhaft und ärgerte sich, daß er es fühlte.

Und dennoch raffte er sich von Zeit zu Zeit zu der Energie seiner lange in ihm, vor dem Ende seiner Jugend, erloschenen Jugend auf.

„Warum soll ich mich im Ganzen beunruhigen?“ sagte er zu sich selbst. „Ich habe keine Kriege mehr durchzukämpfen; Guise ist in Nancy; Heinrich in Pau; der Eine ist genöthigt, seinen Ehrgeiz in sich selbst zu verschließen, der Andere hat nie Ehrgeiz gehabt. Die Geister besänftigen sich, kein Franzose hat im Ernste das unmögliche Unternehmen, den König zu entthronen, im Blick gehalten; die durch die goldene Scheere von Frau von Montpensier versprochene dritte Krone ist nicht mehr als das Wort eines in seiner Eitelkeit verletzten Weibes; meine Mutter allein träumt immer von ihrem Usurpationsgespenst, ohne mir im Ernst den Usurpator zeigen zu können; doch ich, der ich ein Mann bin, der ich trotz meines Kummers ein noch junges Gehirn besitze, ich weiß, woran ich mich hinsichtlich der Prätendenten, die sie fürchtet, zu halten habe.

„Ich werde Heinrich von Navarra lächerlich, Guise verhaßt machen, und mit dem Schwerte in der Hand die fremden Bündnisse zerstreuen. Bei Gottes Tod! ich war bei Jarnac und Moncontour nicht mehr werth, als ich heute werth bin.

„Ja,“ fuhr Heinrich fort, indem er seinen Kopf auf die Brust fallen ließ, „ja, aber mittlerweile langweile ich mich, und es ist tödtlich, sich zu langweilen. Die Langeweile ist mein einziger, mein wahrer Verschworener, und meine Mutter spricht nie etwas von diesem.

„Ich will doch sehen, ob diesen Abend einer zu mir kommt! Joyeuse versprach mir, frühzeitig zu erscheinen: er belustigt sich, aber wie des Teufels macht er es, um sich zu belustigen? Epernon? oh! dieser belustigt sich nicht; er schmollt, er hat seine Klauensteuer von fünf und zwan-

zig tausend Thalern noch nicht erhalten; meiner Treue! er mag nach seinem Belieben schmollen."

„Sire," sprach die Stimme des Huissier, „der Herr Herzog von Epernon!"

Alle diejenigen, welche das Aergerliche des Wartens, die Anschuldigungen, die daraus für die erwarteten Personen hervorgehen, sowie die Leichtigkeit kennen, mit der sich die Wolke zerstreut, wenn die Person erscheint, werden den Eifer begreifen, mit dem der König einen Stuhl für den Herzog vorzurücken befahl.

„Ah! guten Abend, Herzog," sagte er, „ich bin entzückt, Euch zu sehen."

Epernon verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Warum habt Ihr diesen Schurken von einem Spanier nicht viertheilen sehen? Ihr wußtet wohl, daß Ihr einen Platz in meiner Loge hattet, da ich es Euch sagen ließ."

„Sire, ich konnte nicht."

„Ihr konntet nicht?"

„Nein, Sire, ich hatte Geschäfte."

„Sollte man nicht in der That glauben, er wäre mein Minister mit seinem ellenlangen Gesichte, und käme, um mir zu melden, eine Steuer sei nicht bezahlt worden," sagte Heinrich die Achseln zuckend.

„Meiner Treue," sprach Epernon, die Kugel im Sprunge auffassend, „Eure Majestät hat Recht, die Steuer ist nicht bezahlt worden, und ich habe keinen Thaler mehr."

„Gut," machte Heinrich ärgerlich.

„Doch," fuhr Epernon fort, „es handelt sich nicht um dieses, und ich beeile mich, es Eurer Majestät zu sagen, denn sie könnte glauben, dies seien die Angelegenheiten, mit denen ich mich beschäftige."

„Laßt Eure Angelegenheiten hören, Herzog."

„Euere Majestät weiß, was bei der Hinrichtung von Salcède vorgefallen ist?"

„Bei Gott! da ich dabei gewesen bin."

„Man hat den Verurtheilten zu entführen verſucht.“

„Das habe ich nicht geſehen.“

„Dieſes Gerücht iſt jedoch in der Stadt im Umlauf.“

„Ein Gerücht ohne Urſache und ohne Folge; man hat ſich nicht gerührt.“

„Ich glaube, Eure Majeſtät iſt in einem Irrthum begriffen.“

„Worauf gründet Ihr Eure Meinung?“

„Darauf, daß Salcède vor dem Volke in Abrede zog, was er vor den Richtern geſagt hatte.“

„Ah! das wißt Ihr ſchon, Ihr?“

„Ich ſuche Alles zu erfahren, was Eure Majeſtät intereſſirt.“

„Ich danke; aber worauf zielt Ihr mit dieſem Eingang ab?“

„Darauf: ein Mann, der ſtirbt wie Salcède, iſt als ſehr guter Diener geſtorben, Sire.“

„Nun! und hernach?“

„Der Herr, der ſolche Diener hat, iſt ſehr glücklich; das iſt das Ganze.“

„Und Du willſt ſagen, ich habe keine ſolche Diener, ich, oder deutlicher geſprochen, keine mehr? Du haſt Recht, wenn Du das ſagen willſt.“ *)

„Das will ich nicht ſagen, Eure Majeſtät fände, ſobald es Gelegenheit gäbe, dafür kann ich beſſer ſtehen, als irgend Jemand, ſo treue Diener, als der Herr von Salcède.“

„Der Herr von Salcède, der Herr von Salcède! nennt doch einmal die Dinge bei ihrem Namen! Ihr Leute, die Ihr mich umgebt. Wie heißt er, dieſer Herr?“

„Eure Majeſtät muß es beſſer wiſſen als ich, ſie, die ſich mit der Politik beſchäftigt.“

„Ich weiß, was ich weiß. Sagt mir, was Ihr wißt.“

*) Dieſes Abwechſeln von Du und Ihr iſt eine Eigenthümlichkeit der Sprache von Heinrich III. mit ſeinen Günſtlingen, welche Dumas auch ſchon in der Dame von Monſoreau bemerkbar macht.

„Ich weiß nichts, ich vermuthe nur viele Dinge.“

„Gut,“ ſprach Heinrich ärgerlich, „nicht wahr, Ihr kommt hierher, um mich zu erſchrecken und mir unangenehme Dinge zu ſagen? Ich danke, Herzog, daran erkenne ich Euch.“

„Ah! nun mißhandelt mich Eure Majeſtät,“ ſagte Epernon.

„Ich glaube, das iſt nicht mehr als billig.“

„Nein, Sire. Die Warnung eines ergebenen Mannes kann ſchlecht angebracht ſein, aber dieſer Mann thut nichtsdeſtoweniger ſeine Pflicht, wenn er die Warnung gibt.“

„Das ſind meine Sachen.“

„Ah! ſobald es Eure Majeſtät ſo nimmt, habt Ihr Recht, Sire, ſprechen wir nicht mehr davon.“

Hier trat ein Stillſchweigen ein, das der König zuerſt brach.

„Höre,“ ſagte er, „mache mich nicht düſter, Herzog. Ich bin ſchon traurig wie ein ägyptiſcher Pharao in ſeiner Pyramide. Erheitere mich!“

„Ah! Sire, die Freude läßt ſich nicht befehlen.“

Der König ſchlug zornig mit der Fauſt auf den Tiſch und rief:

„Ihr ſeid ein halsſtarriger Menſch, ein ſchlechter Freund, Herzog. Ach! ach! ich glaubte nicht ſo viel verloren zu haben, als ich meine früheren Diener verlor.“

„Darf ich es wagen, Eurer Majeſtät zu bemerken, daß ſie die neuen nicht ſehr ermuthigt?“

Hier machte der König eine neue Pauſe, während welcher er ſtatt jeder Antwort dieſem Menſchen, deſſen ganzes Glück er gegründet hatte, mit einem äußerſt bezeichnenden Ausdruck anſchaute.

Epernon begriff.

„Eure Majeſtät wirft mir ihre Wohlthaten vor,“ ſagte er mit dem Tone eines vollendeten Gascogners. „Ich werfe Ihr meine Ergebenheit vor.“

Und der Herzog, der ſich noch nicht geſetzt hatte,

nahm den Stuhl, den der König für ihn hatte bereitstellen lassen.

„Lavalette, Lavalette,“ sprach der König voll Traurigkeit, „Du verwundest mir das Herz, Du, der Du so viel Witz hast, Du, der Du mich durch Deine gute Laune heiter und freudig machen könntest. Gott ist mein Zeuge, daß es nicht meine Absicht gewesen ist, von Quelus zu sprechen, der so brav, von Schomberg, der so gut, von Maugiron, der so kitzelig im Punkte meiner Ehre war. Nein, in jener Zeit gab es sogar Bussy, Bussy, der, wenn Du willst, nicht mir angehörte, den ich mir aber erworben haben würde, hätte ich nicht den Andern Schatten zu machen befürchtet, Bussy, der leider die unwillkührliche Ursache ihres Todes ist! Wohin ist es mit mir gekommen, daß ich sogar den Verlust meiner Feinde beklage! Gewiß waren alle Vier brave Leute. Ei, mein Gott! ärgere Dich nicht über das, was ich sage. Was willst Du, Lavalette? es liegt nicht in Deinem Temperament, zu jeder Stunde dem Nächsten dem Besten gewaltige Degenstiche zu geben; aber, mein theurer Freund, wenn Du auch kein Wagehals, kein Dreinschläger bist, so bist Du dagegen fein, schlau und zuweilen ein Mann von gutem Rath. Du kennst alle meine Angelegenheiten, wie jener andere demüthigere Freund, mit dem ich nie einen einzigen Augenblick der Langeweile durchzumachen hatte.“

„Von wem spricht Eure Majestät?“ fragte der Herzog.

„Du müßtest ihm gleichen, Epernon.“

„Aber ich müßte doch wissen, wen Eure Majestät beklagt?“

„Oh! armer Chicot, wo bist Du?“

Epernon stand ganz gereizt auf.

„Nun! was machst Du?“ fragte der König.

„Es scheint, Sire, Eure Majestät ist heute bei Gedächtniß; doch in der That, das ist nicht für Jedermann ein Glück.“

„Und warum dies?“

„Weil mich Eure Majestät, vielleicht ohne es zu überlegen, mit Messire Chicot vergleicht und weil ich mich durch diese Vergleichung sehr wenig geschmeichelt fühle.“

„Du hast Unrecht, Epernon. Ich kann mit Chicot nur einen Menschen vergleichen, den ich liebe, und der mich liebt. Er war ein gediegener und geistreicher Diener.“

Heinrich stieß einen Seufzer aus.

„Ich denke, nicht damit ich Meister Chicot gleiche, hat mich Eure Majestät zum Pair und Herzog gemacht,“ sagte Epernon.

„Stille, erheben wir keine Gegenbeschuldigung,“ sprach der König mit einem so boshaften Lächeln, daß der Gascogner, so fein und so unverschämt er zugleich war, sich unbehaglicher vor diesem schüchternen Sarkasm fühlte, als er es bei offenem Vorwurf gewesen wäre.

„Chicot liebte mich, und er fehlt mir, das ist Alles, was ich sagen kann,“ fuhr Heinrich fort. „Oh! wenn ich bedenke, daß an demselben Platz, wo Du bist, alle diese jungen, schönen, braven und treuen Leute vorübergegangen sind, daß auf dem Lehnstuhl, auf den Du Deinen Hut gelegt hast, Chicot mehr als hundertmal eingeschlafen ist.“

„Das war vielleicht sehr geistreich,“ versetzte Epernon; „jedenfalls aber war es sehr wenig ehrfurchtsvoll.“

„Ach!“ sprach Heinrich, „dieser theure Freund hat heute nicht mehr Geist als Körper.“

Und er schüttelte traurig seinen Rosenkranz von Todtenköpfen, der ein so düsteres Geklapper hören ließ, als ob er von wirklichen Gebeinen gemacht wäre.

„Was ist denn aus Eurem Chicot geworden?“ fragte Epernon mit gleichgültigem Tone.

„Er ist todt,“ antwortete Heinrich, „todt wie Alles, was mich geliebt hat.“

„Nun, Sire,“ sprach der Herzog, „ich glaube in der That, er hat wohl daran gethan, daß er gestorben ist; er alterte, viel weniger indessen, als seine Späße, und man hat mir gesagt, die Nüchternheit sei nicht seine

Lieblingstugend geweſen. An was iſt der arme Teufel geſtorben, Sire, an der Unverdaulichkeit?"

„Chicot iſt vor Kummer geſtorben, ſchlechtes Herz," erwiederte bitter der König.

„Er hätte Euch zum letzten Male lachen machen ſollen."

„Du täuſcheſt Dich: er wollte mich nicht einmal durch die Ankündigung ſeiner Krankheit betrüben; weil er wußte, wie ſehr ich meine Freunde betraure, er, der mich ſo oft weinen ſah."

„Dann iſt ſein Schatten zurückgekehrt."

„Geſtele es Gott, daß ich ihn wiederſehen würde, ſelbſt im Schatten. Nein, ſein Freund, der würdige Prior Gorenflot, hat mir dieſe Kunde mitgetheilt."

„Gorenflot, wer iſt dies?"

„Ein frommer Mann, den ich zum Prior der Jacobiner gemacht habe; er bewohnt das ſchöne Kloſter vor der Porte Saint-Antoine, bei Bel-Esbat."

„Sehr gut! irgend ein ſchlechter Prediger, dem Eure Majeſtät eine Priorei von dreißig tauſend Livres gegeben haben wird, ohne daß ſie es wagt, ihm das Empfangene vorzurücken."

„Willſt Du nun gottlos werden?"

„Wenn dies Eurer Majeſtät die Langweile vertreiben könnte, ſo würde ich es verſuchen."

„Willſt Du wohl ſchweigen, Herzog; Du beleidigſt Gott."

„Chicot war ſehr gottlos, und mir ſcheint, ihm verzieh man."

„Chicot kam in einer Zeit, wo ich noch über etwas lachen konnte."

„Dann hat Eure Majeſtät Unrecht, ſeinen Verluſt zu beklagen."

„Warum?"

„Wenn ſie über nichts mehr lachen kann, ſo würde ihr Chicot, ſo heiter er auch war, keine große Unterſtützung gewähren."

„Dieser Mann war zu Allem gut, und ich beklage seinen Verlust nicht allein wegen seines Witzes.“

„Und warum sonst? ich denke, nicht seines Gesichtes wegen, denn er war sehr häßlich, dieser Herr Chicot.“

„Er ertheilte weise Rathschläge.“

„Ah! ich sehe wohl, wenn er noch lebte, würde Eure Majestät einen Siegelbewahrer aus ihm machen, wie sie aus diesem Kuttenmann einen Prior gemacht hat.“

„Stille, Herzog, ich bitte Euch, spottet nicht über diejenigen, welche mir Zuneigung bewiesen haben, und denen ich zugethan war. Seitdem Chicot gestorben, ist er mir heilig wie ein ernster Freund, und wenn ich nicht Lust habe zu lachen, soll Niemand lachen.“

„Es sei, Sire, ich habe so wenig Lust, zu lachen, als Eure Majestät. Doch so eben beklagtet Ihr den Verlust von Chicot wegen seiner guten Laune; so eben verlangtet Ihr von mir, daß ich Euch aufheitere, während Ihr nun wünscht, daß ich Euch traurig mache... Parsandious!... Oh! verzeiht, Sire, dieser verdammte Fluch entschlüpft mir immer.“

„Gut, gut, nun bin ich abgekühlt; nun bin ich auf dem Punkte, wo Du mich haben wolltest, als Du das Gespräch mit so düsteren Redensarten begannst. Sage mir nun Deine schlimmen Nachrichten, Epernon; bei dem König findet sich immer die Kraft eines Mannes.“

„Ich bezweifle es nicht, Sire.“

„Und das ist ein Glück, denn schlecht bewacht wie ich bin, wäre ich, wenn ich mich selbst nicht bewachte, zehnmal des Tags gestorben.“

„Was gewissen Leuten, die ich kenne, nicht mißfallen würde.“

„Gegen diese habe ich die Hellebarden meiner Schweizer, Herzog.“

„Das ist sehr ohnmächtig, um aus der Ferne zu treffen.“

„Gegen diejenigen, welche man aus der Ferne treffen muß, habe ich die Musketen meiner Schützen.“

„Das ist unbequem, will man von Nahem treffen; um eine königliche Brust zu beschützen, taugen mehr als Hellebarden und Musketen gute Brüste.“

„Ach, das hatte ich einst,“ sagte Heinrich, „und in diesen Brüsten edle Herzen; nie hätte man mich erreicht zur Zeit der lebendigen Wälle, die man Quelus, Schomberg, Saint-Luc, Maugiron und Saint-Megrin nannte.“

„Das ist es also, was Eure Majestät beklagt?“ fragte Epernon, der seine Genugthuung dadurch zu nehmen hoffte, daß er den König bei einem offenen Frevel der Selbstsucht faßte.

„Ich beklage die Herzen, welche vor Allem in der Brust dieser Männer schlugen,“ erwiederte Heinrich.

„Sire,“ sprach Epernon, „wenn ich es wagte, würde ich Eurer Majestät bemerken, daß ich Gascogner, das heißt vorsichtig und gewandt bin; daß ich durch den Geist die Eigenschaften zu ersetzen suche, die mir die Natur versagt hat, mit einem Wort, daß ich Alles thue, was ich kann, das heißt Alles, was ich soll, und daß ich folglich mit Recht sagen kann: Komme was da will.“

„Ah! so ziehst Du Dich heraus; Du trittst ein und nimmst den Mund sehr voll mit wahren oder falschen Gefahren, denen ich preisgegeben sein soll, und wenn es Dir gelungen ist, mich zu erschrecken, so fassest Du Dich in den Worten zusammen: „„Komme was da will.““ Sehr verbunden, Herzog.“

„Eure Majestät will also ein wenig an diese Gefahren glauben?“

„Es sei. Ich werde daran glauben, wenn Du mir beweisest, daß Du sie bekämpfen kannst.“

„Ich glaube, daß ich es kann.“

„Du kannst es?“

„Ja, Sire.“

„Ich weiß wohl, Du hast Mittel — Deine kleinen Mittel, — Du Fuchs.“

„Nicht so klein.“

„Laß hören.“

„Will Eure Majestät die Gnade haben, aufzustehen?“

„Wozu?“

„Um mit mir zu den alten Gebäuden des Louvre zu kommen.“

„Nach der Seite der Astruce.“

„Gerade an den Ort, wo man sich damit beschäftigte, ein Geräthemagazin zu bauen, ein Plan, den man aufgegeben hat, seitdem Eure Majestät kein anderes Geräthe mehr will, als Betpulte und Rosenkränze von Todtenköpfen.“

„Zu dieser Stunde?“

„Es schlägt so eben zehn Uhr im Glockenthurme des Louvre; mir scheint, das ist nicht so spät.“

„Was werde ich in diesen Gebäuden sehen?“

„Ah! bei Gott! wenn ich es Euch sage, so ist dies das Mittel, daß Ihr nicht kommt.“

„Das ist sehr fern von hier, Herzog.“

„Durch die Gallerien geht man in fünf Minuten dahin, Sire.“

„Epernon, Epernon!“

„Nun, Sire?“

„Wenn das, was Du mich sehen lassen willst, nicht sehr interessant ist, so nimm Dich in Acht.“

„Sire, ich stehe Euch dafür, daß es interessant sein wird.“

„Vorwärts,“ sprach der König, indem er sich mit einer gewissen Anstrengung erhob.

Der Herzog nahm seinen Mantel, und reichte dem König seinen Degen; dann ergriff er eine Wachsfackel und schritt in der Gallerie Seiner Allerchristlichsten Majestät voran, die ihm mit schleppendem Gange folgte.

Dreizehntes Kapitel.

Das Schlafgemach.

Obgleich es erſt zehn Uhr war, wie Epernon geſagt hatte, herrſchte doch ſchon eine Todesſtille im Louvre kaum hörte man, ſo wüthend wehte der Wind, der ſchweren Tritt der Schildwachen und das Knarren der Zugbrücken.

Die nächtlichen Wanderer gelangten wirklich in weniger als fünf Minuten zu den Gebäuden der Rue d l'Aſtruce, welche dieſen Namen, ſelbſt ſeit der Erbauung von Saint-Germain-l'Auxerrois, beibehalten hatten.

Der Herzog zog einen Schlüſſel aus ſeiner Taſche ſtieg einige Stufen hinab, durchſchritt einen kleinen Ho und öffnete eine gewölbte Thüre, welche halb von Brom beerſtauden und langem Gras verſperrt war.

Er folgte ungefähr zehn Schritte einem dunkeln Weg an deſſen Ende er ſich in einem inneren Hof befand hier war in einer Ecke eine ſteinerne Treppe bemerkbar.

Dieſe Treppe führte in ein weites Zimmer oder vielmehr in einen ungeheuren Corridor.

Epernon hatte auch den Schlüſſel zu dieſem Corridor

Er öffnete ſachte die Thüre und machte Heinrich au die ſeltſame Einrichtung aufmerkſam, welche, ſobald dieſe Thüre geöffnet war, ſogleich ins Auge fiel.

Es waren fünf und vierzig Betten aufgereiht. In jedem Bett lag ein Schläfer.

Der König ſchaute alle dieſe Betten, alle dieſe Schläfer an, wandte ſich dann mit einer unruhigen Neugierde gegen den Herzog um und fragte:

„Nun, wer ſind alle dieſe Leute, welche hier ſchlafen?“

„Leute, welche noch dieſen Abend ſchlafen, morgen

aber nicht mehr ſchlafen werden, als es ihre Reihe erlaubt."

„Und warum werden ſie nicht mehr ſchlafen?"

„Damit Eure Majeſtät ſchlafen kann."

„Erkläre Dich; dieſe Leute ſind alſo insgeſammt Freunde?"

„Durch mich erwählt, ausgeleſen wie das Korn auf der Tenne; unerſchütterliche Wachen, die Eure Majeſtät nicht mehr als ihr Schatten verlaſſen werden, lauter Edelleute, welche, weil ſie das Recht haben, überallhin zu gehen, wohin Eure Majeſtät geht, auf eine Degenlänge Niemand Euch nähern laſſen werden."

„Du haſt dies erfunden, Epernon?"

„Ei! mein Gott, ja, ich ganz allein, Sire."

„Man wird darüber lachen."

„Nein, man wird Furcht davor haben."

„Sie ſind ſchrecklich, Deine Edelleute?"

„Sire, es iſt eine Meute, die Ihr auf jedes Wild, das Euch beliebt, hetzen werdet, und die, da ſie nur Euch kennt, nur mit Eurer Majeſtät in Verbindung ſteht, ſich nur an Euch wenden wird, um das Licht, die Wärme, das Leben zu erhalten."

„Aber das wird mich zu Grunde richten."

„Richtet ſich ein König je zu Grunde?"

„Ich kann ſchon die Schweizer nicht bezahlen."

„Schaut dieſe Ankömmlinge wohl an, und ſagt mir, ob ſie wie Leute ausſehen, welche große Ausgaben fordern?"

Der König warf einen Blick auf dieſen langen Schlafſaal, der eine ziemlich bemerkenswerthe Anſicht ſelbſt für einen König bot, welcher an ſchöne architekturale Einrichtungen gewöhnt war.

Dieſer lange Saal war von einem Verſchlag durchſchnitten, an dem der Erbauer fünf und vierzig Alkoven angebracht hatte, welche wie eben ſo viele Kapellen neben einander lagen, und auf den Gang ausmündeten, an deſſen einem Ende der König und Epernon ſtanden.

Eine Thüre in jedem von diesen Alkoven gewährte den Zugang in eine Art von Loge unmittelbar daneben.

Folge von dieser geistreichen Eintheilung war, daß jeder Edelmann sein öffentliches Leben und sein abgeschlossenes Leben hatte.

Oeffentlich erschien er in dem Alkoven.

In Familie verbarg er sich in seiner Loge.

Die Thüre von jeder dieser Logen ging auf einen Balcon, der an der ganzen Länge des Hauses hinlief.

Der König begriff diese feinen Unterscheidungen nicht sogleich.

„Warum zeigt Ihr mir sie Alle so in ihren Betten schlafend?“ fragte der König.

„Sire, weil ich gedacht habe, die Inspection wäre so leichter von Eurer Majestät vorzunehmen. Jeder von diesen Alkoven hat eine Nummer und diese Nummer läßt sich auf seinen Bewohner übertragen. Somit wird jeder von diesen Bewohnern nach dem Bedürfniß ein Mann oder eine Zahl sein.“

„Das ist gut ersonnen,“ sagte der König, „besonders wenn wir allein den Schlüssel dieser Arithmetik bewahren. Aber die Unglücklichen werden ersticken, wenn sie beständig in dieser Kenche leben sollen.“

„Wünscht es Eure Majestät, so wird sie mit mir umhergehen und die Wohnung jedes Einzelnen besichtigen.“

„Gottes Tod! welch eine Geräthekammer hast Du mir machen lassen, Epernon!“ sagte der König, indem er die mit der Fahrniß der Schläfer beladenen Stühle betrachtete. „Wenn ich die Fetzen dieser Bursche darin einschließe, wird Paris viel lachen.“

„Es ist wahr,“ antwortete der Herzog, „meine Fünf und Vierzig sind nicht sehr kostbar gekleidet; doch, Sire, wenn sie Alle Herzoge und Pairs gewesen wären...“

„Ja, ich begreife,“ sprach der König lächelnd, „sie würden mich bedeutend mehr kosten.“

„Das ist es, Sire.“

„Wie viel werden sie mich kosten? laßt hören. Das

wird mich vielleicht bestimmen, denn in der That, das Aussehen ist nicht sehr Appetit erregend."

„Sire, ich weiß, sie sind ein wenig mager und gebräunt von der Sonne, die in unseren südlichen Provinzen glüht, aber ich war auch mager und sonnverbrannt, wie sie, als ich nach Paris kam, und sie werden fett werden und sich bleichen wie ich."

„Hm!" machte Heinrich und warf einen schiefen Blick auf Epernon.

Dann nach einer Pause sagte der König:

„Weißt Du, daß Deine Edelleute schnarchen wie Domsänger?"

„Sire, man darf sie nicht hienach beurtheilen, sie haben sehr gut zu Nacht gespeist."

„Sieh, hier ist Einer, der ganz laut träumt," sagte der König neugierig horchend.

Den Kopf und die Arme aus dem Bett hängend, den Mund halb geschlossen, seufzte wirklich einer von den Edelleuten einige Worte mit einem schwermüthigen Lächeln.

Der König näherte sich ihm auf den Fußspitzen.

„Wenn Ihr eine Frau seid," sagte er, „flieht, flieht!"

„Ah! ah!" sprach Heinrich, „dieser ist galant."

„Was denkt Ihr von ihm, Sire?"

„Sein Gesicht gefällt mir ziemlich gut."

Epernon näherte seine Fackel dem Alkoven.

„Er hat auch weiße Hände und einen gut gekämmten Bart."

„Es ist der Sire Ernauton von Carmainges, ein hübscher Junge, der es weit bringen wird."

„Der arme Teufel hat dort eine angefangene Liebschaft zurückgelassen."

„Um keine andere Liebe mehr zu haben, als die zu seinem König, Sire; wir werden ihm für sein Opfer Rechnung tragen."

„Oh! oh! da kommt eine seltsame Gestalt hinter Deinem Sire. Wie nennst Du ihn?"

„Ernauton von Carmainges.“

„Ah! Peſt, was für ein Hemd hat Nummer 34. Man ſollte glauben, es wäre ein Büßerſack.“

„Das iſt Herr von Chalabre; wenn er Eure Majeſtät zu Grunde richtet, ſo wird es nicht geſchehen, ohne daß er ſich ein wenig dabei bereichert.“

„Und das andere düſtere Geſicht, das nicht ausſieht, als träumte es von der Liebe?“

„Welche Nummer, Sire?“

„Nummer 12.“

„Ein feiner Degen, ein ehernes Herz, ein Mann von Mitteln, Herr von Sainte-Maline, Sire.“

„Ah! wenn ich bedenke . . . weißt Du, daß Du da einen guten Gedanken gehabt haſt?“

„Ich glaube wohl; beurtheilt ein wenig, welche Wirkung dieſe meine Hofhunde hervorbringen müſſen, welche Eure Majeſtät nicht mehr verlaſſen werden, als der Schatten den Körper, dieſe Moloſſer, die man nirgends geſehen hat und die ſich bei der erſten Gelegenheit auf eine Weiſe zeigen werden, welche uns Ehre macht.“

„Ja, ja, Du haſt Recht, es iſt ein guter Gedanke. Aber warte doch.“

„Was?“

„Ich denke, ſie werden mir in dieſem Aufzug nicht wie mein Schatten folgen. Mein Körper hat eine gute Form, und ſein Schatten, oder vielmehr ſeine Schatten ſollen ihm keine Schande machen.“

„Ah! Sire, wir kommen auf die Ziffernfrage zurück.“

„Gedachteſt Du ſie zu umgehen?“

„Nein, denn es iſt bei allen Dingen die Grundfrage; aber in Beziehung auf dieſe Ziffer habe ich auch einen Gedanken.“

„Epernon! Epernon!“

„Was wollt Ihr, Sire? Das Verlangen, Eurer Majeſtät zu gefallen, verdoppelt meine Einbildungskraft.“

„So ſprich doch Deinen Gedanken aus.“

„Nun wohl! wenn es von mir abhängen würde,

fände jeder von dieſen Edelleuten morgen früh auf dem Stuhle, der ſeine Kleidungsſtücke trägt, eine Börſe mit tauſend Thalern ... zu Bezahlung des erſten Semeſters."

„Tauſend Thaler für das erſte Semeſter, ſechs tauſend Livres jährlich! Geht doch, Herzog, Ihr ſeid ein Narr. Ein ganzes Regiment würde nicht ſo viel koſten."

„Ihr vergeßt, Sire, daß ſie die Schatten Eurer Majeſtät zu werden beſtimmt ſind; und Ihr habt ſelbſt den Wunſch ausgeſprochen, Eure Schatten mögen gut gekleidet ſein. Jeder wird ſich alſo von dieſen tauſend Thalern auf eine Weiſe zu kleiden und zu bewaffnen haben, die Euch Ehre macht. Und auf das Wort Ehre laßt den Gascognern den Zügel ein wenig loſe. Fünfzehn hundert Livres für die Equipirung angenommen, ſo wäre dies alſo viertauſend fünfhundert Livres für das erſte Jahr, dreitauſend für das zweite und die anderen."

„Das iſt annehmbarer."

„Und Eure Majeſtät willigt ein?"

„Es hat nur eine Schwierigkeit, Herzog."

„Welche?"

„Den Mangel an Geld."

„Den Mangel an Geld?"

„Bei Gott! Du mußt beſſer als irgend Jemand wiſſen, daß der Grund, den ich Dir hier angebe, kein ſchlechter Grund iſt, Du, der Du Dir noch nicht einmal haſt können Deine Steuer bezahlen laſſen."

„Sire, ich habe ein Mittel gefunden."

„Mir Geld zu verſchaffen?"

„Für Eure Leibwache, ja."

„Ein Knauſerſtückchen," dachte der König, Epernon von der Seite anſchauend.

Dann ſprach er laut:

„Laß Dein Mittel hören."

„Man hat gerade heute vor ſechs Monaten ein Edict über die Abgaben von Wildbret und Fiſchen einregiſtrirt."

„Das iſt möglich."

„Die Bezahlung des ersten Semesters hat fünf und sechzig tausend Thaler abgeworfen, die der Staatsschatzmeister diesen Morgen einkassiren wollte, doch ich sagte ihm, er möge nichts thun, so daß er, statt es in den Schatz fließen zu lassen, das Steuergeld Eurer Majestät zur Verfügung hält."

„Ich bestimmte es zu Kriegen, Herzog."

„Gerade das ist es, Sire, die erste Bedingung des Krieges ist, Menschen zu haben; das erste Interesse des Königreichs ist die Vertheidigung und Sicherheit des Königs; wenn man die Leibwache des Königs besoldet, erfüllt man alle diese Bedingungen."

„Der Grund ist nicht schlecht; doch Deiner Rechnung nach sehe ich nur fünf und vierzig tausend Thaler verwendet, es werden mir also zwanzig tausend für meine Regimenter bleiben."

„Verzeiht, Sire, ich habe, mit Vorbehalt der Billigung Eurer Majestät, über diese zwanzig tausend Thaler verfügt."

„Ah! Du hast darüber verfügt."

„Ja, Sire, es wird eine Abschlagszahlung an meiner Steuer sein."

„Ich wußte das," sagte der König, „Du gibst mir eine Leibwache, um zu Deinem Gelde zu kommen."

„Ah! Sire!"

„Aber warum gerade die Zahl fünf und vierzig?" fragte der König zu einem andern Gedanken übergehend.

„Höret, Sire. Die Zahl drei ist eine Urzahl und göttlich. Mehr noch, sie ist bequem. Wenn zum Beispiel ein Reiter drei Pferde hat, ist er nie zu Fuß; das zweite ersetzt das erste, wenn dieses müde ist, und dann bleibt noch ein drittes, um im Falle einer Verwundung oder Krankheit für das erste einzutreten. Ihr werdet also immer dreimal fünfzehn Edelleute haben. Fünfzehn im Dienst, dreißig, welche ausruhen. Jeder Dienst wird zwölf Stunden dauern. Und während dieser zwölf Stunden habt Ihr immer fünf rechts, fünf links, zwei vorne

und drei hinten. Mit einer solchen Wache komme man und wage es ein wenig, Euch anzugreifen."

„Bei Gottes Tod! das ist geschickt combinirt, Herzog, und ich mache Dir mein Compliment."

„Schaut sie an, Sire, sie werden wahrhaftig eine gute Wirkung hervorbringen."

„Ja, gekleidet werden sie nicht übel sein."

„Glaubt Ihr nun, daß ich das Recht habe, von den Gefahren zu sprechen, die Euch bedrohen?"

„Ich sage nicht nein."

„Ich hatte also Recht."

„Es mag sein."

„Herr von Joyeuse hätte diesen Gedanken nicht gehabt!"

„Epernon! Epernon! es ist nicht liebreich, Schlimmes von Abwesenden zu sagen."

„Parfandious! Ihr sagt viel Schlimmes von den Anwesenden, Sire."

„Ah! Joyeuse begleitet mich immer. Er war mit mir heute auf der Grève."

„Nun, ich war hier, Sire, und Eure Majestät sieht, daß ich meine Zeit nicht verloren habe."

„Ich danke, Lavalette."

„Ah! Sire," sagte Epernon, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, „ich wollte Eure Majestät um etwas bitten."

„Es wunderte mich in der That sehr, Herzog, daß Du mich um nichts batest."

„Eure Majestät ist heute bitter, Sire."

„Ei! nein, Du begreifst nicht, mein Freund," sprach der König, bei dem der Spott die Rache befriedigt hatte, „oder Du begreifst vielmehr schlecht; ich sagte, da Du mir einen Dienst geleistet, so habest Du das Recht, Dir etwas von mir zu erbitten; bitte also."

„Das ist etwas Anderes, Sire. Uebrigens ist das, was ich mir von Eurer Majestät erbitte, eine Stelle."

„Eine Stelle! Du, der General-Oberſte der Infanterie willſt noch eine Stelle; ſie wird Dich erdrücken.“

„Ich bin ſtark wie Simſon für den Dienſt Eurer Majeſtät; für Eurer Majeſtät Dienſt würde ich den Himmel und die Erde tragen.“

„Bitte alſo,“ ſprach der König ſeufzend.

„Ich wünſche, daß Eure Majeſtät mir das Commando dieſer fünf und vierzig Edelleute übertrage.“

„Wie,“ erwiederte der König erſtaunt, „Du willſt vor mir, hinter mir marſchiren? Du willſt Dich in dieſem Maße aufopfern, Du willſt Kapitän der Garden ſein?“

„Nein, nein, Sire!“

„Nun, was willſt Du denn?“ ſprich.

„Ich will, daß dieſe Garden, meine Landsleute, mein Commando beſſer verſtehen, als das von jedem Andern; doch ich will ihnen weder voran-marſchiren, noch folgen. Ich werde einen Beiſtändigen haben.“

„Darunter ſteckt wieder etwas,“ dachte Heinrich den Kopf ſchüttelnd; „dieſer verteufelte Menſch gibt immer, um zu erhalten.“

Dann ſprach er laut:

„Gut, Du ſollſt das Commando haben.“

„Geheim?“

„Ja. Doch wer wird officiell der Anführer meiner Fünf und Vierzig ſein?“

„Der kleine Loignac.“

„Ah! deſto beſſer.“

„Er iſt Eurer Majeſtät genehm?“

„Vollkommen.“

„Iſt das nun abgemacht, Sire?“

„Ja, aber ...“

„Aber?“

„Welche Rolle ſpielt er bei Dir, dieſer Loignac?“

„Er iſt mein Epernon, Sire.“

„Er koſteſt Dich alſo viel?“ brummelte der König.

„Was ſagt Eure Majeſtät?“

„Ich sage, ich willige ein.“

„Ich gehe zum Staatszahlmeister, um die fünf und vierzig Börsen zu holen.“

„Diesen Abend?“

„Müssen sie nicht unsere Leute morgen auf ihren Stühlen finden?“

„Das ist richtig. Gehe; ich kehre in meine Wohnung zurück.“

„Zufrieden, Sire?“

„Ziemlich.“

„In jedem Fall gut bewacht.“

„Ja, durch Leute, die mit geschlossenen Fäusten schlafen.“

„Sie werden morgen wachen, Sire.“

Epernon führte Heinrich bis zur Thüre der Gallerie zurück und verließ ihn, indem er zu sich selbst sagte:

„Wenn ich nicht König bin, so habe ich wenigstens Leibwachen wie ein König, und diese kosten mich nichts... Parfandious!“

Vierzehntes Kapitel.

Der Schatten von Chicot.

Der König täuschte sich, wie wir vorhin sagten, nie über seine Freunde. Er kannte ihre Fehler und ihre guten Eigenschaften, und er las, der König der Erde, eben so scharf in der tiefsten Tiefe ihres Herzens, als es der König des Himmels thun konnte.

Er hatte, sogleich begriffen, worauf Epernon abzielte, doch da er nichts für das, was er geben würde, zu erhalten erwartete, und im Gegentheil fünf und vier-

zig Trabanten für fünf und sechzig tausend Thaler erhielt, so erschien ihm der Gedanke des Gascogners als ein Fund.

Und dann war es eine Neuigkeit. Ein armer König von Frankreich ist nicht immer üppig mit dieser Waare versehen, welche sogar für seine Unterthanen selten ist. König Heinrich III. besonders, der, wenn er seine Prozessionen gemacht, seine Hunde gekämmt, seine Todtenköpfe aufgereiht, und die von ihm beliebte Anzahl von Seufzern ausgestoßen, nichts mehr zu thun hatte.

Die von Epernon errichtete Leibwache gefiel also dem König, besonders weil man davon sprechen würde, und weil er folglich auf den Gesichtern etwas Anderes lesen könnte, als was er in den zehn Jahren seit seiner Rückkehr aus Polen sah.

Allmälig und je mehr er sich dem Zimmer näherte, wo ihn der Huissier erwartete, den dieser nächtliche und ungewöhnliche Ausgang nicht wenig neugierig machte, entwickelte Heinrich sich selbst die Vortheile der Anstalt der Fünf und Vierzig, und er durchblickte halb, wie alle schwache und geschwächte Geister, die Ideen, welche Epernon in dem Gespräch, das er mit ihm gepflogen, ins Licht gesetzt hatte.

„Diese Leute," dachte der König, „werden ohne Zweifel brav und sehr ergeben sein. Einige haben einnehmende Gesichter, Andere widerwärtige Physiognomien; es werden, Gott sei Dank! Leute für Jedermanns Geschmack darunter sein ... und dann ist es etwas Schönes um ein Gefolge von fünf und vierzig Schwertern, welche stets bereit sind, aus der Scheide zu fahren!"

Dieses letzte Kettenglied seines Gedankens, das sich der Erinnerung an die anderen ihm so ergebenen Schwerter anfügte, deren Verlust er so bitter laut, und noch viel bitterer leise beklagte, brachte Heinrich zu der tiefen Traurigkeit, in welche er so oft verfiel in der Zeit, zu der wir gelangt sind, so daß man hätte sagen können, es wäre sein gewöhnlicher Zustand. Die so harten Zeiten, die so boshaften Menschen, die auf der Stirne der Könige

so sehr wankenden Kronen machten es ihm abermals zum ungeheuren Bedürfniß, zu sterben oder sich zu erheitern, um einen Augenblick aus der Krankheit hervorzugehen, welche die Engländer, unsere Meister in der Schwermuth, schon damals mit dem Namen Spleen getauft hatten.

Er suchte mit den Augen Joyeuse, und da er ihn nirgends fand, fragte er nach ihm.

„Der Herr Herzog ist noch nicht zurückgekehrt," sagte der Huissier.

„Es ist gut ... Ruft meinen Kammerdiener und entfernt Euch."

„Sire, das Gemach Eurer Majestät ist bereit und Ihre Majestät die Königin hat nach den Befehlen des Königs fragen lassen."

Heinrich spielte den Tauben.

„Soll man Ihrer Majestät melden, sie möge das Kopfkissen legen?" fragte schüchtern der Huissier.

„Nein, nein," erwiederte Heinrich. „Ich habe meine Andachten, ich habe meine Arbeiten, und dann bin ich leidend und werde allein schlafen."

Der Huissier verbeugte sich.

„Hört," sagte Heinrich ihn zurückrufend, „bringt der Königin diese Confituren aus dem Orient, sie bereiten Schlaf."

Und er übergab dem Huissier seine Confectbüchse.

Der König trat in sein Gemach, das die Bedienten wirklich zubereitet hatten.

Als Heinrich hier war, warf er einen Blick auf alle die ausgesuchten, umständlichen, kleinlichen Nebendinge und Beigaben jener ausschweifenden Toiletten, die er kurz zuvor noch machte, um der schönste Mann der Christenheit zu sein, da er nicht der größte König derselben sein konnte.

Aber nichts sprach ihm zu Gunsten dieser Zwangsarbeit, in die er sich sonst so muthig fügte. Alles, was er einst vom Weibe in dieser Hermaphroditen-Organisation hatte, war verschwunden. Heinrich war wie jene alten Coquetten, welche ihren Spiegel gegen ein Meßbuch ver-

tauſcht haben; er fühlte beinahe einen Abſcheu vor de
Dingen, die er einſt ſo ſehr geliebt.

Parfumirte und geſalbte Handſchuhe, Masken vo
feiner Leinwand mit Teigen überſtrichen, chemiſche Com
binationen, um die Haare zu kräuſeln, den Bart z
ſchwärzen, die Ohren roth und die Augen glänzend z
machen, dies Alles vernachläßigte er ſchon ſeit längere
Zeit.

„Mein Bett," ſagte er mit einem Seufzer.

Zwei Diener entkleideten ihn, zogen ihm Unterhoſe
von ſchöner frieſiſcher Leinwand an, hoben ihn vorſichti
auf und ſchoben ihn zwiſchen ſeine Leilaken.

„Der Vorleſer Seiner Majeſtät!" rief eine Stimm
Denn Heinrich, der Mann der langen und grauſa
men Schlafloſigkeiten, ließ ſich zuweilen durch eine Vor
leſung einſchläfern, und man bedurfte ſogar des Polniſchen
um dieſes Wunder zu bewirken, während ihm einſt, näm
lich urſprünglich, das Franzöſiſche genügte.

„Nein, Niemand," ſagte Heinrich, „keinen Vorleſer
oder er mag in ſeinem Zimmer für mich Gebete leſen
nur Herrn von Joyeuſe, wenn er zurückkommt, führ
zu mir."

„Aber, wenn er ſpät kommt, Sire?"

„Ach! er kommt immer ſpät nach Hauſe, doch z
welcher Stunde er auch kommen mag, führt ihn zu mir
hört Ihr?"

Die Diener löſchten die Kerzen aus und zündeten
beim Feuer eine Lampe mit Eſſenzen an, welche blaß
und bläuliche Flammen gaben ... eine Art von phan
tasmagoriſcher Unterhaltung, die der König ſeit der Rück
kehr ſeiner Grabgedanken beſonders liebte; dann verließen
ſie auf den Fußſpitzen das ſchweigſame Gemach.

Brav im Angeſicht einer wirklichen Gefahr, hatt
Heinrich jede Angſt, jede Schwäche der Weiber und der
Kinder. Er fürchtete die Erſcheinungen, es graute ihm
vor Geſpenſtern, und dennoch hegte er das Gefühl, daß
er ſich weniger langweile, wenn er Furcht habe. I

ieſer Hinſicht war er jenem Gefangenen ähnlich, der, iberdrüßig der Unthätigkeit einer langen Kerkerhaft, den- enigen, welche ihm ankündigten, er habe die Folter aus- uſtehen, antwortete:

„Gut, damit werde ich immer einen Augenblick hin- ringen.“

Während er indeſſen den Reflexen ſeiner Lampe auf der Wand folgte, während er mit dem Blick die dunkelſten Winkel ſeines Zimmers ſondirte, während er das geringſte Geräuſch aufzufaſſen ſuchte, das den geheimnißvollen Ein- tritt eines Schattens hätte verkündigen können, verſchleier- ten ſich die Augen von Heinrich, der durch das Schau- ſpiel am Tage und durch den Verlauf des Abends ermüdet war, und bald entſchlummerte er in dieſer Stille und Einſamkeit.

Doch die Ruhe von Heinrich dauerte nicht lange: untergraben durch das dumpfe Fieber, das in ihm das Leben im Schlafe, wie im Wachen abnutzte, glaubte er Geräuſch in ſeinem Zimmer zu hören und erwachte.

„Joyeuſe, biſt Du es?“ fragte er.

Niemand antwortete.

Die Flammen der blauen Lampe waren ſchwächer eworden, ſie ſandten nach dem Plafond von geſchnitztem ichenholz nur noch einen bleichen Kreis, der die golde- ien Zierrathen grün färbte.

„Allein, abermals allein,“ murmelte der König. Ah! der Prophet hat Recht: „„Maieſtät müßte immer eufzen.““ Es wäre beſſer geweſen, wenn er geſagt hätte: ie ſeufzt immer.“

Dann nach einer Pauſe von einem Augenblick ſprach r in Form eines Gebets:

„Mein Gott, gib mir die Kraft, ſtets in meinem eben allein zu ſein, wie ich nach meinem Tode allein ein werde.“

„Eil eil allein nach Deinem Tode, das iſt nicht icher,“ erwiederte eine ſcharfe Stimme, welche wie ein

metallisches Zusammenstoßen einige Schritte vom Bett klang, „und für was hält Du die Würmer?“

Erschrocken setzte sich Heinrich auf und befragte ängstlich jedes Geräthe des Zimmers.

„Oh! ich kenne diese Stimme,“ murmelte er.

„Das ist ein Glück,“ versetzte die Stimme.

Ein kalter Schweiß floß über die Stirne des Königs und er seufzte:

„Man sollte glauben, es wäre die Stimme von Chicot.“

„Du brennst, Heinrich, Du brennst,“ antwortete die Stimme.

Nun erblickte Heinrich, der mit einem Bein aus dem Bette fuhr, in einiger Entfernung vom Kamin in demselben Lehnstuhl, den er eine Stunde zuvor Epernon bezeichnet hatte, einen Kopf, auf den das Feuer einen von jenen rothgelben Reflexen warf, welche allein auf den Gründen von Rembrandt eine Person erleuchten, die man beim ersten Anblick zu bemerken Mühe hat.

Dieser Reflex stieg auf den Arm des Lehnstuhles herab, worauf der Arm der Person gestützt war, dann auf ihr knochiges, hervorspringendes Knie, und endlich auf die Fußbiege, welche einen rechten Winkel mit einem nervigen, magern und übermäßig langen Bein bildete.

„Gott beschütze mich!“ rief Heinrich, „es ist der Schatten von Chicot.“

„Ah! mein armer Henriquet,“ sagte die Stimme, „Du bist also immer noch so einfältig?“

„Was soll das bedeuten?“

„Die Schatten sprechen nicht, Schwachkopf, denn sie haben keinen Körper und folglich keine Zungen,“ erwiederte die im Lehnstuhl sitzende Gestalt.

„Dann bist Du wirklich Chicot?“ rief der König trunken vor Freude.

„Ich will in dieser Hinsicht nichts entscheiden: wir werden später sehen, was ich bin, wir werden sehen.“

„Wie, Du bist also nicht todt, mein armer Chicot?“

„Gut! nun ſchreiſt Du wie ein Adler; doch, im Gegentheil, ich bin todt, hundertmal todt.“

„Chicot, mein einziger Freund!“

„Du haſt wenigſtens den Vortheil vor mir, daß Du immer daſſelbe ſagſt. Peſt! Du haſt Dich nicht verändert!“

„Aber, Du, Du,“ entgegnete der König traurig, „haſt Du Dich verändert?“

„Ich hoffe wohl.“

„Chicot, mein Freund,“ ſagte der König indem er ſeine beiden Füße auf den Boden ſetzte, „ſprich, warum haſt Du mich verlaſſen?“

„Weil ich todt bin.“

„Aber Du ſagteſt ſo eben, Du wäreſt es nicht.“

„Und ich wiederhole es.“

„Was ſoll dieſer Widerſpruch heißen?“

„Dieſer Widerſpruch ſoll heißen, daß ich für die Einen todt und für die Andern lebendig bin.“

„Und was biſt Du für mich?“

„Für Dich bin ich todt.“

„Warum für mich todt?“

„Das iſt leicht zu begreifen. Höre wohl.“

„Ja.“

„Du biſt nicht Herr bei Dir.“

„Wie?“

„Du vermagſt nichts für diejenigen, welche Dir dienen.“

„Herr Chicot!“

„Aergere Dich nicht, oder ich ärgere mich.“

„Ja, Du haſt Recht,“ ſprach der König, zitternd vor Angſt, der Schatten könnte verſchwinden, „ſprich, mein Freund, ſprich.“

„Nun wohl! ich hatte ein kleines Geſchäft mit Herrn von Mayenne abzumachen, erinnerſt Du Dich?“

„Vollkommen.“

„Ich mache es ab. Gut! Ich prügle dieſen Kapitän

ohne Gleichen, sehr gut. Er läßt mich suchen, um mich zu hängen, und Du, auf den ich rechnete, um mich gegen diesen Helden zu vertheidigen, verlässest mich, statt mich zu beschützen; statt ihm den Garaus zu machen, versöhnst Du Dich mit ihm. Was habe ich sodann gethan? ich habe mich für todt erklärt und durch die Vermittelung meines Freundes Gore[illegible] beerdigt, so daß seit jener Zeit Herr von Mayenne, der mich suchte, mich nicht mehr sucht."

„Du hast da einen gräulichen Muth gehabt, Chicot; sprich, wußtest Du nicht, welchen Schmerz mir Dein Tod verursachen würde?"

„Ja, das ist muthig, aber durchaus nicht gräulich. Ich habe nie so ruhig gelebt, als seitdem die ganze Welt überzeugt ist, ich lebe nicht mehr."

„Chicot, Chicot, mein Freund!" rief der König, „Du erschreckst mich, mein Kopf geräth in Verwirrung."

„Ah, bah! das bemerkst Du erst heute?"

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll."

„An etwas mußt Du Dich, bei Gott! doch halten, was glaubst Du, laß hören?"

„Nun, ich glaube, daß Du gestorben bist und zurückkehrst."

„Dann lüge ich; Du bist artig."

„Du verbirgst mir wenigstens einen Theil der Wahrheit; doch sogleich wirst Du mir, wie die Gespenster des Alterthums, furchtbare Dinge sagen."

„Ah! was das betrifft, ich sage nicht nein. Halte Dich bereit, armer König."

„Ja, ja," sprach Heinrich, „gestehe, daß Du ein durch den Herrn auferweckter Schatten bist?"

„Ich werde zugestehen, was Du willst."

„Wie wärest Du sonst durch diese bewachten Gänge hierher gekommen? Wie würdest Du bei mir in meinem Zimmer sein? Der Erste der Beste findet also jetzt Eintritt in den Louvre! So bewacht man also den König?"

Und ganz sich dem schwindelartigen Schrecken über-

laſſend, der ihn ergriffen hatte, warf ſich Heinrich in ſein Bett zurück und wollte ſich mit ſeinen Leilaken bedecken.

„La! la! la!“ ſagte Chicot mit einem Tone, der einiges Mitleid und viel Sympathie verbarg, „erhitze Dich nicht, Du brauchſt mich nur zu berühren, um Dich zu überzeugen.“

„Du biſt alſo kein Bote der Rache?“

„Alle Wetter! habe ich Hörner wie Satan, oder ein flammendes Schwert wie der Erzengel Michael?“

„Wie biſt Du denn hereingekommen?“

„Du kamſt auch ſo eben zurück.“

„Allerdings.“

„Nun, begreifſt Du, daß ich immer noch meinen Schlüſſel habe, den, welchen Du mir gegeben haſt, und den ich an meinen Hals hing, um Deine Kammerherrn wüthend zu machen, die nur das Recht hatten, ſich ihn hinten anzuhängen. Mit dieſem Schlüſſel kommt man herein und ich bin hereingekommen.“

„Durch die geheime Thüre?“

„Ganz gewiß.“

„Doch warum biſt Du eher heute als geſtern gekommen?“

„Ah! es iſt wahr, das iſt die Frage. Nun, Du ſollſt es erfahren.“

Heinrich ſtreifte ſeine Leilaken zurück und ſprach mit demſelben Tone der Naivetät, den ein Kind angenommen hätte:

„Chicot, ich bitte Dich, ſage mir nichts Unangenehmes, oh! wenn Du wüßteſt, welches Vergnügen es mir macht, Deine Stimme zu hören!“

„Ich werde Dir ganz einfach die Wahrheit ſagen. Schlimm genug, wenn Dir die Wahrheit unangenehm iſt.“

„Nicht wahr, Deine Furcht vor Herrn von Mayenne iſt nicht ſo ernſt?“

„Im Gegentheil, ſehr ernſt. Du verſtehſt, Herr von Mayenne hat mir fünfzig Stockprügel geben laſſen; ich habe mir Genugthuung genommen und ihm hundert

Hiebe mit der Degenſcheide aufgemeſſen; nimm an, daß zwei Hiebe mit der Degenſcheide ſo viel werth ſind, als ein Stockprügel, ſo ſind wir quitt. Nimm an, daß ein Schlag mit der Degenſcheide ſo viel werth iſt, als ein Stockprügel, dies kann die Anſicht von Herrn von Mayenne ſein, ſo iſt er mir noch fünfzig Schläge mit dem Stock oder der Degenſcheide ſchuldig; ich fürchte aber nichts ſo ſehr, als die Schulden dieſer Art, und ich wäre auch nicht hierhergekommen, ſo ſehr Du meiner bedürfen möchteſt, hätte ich nicht gewußt, daß Herr von Mayenne ſich in Soiſſons befindet."

„Nun wohl! Chicot, da ſich die Sache ſo verhält, ſo nehme ich Dich unter meinen Schutz, und ich will ..."

„Was willſt Du? Nimm Dich in Acht, Henriquet, ſo oft Du die Worte: ‚Ich will', ausſprichſt, biſt Du bereit, eine Albernheit zu ſagen."

„Ich will, daß Du auferſtehſt, daß Du an den hellen Tag trittſt."

„Ich ſagte es wohl."

„Ich werde Dich vertheidigen."

„Gut."

„Chicot, ich verpfände Dir mein königliches Wort."

„Baſta! ich habe etwas Beſſeres."

„Was haſt Du?"

„Ich habe mein Loch und bleibe darin."

„Ich werde es Dir verbieten," rief energiſch der König, indem er ſich auf die Stufe ſeines Bettes ſtellte.

„Heinrich," ſagte Chicot, „Du wirſt den Schnupfen bekommen; ich bitte Dich, lege Dich wieder nieder."

„Du haſt Recht, Du bringſt mich aber auch in Verzweiflung," verſetzte der König, während er ſich wieder in ſeine Tücher ſteckte. „Wie! wenn ich, Heinrich von Valois, König von Frankreich, finde, daß ich genug Schweizer, Schottländer, franzöſiſche Leibwachen und Edelleute zu meiner Vertheidigung habe, findet ſich Herr Chicot nicht zufrieden und in Sicherheit?"

„Höre ... Wie haſt Du geſagt? Du habeſt Schweizer?“

„Ja, befehligt von Tocquenot.“

„Gut ... Du habeſt Schottländer?“

„Ja, befehligt von Larchant.“

„Sehr gut ... Du habeſt franzöſiſche Leibwachen?“

„Befehligt von Crillon.“

„Vortrefflich. Und hernach?“

„Hernach? Ich weiß nicht, ob ich Dir das ſagen ſoll?“

„Sage es nicht. Wer fragt Dich danach?“

„Und hernach, eine Neuigkeit, Chicot.“

„Eine Neuigkeit?“

„Denke Dir fünf und vierzig brave Edelleute ...“

„Fünf und vierzig? Wie ſagſt Du das?“

„Fünf und vierzig Edelleute.“

„Wie haſt Du ſie gefunden? jedenfalls nicht in Paris.“

„Nein, doch ſie ſind heute in Paris angekommen.“

„Alle Wetter!“ rief Chicot, von einem raſchen Gedanken erleuchtet. „Ich kenne ſie, Deine Edelleute.“

„Wahrhaftig.“

„Fünf und vierzig, denen nur der Bettelſack fehlte.“

„Ich leugne es nicht.“

„Geſichter, daß man darüber vor Lachen ſterben könnte.“

„Chicot, es ſind herrliche Männer unter ihnen.“

„Gascogner, wie der General-Oberſte Deiner Infanterie.“

„Und wie Du, Chicot.“

„Ah! ich, Heinrich, das iſt ein großer Unterſchied. Ich bin kein Gascogner mehr, ſeitdem ich die Gascogne verlaſſen habe.“

„Während ſie?“

„Gerade das Gegentheil; ſie waren in der Gascogne keine Gascogner, und ſind doppelte Gascogner hier.“

„Gleichviel. Ich habe fünf und vierzig furchtbare Schwerter.“

„Befehligt von dem sechs und vierzigsten furchtbaren Schwert, das man Epernon nennt.“

„Ganz richtig.“

„Und von wem?“

„Von Loignac.“

„Puh!“

„Willst Du nicht etwa Loignac herabwürdigen?“

„Ich werde mich wohl hüten, er ist mein Vetter im sieben und zwanzigsten Grad.“

„Ihr seid Alle mit einander verwandt, Ihr Gascogner.“

„Das ist gerade das Gegentheil von Euch Valois, die es nie sind.“

„Wirst Du endlich antworten?“

„Worauf?“

„Auf meine Fünf und Vierzig.“

„Damit gedenkst Du Dich zu beschützen?“

„Ja, bei Gottes Tod! ja,“ rief Heinrich aufgebracht.

Chicot — oder sein Schatten, denn wir sind hierüber nicht besser unterrichtet als der König und müssen unsere Leser im Zweifel lassen — Chicot, sagen wir, schlüpfte in seinen Lehnstuhl, wobei er seine Absätze auf die Randleiste desselben Stuhles stützte, so daß seine Kniee die Spitze eines Winkels bildeten, der höher war, als sein Kopf.

„Nun!“ sprach er, „ich habe mehr Truppen, als Du.“

„Truppen? Du hast Truppen?“

„Warum nicht?“

„Und was für Truppen?“

„Du wirst es sehen. Ich habe zuerst die ganze Armee, die sich die Herren von Guise in Lothringen bilden.“

„Bist Du ein Narr?“

„Nein, eine wahre Armee, wenigstens sechs tausend Mann.“

„Doch aus welchem Grunde willst Du, der Du vor Herrn von Mayenne so sehr Angst hast, Dich gerade durch die Soldaten von Herrn von Guise beschützen lassen?“

„Weil ich todt bin.“

„Abermals dieser Scherz.“

„Chicot war es, dem Herr von Mayenne grollte. Ich habe also diesen Tod benützt, um meinen Körper, meinen Namen und meine gesellschaftliche Stellung zu verändern.“

„Du bist also nicht mehr Chicot?“

„Nein.“

„Wer bist Du denn?“

„Ich bin Robert Briquet, ehemaliger Handelsmann und Ligaist.“

„Du, Ligaist, Chicot?“

„Bäthender! Folge hievon ist, daß ich, wenn ich nicht zu nahe von Herrn von Mayenne gesehen werde, zu meiner, Briquet's, eines Mitgliedes der heiligen Union, persönlichen Vertheidigung zuerst die Armee der Lothringer habe, sechs tausend Mann. Behalte wohl die Zahlen.“

„Gut.“

„Sodann hundert tausend Mann Pariser.“

„Vortreffliche Soldaten!“

„Vortrefflich genug, um Dir sehr lästig zu werden, mein Fürst. Also hundert tausend und sechs tausend macht hundert und sechs tausend. Sodann das Parlament, den Papst, die Spanier, den Herrn Cardinal von Bourbon, die Flamänder, Heinrich von Navarra, den Herzog von Anjou.“

„Fängst Du an, die Liste zu erschöpfen?“ rief Heinrich ungeduldig.

„Stille doch, es bleiben mir noch drei Sorten von Leuten.“

„Sprich.“

„Die Dir ſehr abhold ſind.“

„Sprich.“

„Die Katholiken zuerſt.“

„Ah! ja, weil ich die Hugenotten nur zu drei Vierteln ausgerottet habe.“

„Sodann die Hugenotten, weil Du ſie zu drei Vierteln ausgerottet haſt.“

„Ja — und die dritten?“

„Was ſagſt Du zu den Politikern, Heinrich?“

„Ah! ja, diejenigen, welche weder von mir, noch von meinem Bruder, noch von Herrn von Guiſe etwas wiſſen wollen.“

„Wohl aber von Deinem Schwager von Navarra.“

„Ja, wenn er abſchwört.“

„Eine ſchöne Geſchichte! nicht wahr, und wie ihn das in Verlegenheit bringt?“

„Ah! doch die Leute, von denen Du mir da ſprichſt ...“

„Nun?“

„Das iſt ganz Frankreich.“

„Richtig. Das ſind die Truppen von mir, dem Liguiſten. Vorwärts, addire und vergleiche.“

„Wir ſcherzen, nicht wahr, Chicot?“ ſagte Heinrich, der einen gewiſſen Schauer durch ſeine Adern laufen fühlte.

„Es iſt die Stunde zum Scherzen, da Du allein gegen die ganze Welt biſt, mein armer Henriquet.“

Heinrich nahm eine würdevolle, ganz königliche Miene an und ſprach:

„Allein bin ich, allein befehle ich aber auch ... Du zeigſt mir eine Armee, ſehr gut ... Zeige mir nun einen Anführer. Oh! Du wirſt mir Herrn von Guiſe bezeichnen ... Siehſt Du nicht, daß ich ihn in Nancy halte?... Herrn von Mayenne? ... Du geſtehſt ſelbſt, daß er in Soiſſons iſt ... Den Herzog von Anjou?... Du weißt, daß er ſich in Brüſſel befindet ... Den König von Navarra ... Er iſt in Pau ... während ich, ich allein bin, es iſt wahr, aber ich bin frei zu Hauſe und ſehe den

Feind kommen, wie mitten auf einer Ebene der Jäger sein Wild, Hasen oder Hühner, aus den umliegenden Wäldern hervorkommen sieht."

Chicot kratzte sich an der Nase. Der König hielt ihn für besiegt.

„Was hast Du hierauf zu antworten?" fragte Heinrich.

„Daß Du immer beredt bist, Heinrich; es bleibt Dir Deine Zunge; das ist in der That mehr als ich glaubte, und ich mache Dir mein aufrichtiges Compliment. Doch ich werde nur Eines in Deiner Rede angreifen."

„Was?"

„Oh! mein Gott, nichts, beinahe nichts, eine rhetorische Figur, ich werde Deine Vergleichung angreifen."

„Worin?"

„Darin, daß Du behauptest, Du seist der Jäger, der das Wild auf dem Anstande erwarte, während ich im Gegentheil sage, Du seist das Wild, das der Jäger bis in seinem Lager umstellt."

„Chicot!"

„Sprich, Mann im Hinterhalt, wen hast Du kommen sehen?"

„Niemand, bei Gott!"

„Und es ist dennoch Jemand gekommen!"

„Einer von denjenigen, welche ich Dir angeführt habe?"

„Nicht gerade, aber so ungefähr."

„Und wer ist gekommen?"

„Eine Frau."

„Meine Schwester Margot?"

„Nein, die Herzogin von Montpensier."

„Sie! in Paris!"

„Ei! mein Gott, ja."

„Nun! und wenn dies wäre, seit wann habe ich Angst vor den Weibern?"

„Das ist wahr, man muß nur vor den Männern Angst haben. Warte ein wenig. Sie kommt als Bot-

läufer; ſie kommt, um die Ankunft ihres Bruders zu verkündigen."

„Die Ankunft von Herrn von Guiſe?"

„Ja."

„Und Du glaubſt, das bringe mich in Verlegenheit?"

„Oh! Dich bringt nichts in Verlegenheit."

„Gib mir Tinte und Papier."

„Wozu? um den Befehl an Herrn von Guiſe, in Nancy zu bleiben, zu unterzeichnen?"

„Ganz richtig. Der Gedanke iſt gut, da er Dir zu gleicher Zeit mit mir gekommen iſt."

„Im Gegentheil, abſcheulich."

„Warum?"

„Sobald er dieſen Befehl erhalten hat, wird er errathen, daß ſeine Gegenwart in Paris dringend iſt, und herbeieilen."

Der König fühlte, wie ihm der Zorn in den Kopf ſtieg. Er ſchaute Chicot von der Seite an und ſprach:

„Wenn Ihr nur zurückgekehrt ſeid, um mir ſolche Mittheilungen zu machen, ſo hättet Ihr bleiben können, wo Ihr waret."

„Was willſt Du, Heinrich, die Geſpenſter ſind keine Schmeichler."

„Du geſtehſt alſo, daß Du ein Geſpenſt biſt?"

„Ich habe es nie geleugnet."

„Chicot!"

„Aergere Dich nicht, denn vom Kurzſichtigen, der Du biſt, würdeſt Du ein Blinder werden. Sprich, haſt Du mir nicht geſagt, Du halteſt Deinen Bruder in Flandern?"

„Ja, gewiß, und ich behaupte, das iſt eine gute Politik."

„Höre nun, und ärgern wir uns nicht. In welcher Abſicht denkſt Du, daß Herr von Guiſe in Nancy bleibe?"

„Um dort eine Armee zu organiſiren."

„Gut! Ruhe ... Wozu beſtimmt er dieſe Armee?"

„Ah! Chicot, Ihr ermüdet mich mit allen dieſen Fragen."

„Werde müde, werde müde, Heinrich, Du wirſt nachher beſſer ruhen, das verſpreche ich Dir. Wir ſagten alſo, er beſtimme dieſe Armee?“

„Zu Bekämpfung der Hugenotten im Norden.“

„Oder vielmehr, um Deinem Bruder entgegenzutreten, der ſich Herzog von Brabant nennen läßt, der ſich einen kleinen Thron in Flandern zu bauen trachtet, und der Dich beſtändig um Unterſtützung bittet, um zu dieſem Ziele zu gelangen.“

„Eine Unterſtützung, die ich ihm ſtets verſpreche und nie ſchicken werde, wohl verſtanden!“

„Zur großen Freude des Herrn Herzogs von Guiſe. Nun wohl, Heinrich, einen Rath.“

„Welchen?“

„Wenn Du Dich einmal ſtellen würdeſt, als wollteſt Du ihm die verſprochenen Hülfstruppen ſchicken, wenn Du dieſe Truppen gegen Brüſſel vorrücken ließeſt, und würden ſie auch nur halbwegs gehen?“

„Ah! ja, ich verſtehe,“ rief Heinrich, „Herr von Guiſe würde ſich nicht von der Gränze rühren.“

„Und das Verſprechen, das Frau von Montpenſier uns Liguiſten gegeben hat, daß Herr von Guiſe vor acht Tagen in Paris ſein werde . . .“

„Dieſes Verſprechen würde ins Waſſer fallen.“

„Das haſt Du geſagt, mein Meiſter,“ erwiederte Chicot, der es ſich ganz bequem machte. „Sprich, was denkſt Du von meinem Rath?“

„Ich halte ihn für gut . . . doch . . .“

„Was noch?“

„Während dieſe beiden Herren dort einer durch den andern beſchäftigt wären . . .“

„Ah! ja, der Süden, nicht wahr? Du haſt Recht, Heinrich, vom Süden kommen die Stürme.“

„Würde ſich während dieſer Zeit nicht meine dritte Geißel in Bewegung ſetzen? Du weißt, was der Bearner macht?“

„Der Teufel ſoll mich holen, nein.“

„Er macht Anſprüche.“

„Worauf?“

„Auf die Städte, welche die Mitgift ſeiner Frau bilden.“

„Seht Ihr den Unverſchämten, dem die Ehre, mit dem Hauſe Frankreich verwandt zu ſein, nicht genügt, und der ſich auf das, was ihm gehört, Anſprüche zu machen erlaubt!“

„Cahors zum Beiſpiel, als ob es gute Politik wäre, eine ſolche Stadt ſeinem Feinde zu überlaſſen.“

„Nein, in der That, das wäre nicht die Sache eines guten Politikers, aber zum Beiſpiel die eines redlichen Mannes.“

„Herr Chicot!“

„Nehmen wir an, ich habe nichts geſagt; Du weißt, daß ich mich nicht in Deine Familienangelegenheiten miſche.“

„Doch das beunruhigt mich nicht; ich habe meinen Gedanken.“

„Gut.“

„Kommen wir alſo auf das Dringendere zurück.“

„Auf Flandern.“

„Ich werde Einen nach Flandern zu meinem Bruder ſchicken; aber wen ſchicke ich, mein Gott! wem kann ich eine ſo wichtige Sendung anvertrauen?“

„Verdammt . . .“

„Ah! ich bedenke.“

„Ich auch . . .“

„Gehe Du dahin, Chicot!“

„Ich ſoll nach Flandern gehen?“

„Warum nicht?“

„Ein Todter nach Flandern gehen! Stille doch!“

„Da Du nicht mehr Chicot, ſondern Robert Briquet biſt . . .“

„Gut, ein Bürger, ein Liguiſt, ein Freund von Herrn von Guiſe ſoll die Functionen eines Botſchafters beim Herrn Herzog von Anjou verſehen.“

„Du weigerst Dich?“

„Bei Gott!“

„Du bist ungehorsam gegen mich?“

„Ich Dir ungehorsam? Bin ich Dir Gehorsam schuldig?“

„Du bist mir keinen Gehorsam schuldig, Unglücklicher?“

„Hast Du mir je etwas gegeben, was mich Dir verbindet? Das Wenige, was ich besitze, ist mir durch Erbschaft zugefallen. Ich bin bettelarm und dunkeln Standes. Mache mich zum Herzog und Pair, erhebe mein Landgut la Chicoterie zum Marquisat. Dotire mich mit fünfmal hundert tausend Thalern, dann wollen wir von der Botschafterei sprechen.“

Heinrich wollte antworten und einen von den guten Gründen finden, wie sie die Könige immer finden, wenn man ihnen solche Vorwürfe macht, als man den schweren sammtnen Thürvorhang rauschen hörte.

„Der Herr Herzog von Joyeuse,“ sagte die Stimme des Huissier.

„Ei, alle Wetter! hier hast Du, was Du brauchst. Ich fordere Dich auf, mir einen Botschafter zu finden, der Dich besser vertreten würde, als Messire Anne.“

„In der That,“ murmelte Heinrich, „dieser verteufelte Mensch ist offenbar ein besserer Rathgeber, als es je einer meiner Minister war!“

„Ah! Du gibst es also zu?“ sagte Chicot.

Und er vertiefte sich in seinen Stuhl und nahm die Form einer Kugel an, so daß der geschickteste Seemann des Königreichs, gewohnt, dem kleinsten Punkt über den Linien des Horizonts zu unterscheiden, keinen Vorsprung über den Sculpturen des Lehnstuhls, in dem er sich begraben, hätte entdecken können.

Herr von Joyeuse mochte immerhin Großadmiral von Frankreich sein, er sah nicht mehr als ein Anderer.

Der König stieß einen Freudenschrei aus, als er

ſeinen jungen Günſtling erblickte, und drückte ihm die Hand.

„Setze Dich, Joyeuſe, mein Kind,“ ſagte er zu ihm. „Mein Gott, wie ſpät kommſt Du!“

„Sire,“ erwiederte Joyeuſe, „Eure Majeſtät iſt ſehr gnädig, daß ſie es bemerkt.“

Und der Herzog näherte ſich der Eſtrade des Bettes und ſetzte ſich auf die mit Lilien beſäten Kiſſen, welche zu dieſem Behufe zerſtreut auf den Stufen der Eſtrade umherlagen.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie ſchwierig es für einen König iſt, gute Botſchafter zu finden.

Chicot war immer unſichtbar in ſeinem Lehnſtuhl; Joyeuſe lag halb auf den Kiſſen, der König hatte ſich bequem in ſein Bett gewickelt, und das Geſpräch begann.

„Nun, Joyeuſe,“ fragte der König, „ſeid Ihr viel in der Stadt umhergeſtrichen?“

„Ja, Sire, ſehr viel ich danke,“ antwortete mit gleichgültigem Tone Joyeuſe.

„Wie ſchnell ſeid Ihr auf der Grève verſchwunden!“

„Hört, Sire, offenherzig geſtanden, iſt das wenig erquicklich, und dann liebe ich es nicht, die Menſchen leiden zu ſehen.“

„Mitleidiges Herz!“

„Nein, ſelbſtſüchtiges Herz... die Leiden Anderer greifen mir die Nerven an.“

„Du weißt, was vorgefallen iſt?“

„Wo, Sire?“

„Auf der Grève.“

„Meiner Treue, nein.“

„Salcède hat geleugnet.“

„Ah!“

„Ihr nehmt das sehr gleichgültig auf.“

„Ich?“

„Ja.“

„Ich gestehe, Sire, daß ich kein großes Gewicht auf das legte, was er sagen konnte; überdies war ich sicher, daß er leugnen würde.“

„Aber da er gestanden hatte?“

„Ein Grund mehr. Die ersten Geständnisse haben die Guisen behutsam gemacht, sie arbeiteten, während Eure Majestät ruhig blieb: das war erzwungen.“

„Wie, Du siehst solche Dinge vorher und sagst sie mir nicht?“

„Bin ich Minister, um über Politik zu sprechen?“

„Lassen wir das, Joyeuse.“

„Sire.“

„Ich bedarf Deines Bruders.“

„Mein Bruder gehört wie ich ganz dem Dienste Eurer Majestät.“

„Ich kann also auf ihn zählen?“

„Ganz gewiß.“

„Ich will ihn mit einer kleinen Sendung beauftragen.“

„Außerhalb Paris?“

„Ja.“

„Dann ist es unmöglich, Sire.“

„Warum?“

„Du Bouchage kann in diesem Augenblick den Platz nicht verlassen.“

Heinrich erhob sich auf seinen Ellenbogen und schaute Joyeuse mit großen Augen an.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er.

Joyeuse hielt den fragenden Blick des Königs mit der größten Gemüthsruhe aus und erwiederte:

„Sire, die Sache ist unendlich leicht zu begreifen. Du Bouchage ist verliebt, nur hatte er seine Liebesunter-

handlungen ſchlecht abgeſponnen; er ſchlug einen falſchen Weg ein, ſo daß das arme Kind magerer und immer magerer wurde."

„In der That, ich habe das bemerkt," ſagte der König.

„Und wie düſter wurde Du Bouchage, Gottes Tod! ſo düſter, als ob er am Hofe Eurer Majeſtät gelebt hätte."

Ein gewiſſes Knurren, das vom Winkel des Kamins kam, unterbrach Joyeuſe, der ganz erſtaunt umherſchaute.

„Merke nicht darauf, Anne," ſprach Heinrich lachend, „es iſt ein Hund, der auf einem Stuhl träumt. Du ſagteſt alſo, Freund, der arme Teufel Du Bouchage werde traurig?"

„Ja, Sire, traurig wie der Tod; es ſcheint, er hat in der Welt eine Frau von trübſeliger Gemüthsſtimmung gefunden; ein ſolches Begegnen iſt furchtbar. Indeſſen gelingt es einem bei dergleichen Charakteren eben ſo gut, als bei lachenden Weibern, nur muß man ſich zu benehmen wiſſen."

„Ah! Du wäreſt nicht in Verlegenheit gekommen, Leichtfertiger!"

„Geht doch! Ihr nennt mich leichtfertig, weil ich die Frauen liebe."

Heinrich ſtieß einen Seufzer aus.

„Du ſagſt alſo, dieſe Frau habe einen trübſeligen Charakter?"

„Wenigſtens wie Du Bouchage behauptet: ich kenne ſie nicht."

„Und trotz dieſer Traurigkeit würdeſt Du ſiegen?"

„Bei Gott, man darf nur mit Con[illegible] zu Werke gehen. Ich kenne Schwierigkeiten nur bei [illegible] von mittlerem Temperament. Dieſe fordern von Seiten des Belagerers eine Miſchung von Liebfreundlichkeit und Strenge, welche nur wenige Perſonen zu verbinden vermögen. Du Bouchage iſt alſo auf eine düſtere Frau verfallen und hat eine ſchwarze Liebe."

„Armer Junge!"

„Ihr begreift, Sire," fuhr Joyeuse fort, daß er mir nicht sobald sein Geständniß ablegte, „als ich ihn zu heilen mich bemühte."

„So daß . . ."

„In dieser Stunde die Kur beginnt."

„Er ist schon weniger verliebt?"

„Nein, Sire; aber er hat Hoffnung, daß die Frau mehr verliebt wird, was eine angenehmere Weise ist, die Leute zu heilen, als ihnen ihre Liebe zu benehmen; statt einstimmig mit der Dame zu seufzen, wird er sie von diesem Abend an durch alle mögliche Mittel erheitern; diese Nacht zum Beispiel schicke ich seiner Geliebten dreißig italienische Musiker, welche unter ihrem Balcon alle ihre Kräfte aufbieten werden."

„Pfui! das ist gemein."

„Wie, das ist gemein, dreißig Musiker, die auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen haben?"

„Ah! meiner Treue, mich hätte man mit Musik nicht zerstreut, als ich in Frau von Condé verliebt war."

„Ihr waret verliebt, Sire?"

„Wie ein Narr," sprach der König.

Man vernahm ein neues Knurren, das ungemein einem Hohngelächter glich.

„Ihr seht wohl, daß es etwas ganz Anderes ist," sagte Joyeuse, der wahrzunehmen suchte, woher die seltsame Unterbrechung kam, doch vergebens. „Die Dame ist im Gegentheil gleichgültig wie eine Bildsäule und kalt wie eine Eisscholle."

„Und Du glaubst, die Musik werde die Eisscholle schmelzen, die Bildsäule beleben?"

„Gewiß glaube ich es."

Der König schüttelte den Kopf.

„Bei Gott!" fuhr Joyeuse fort, „ich sage nicht, die Dame werde sich beim ersten Bogenstrich in die Arme von Du Bouchage werfen; nein, aber es wird ihr auffallen, daß man all diesen Lärmen ihr zu Liebe macht;

allmälig wird sie sich an die Concerte gewöhnen, und wenn sie sich nicht daran gewöhnt, nun! so bleiben uns die Komödie, die Gaukler, die Zauberspiele, die Poesie, die Pferde, alle die Thorheiten der Erde endlich, so daß, wenn bei der schönen Trostlosen die Heiterkeit nicht zurückkehrt, sie wenigstens bei Du Bouchage zurückkehren muß."

„Ich wünsche es ihm," sprach Heinrich; „aber lassen wir Du Bouchage, da es für ihn in diesem Augenblick zu lästig wäre, sich von Paris zu entfernen; es ist für mich nicht unumgänglich nothwendig, daß er diese Sendung erfüllt; doch ich hoffe, daß Du, der Du so gute Rathschläge gibst, Dich nicht, wie er, zum Sklaven irgend einer Leidenschaft gemacht hast?"

„Ich!" rief Joyeuse, „ich bin nie in meinem Leben so vollkommen frei gewesen."

„Das ist vortrefflich; also hast Du nichts zu thun?"

„Durchaus nichts, Sire."

„Ich glaubte, Du hättest eine Liebschaft mit einer hübschen Dame."

„Ja, ja, mit der Geliebten von Herrn von Mayenne, eine Frau, die mich anbetete."

„Nun?"

„Denkt Euch, diesen Abend, nachdem ich Du Bouchage eine Lection gegeben, verlasse ich ihn, um zu ihr zu gehen; ich komme an, den Kopf erhitzt durch die Theorien, die ich entwickelt hatte; ich schwöre Euch, Sire, ich hielt mich für beinahe eben so verliebt, als Henri; nun finde ich eine Frau ganz zitternd und erschrocken; mein erster Gedanke ist, ich störe irgend einen; ich schaue umher, Niemand; ich suche sie zu beruhigen, vergebens; ich frage sie, sie antwortet nicht; ich will sie küssen, sie wendet den Kopf ab, und da ich die Stirne falte, wird sie ärgerlich, steht auf, wir zanken uns und sie kündigt mir an, sie werde nie mehr zu Hause sein, wenn ich mich bei mir einfinde."

„Armer Joyeuse," versetzte der König lachend, „und was hast Du gethan?"

„Bei Gott! Sire, ich nahm meinen Degen und meinen Mantel, verbeugte mich artig und ging weg, ohne rückwärts zu schauen.“

„Braver Joyeuse, das ist muthig.“

„Um so muthiger, da es mir vorkam, als hörte ich das arme Mädchen seufzen.“

„Wirst Du Deinen Stoicismus nicht bereuen?“

„Nein, Sire, wenn ich es einen Augenblick bereute, würde ich sogleich dahinlaufen . . . Ihr begreift, nichts wird mir den Gedanken rauben, das arme Mädchen verlasse mich wider seinen Willen.“

„Und dennoch bist Du weggegangen?“

„Wie Ihr seht.“

„Und Du wirst nicht zurückkehren?“

„Nie . . . wenn ich den Bauch von Herrn von Mayenne hätte, dürfte es wohl geschehen, doch ich bin schmächtig, und habe das Recht, stolz zu sein.“

„Mein Freund,“ sprach der König ernsthaft, „dieser Bruch ist ein Glück für Dich.“

„Ich leugne es nicht, Sire; doch einstweilen werde ich mich acht Tage lang grausam langweilen, da ich nichts zu thun habe und nicht weiß, was ich anfangen soll; es sind mir auch köstliche Trägheitsgedanken gewachsen, es ist wahrhaftig belustigend, sich zu langweilen . . . es war nicht meine Gewohnheit und ich finde das ausgezeichnet.“

„Ich glaube wohl, daß es ausgezeichnet ist, ich habe es in die Mode gebracht,“ sagte der König.

„Hört nun meinen Plan, Sire; ich habe ihn gemacht, während ich vom Parvis Notre-Dame in den Louvre zurückkehrte. Ich begebe mich jeden Tag in der Sänfte hierher; Eure Majestät spricht ihre Gebete, ich lese Bücher über Alchemie oder über Marine, was noch besser ist, da ich ein Seemann bin. Ich werde kleine Hunde haben, die ich mit den Eurigen spielen lasse, oder vielmehr kleine Katzen, das ist anmuthiger; sodann essen wir Crême und Herr von Epernon erzählt uns Mährchen. Ich will auch

fett werden. Iſt die Frau von Du Bouchage von traurig heiter geworden, ſo ſuchen wir eine Andere, welche von heiter traurig werden ſoll; das wird uns Abwechſelung bringen; doch Alles, ohne uns von der Stelle zu rühren, Sire: man iſt entſchieden nur behaglich, wenn man ſitzt, und ſehr behaglich, wenn man liegt. Oh! die guten Kiſſen, Sire! man ſieht wohl, daß die Tapezirer Eurer Majeſtät für einen König arbeiten, der ſich langweilt."

„Pfui doch, Anne!"

„Was! pfui doch!"

„Ein Mann von Deinem Alter und Deinem Rang träge und fett werden . . . was für häßliche Gedanken!"

„Ich finde das nicht, Sire."

„Ich will Dich mit etwas beſchäftigen."

„Wenn es langweilig iſt, will ich es wohl annehmen."

Ein drittes Knurren ließ ſich vernehmen; man hätte glauben ſollen, der Hund lache über die Worte, welche Joyeuſe geſprochen.

„Das iſt ein ſehr verſtändiger Hund," ſagte Heinrich, „er erräth, was ich Dich will thun laſſen."

„Was wollt Ihr mich thun laſſen, Sire? Sprecht ein wenig."

„Du ſollſt Dich ſtiefeln."

Joyeuſe machte eine Bewegung des Schreckens.

„Oh! nein, verlangt das nicht von mir, Sire, das iſt wider alle meine Gedanken."

„Du wirſt zu Pferde ſteigen."

Joyeuſe machte einen Sprung.

„Zu Pferde! nein, eine Sänfte iſt mir lieber. Eure Majeſtät hat es alſo nicht gehört?"

„Joyeuſe, genug des Scherzes; verſtehſt Du mich, Du wirſt Dich ſtiefeln und zu Pferde ſteigen."

„Nein, Sire," erwiederte der Herzog mit dem größten Ernſt, „das iſt unmöglich."

„Und warum unmöglich?" fragte zornig der König.

„Weil . . . weil . . . ich Admiral bin."

„Nun?"

„Und die Admirale nicht zu Pferde steigen.“

„Ah! das ist es!“ sagte Heinrich.

Joyeuse antwortete mit einem von den Zeichen mit dem Kopf, wie sie die Kinder machen, wenn sie halsstarrig genug sind, um nicht zu gehorchen, schüchtern genug, um nichts zu erwiedern.

„Wohl! es sei! Herr Admiral von Frankreich, Ihr werdet nicht zu Pferde steigen, Ihr habt Recht, es ist nicht die Sache eines Seemanns, zu reiten; aber es die Sache eines Seemanns, zu Schiffe und in einer Galeere zu gehen; Ihr werdet Euch also auf der Stelle zu Schiff nach Rouen begeben; in Rouen findet Ihr Eure Admirals-Galeere; Ihr besteigt sie sogleich und laßt nach Antwerpen segeln.“

„Nach Antwerpen,“ rief Joyeuse so verzweiflungsvoll, als ob er den Befehl erhalten hätte, nach Canton oder Valparaiso zu reisen.

„Ich glaube es gesagt zu haben,“ sprach der König mit einem eisigen Tone, der ohne Widerrede sein Recht als Oberhaupt und seinen Willen als Souverain hervorstellte; „ich glaube es gesagt zu haben und will es nicht wiederholen.“

Ohne den geringsten Widerstand zu äußern, häkelte Joyeuse seinen Mantel zu, legte seinen Degen auf seine Schulter und nahm von einem Stuhle sein sammetenes Toquet.

„Heiliger Gott! wie viel Mühe hat man, um sich Gehorsam zu verschaffen,“ brummelte Heinrich; „wenn ich zuweilen vergesse, daß ich Gebieter bin, sollte sich wenigstens Jedermann außer mir dessen erinnern.“

Joyeuse verbeugte sich stumm und eisig, und legte der Ordnung gemäß eine Hand an das Stichblatt seines Degens.

„Eure Befehle, Sire,“ sagte er mit einer Stimme, die durch den Ton der Unterwürfigkeit sogleich den Willen des Monarchen in schmelzendes Wachs verwandelte.

„Du wirst Dich nach Rouen begeben,“ sprach Heinrich,

„wo ich wünſche, daß Du Dich einſchiffeſt, wenn Du es nicht vorziehſt, zu Land nach Brüſſel zu gehen.“

Heinrich erwartete ein Wort von Joyeuſe, doch dieſer beſchränkte ſich auf eine Verbeugung.

„Ziehſt Du die Reiſe zu Land vor?“ fragte der König.

„Ich kenne keinen Vorzug, wenn es ſich darum handelt, einen Befehl zu vollſtrecken, Sire,“ antwortete Joyeuſe.

„Schmolle, ſchmolle, abſcheulicher Charakter,“ rief Heinrich. „Ah! die Könige haben keine Freunde.“

„Wer Befehle gibt, kann nur erwarten, daß er Diener findet,“ erwiederte Joyeuſe feierlich.

„Mein Herr,“ ſprach der König verletzt, „Ihr werdet alſo nach Rouen gehen; Ihr beſteigt Eure Galeere, und ſammelt die Garniſonen von Caudebec, Harfleur und Dieppe, die ich erſetzen laſſen werde; Ihr beladet damit ſechs Schiffe, die Ihr in den Dienſt meines Bruders zu bringen habt, der die Hülfe erwartet, die ich ihm verſprochen habe.“

„Meinen Auftrag, wenn es Euch beliebt, Sire,“ ſagte Joyeuſe.

„Und ſeit wann handelt Ihr nicht mehr Kraft Eurer Admirals Gewalt?“ erwiederte der König.

„Ich habe nur das Recht, zu gehorchen, und vermeide, ſo viel ich kann, jede Verantwortlichkeit.“

„Es iſt gut, Herr Herzog, Ihr werdet den Auftrag in Eurem Hotel im Augenblick der Abreiſe erhalten.“

„Und wann wird dieſer Augenblick ſein, Sire?“

„In einer Stunde.“

Joyeuſe verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und wandte ſich nach der Thüre.“

Dem König brach das Herz beinahe.

„Wie,“ ſagte er, „nicht einmal die Höflichkeit eines Abſchieds! Herr Admiral, Ihr ſeid nicht ſehr artig, das iſt ein Vorwurf, den man gewöhnlich den Seeleuten macht.

Vielleicht werde ich mit meinem General Obersten der Infanterie mehr zufrieden sein."

„Wollt mir verzeihen, Sire," stammelte Joyeuse, „aber ich bin noch ein eben so schlechter Höfling, als Seemann, und ich begreife, daß Eure Majestät bedauert, was sie für mich gethan hat."

Und er ging die Thüre heftig zumachend hinaus, während sich der Vorhang vom Winde getrieben aufschwellte.

„So lieben mich also diejenigen, für welche ich so viel gethan habe!" rief der König, „ah! Joyeuse, undankbarer Joyeuse!"

„Nun, willst Du ihn nicht etwa zurückrufen?" sagte Chicot gegen das Bett vorschreitend. „Wie! weil Du zufällig ein wenig Willen gehabt hast, bereust Du es?"

„Höre doch," erwiederte der König, „Du bist herrlich; glaubst Du, es sei angenehm, im Monat October den Regen und den Wind auf der See zu bekommen? ich möchte Dich dabei sehen, Selbstsüchtiger."

„Es steht Dir frei, großer König, es steht Dir frei."

„Dich zu Wasser und zu Land zu sehen?"

„Zu Wasser und zu Land, es ist in diesem Augenblick mein lebhaftestes Verlangen, zu reisen."

„Wenn ich Dich also irgendwohin schicken wollte, wie ich Joyeuse abgeschickt habe, so würdest Du es annehmen?"

„Ich würde es nicht nur annehmen, sondern ich bitte, ich bewerbe mich darum."

„Eine Sendung?"

„Eine Sendung."

„Du gingest nach Navarra?"

„Ich ginge zum Teufel, großer König."

„Spottest Du, Narr?"

„Sire, ich war schon zu meinen Lebzeiten nicht sehr heiter, und bin noch viel trauriger seit meinem Tode."

„Aber Du weigertest Dich so eben, Paris zu verlassen."

„Mein huldreicher Fürst, ich hatte Unrecht, großes Unrecht, und ich bereue es.“

„Und Du wünschest Paris nun zu verlassen?“

„Sogleich, erhabener König, auf der Stelle, großer Monarch.“

„Das begreife ich nicht.“

„Du hast also die Worte des Großadmirals von Frankreich nicht gehört?“

„Welche?“

„Diejenigen, in welchen er Dir seinen Bruch mit der Geliebten von Herrn von Mayenne mittheilte?“

„Ja, und hernach?“

„Wenn diese Frau, verliebt in einen reizenden Jungen wie der Herzog, denn Joyeuse ist reizend...“

„Allerdings.“

„Wenn diese Frau ihn seufzend verabschiedet, so hat sie einen Beweggrund.“

„Ohne Zweifel, sonst würde sie ihn nicht verabschieden.“

„Kennst Du nun diesen Beweggrund?“

„Nein.“

„Du erräthst ihn nicht?“

„Nein.“

„Weil Herr von Mayenne zurückkommen wird.“

„Oh! oh!“ machte der König.

„Du begreifst endlich, ich wünsche Dir Glück.“

„Ja, ich begreife, aber dennoch...“

„Dennoch?“

„Dennoch finde ich Deinen Grund nicht stark genug.“

„Gib mir die Deinigen, Heinrich, ich verlange nichts Anderes, als sie vortrefflich zu finden, gib.“

„Warum brach diese Frau nicht mit Mayenne, statt Joyeuse zu entlassen? Glaubst Du, Joyeuse wüßte ihr nicht Dank genug, um Herrn von Mayenne auf den Pré-aux-Clercs zu führen und ihm dort seinen dicken Bauch zu durchlöchern; er führt einen schlimmen Degen, dieser Joyeuse.“

„Sehr gut, aber Mayenne hat einen verrätherischen Dolch, wenn Joyeuse einen schlimmen Degen führt. Erinnere Dich an Saint-Megrin.“ Heinrich stieß einen Seufzer aus und schlug die Augen zum Himmel auf. „Die Frau, welche wirklich verliebt ist, will nicht, daß man ihren Liebhaber tödtet, sie zieht es vor, ihn zu verlassen, Zeit zu gewinnen, und besonders nicht sich selbst umbringen zu lassen. Man ist teufelmäßig brutal in dem lieben Hause Guise.“

„Ah! Du kannst Recht haben.“

„Das ist ein Glück.“

„Ja, und ich fange an zu glauben, daß Mayenne zurückkehren wird; aber Du, Du, Chicot, Du bist keine furchtsame oder verliebte Frau?“

„Ich, Heinrich, bin ein kluger Mann, ein Mann, der eine offene Rechnung, eine eingegangene Partie mit Herrn von Mayenne hat; findet er mich, so wird er wieder anfangen wollen; er ist ein Spieler, der einen schauern macht, dieser gute Herr von Mayenne.“

„Nun?“

„Nun, er wird so gut spielen, daß ich einige Messerstiche bekomme.“

„Bah! ich kenne meinen Chicot, er empfängt nicht, ohne zurückzugeben.“

„Ich werde ihm zehn zurückgeben, an denen er krepirt.“

„Desto besser, dann ist die Partie zu Ende.“

„Desto schlimmer, alle Wetter! im Gegentheil: desto schlimmer, die Familie wird ein furchtbares Geschrei erheben, Du wirst die ganze Ligue auf dem Halse haben, und an einem schönen Morgen wirst Du mir sagen: „„Chicot, mein Freund, entschuldige mich, aber ich bin genöthigt, Dich rädern zu lassen.““

„Ich werde dies sagen?“

„Du wirst dies sagen, und sogar, was noch schlimmer ist, thun, großer König. Es ist mir also lieber, wenn die Sache eine andere Wendung nimmt, verstehst

Du? Ich befinde mich nicht schlecht, so wie ich bin, und habe Lust, mich so zu halten. Siehst Du, alle diese arithmetischen Progessionen erscheinen mir auf den Maß angswendet gefährlich; ich werde also nach Navarra gehen, wenn Du mich dahin schicken willst."

„Gewiß will ich es."

„Ich erwarte Deine Befehle, huldreicher Fürst."

Hiebei nahm Chicot dieselbe Stellung, welche Joyeuse genommen hatte, und wartete.

„Aber Du weißt nicht, ob die Sendung Dir zusagen wird," sprach der König.

„Sobald ich Dich darum bitte..."

„Siehst Du, Chicot, ich habe gewisse Pläne einer Entzweiung zwischen Margot und ihrem Gemahl."

„Trennen um zu herrschen," sagte Chicot, „das war schon vor hundert Jahren das A B C der Politik."

„Es widerstrebt Dir also nicht?"

„Geht das mich etwas an?" erwiederte Chicot; „Du wirst thun, was Dir beliebt, großer Fürst. Ich bin nur Botschafter; Du hast mir keine Rechenschaft abzulegen, und vorausgesetzt, daß ich unverletzlich bin... Ah! was das betrifft, Du begreifst, darauf halte ich."

„Aber Du mußt auch wissen, was Du meinem Schwager zu sagen hast."

„Ich, etwas sagen! nein, nein, nein!"

„Wie, nein, nein, nein?"

„Ich werde gehen, wohin Du willst, aber ich werde durchaus nichts sagen. Es gibt ein gewisses Sprüchwort hierüber: Viel Katzen..."

„Du weigerst Dich also?"

„Derjenige, welcher das Wort führt, hat immer eine Verantwortlichkeit; derjenige, welcher ein Schreiben überreicht, wird stets erst von zweiter Hand angepackt."

„Gut, es sei, ich werde Dir einen Brief geben; das schlägt in die Politik ein."

„Sieh ein wenig, wie sich das findet... gib."

„Was sagst Du?"

„Ich sage: gib.“

Und er streckte die Hand aus.

„Ah! bilde Dir nicht ein, ein solcher Brief lasse sich auf der Stelle schreiben. Er muß combinirt, überlegt, abgewogen werden.“

„Nun so wäge ab, überlege, combinire. Ich werde morgen bei Tagesanbruch vorüberkommen oder ihn abholen lassen.“

„Warum willst Du nicht hier schlafen?“

„Hier?“

„Ja, in diesem Lehnstuhl.“

„Wetter! das ist vorbei. Ich werde nicht mehr im Louvre schlafen. Ein Gespenst, das man in einem Fauteuil schlafen sehen würde, welche Albernheit!“

„Aber Du sollst doch wenigstens meine Absichten in Beziehung auf Margot und ihren Gemahl wissen,“ rief Heinrich. „Du bist ein Gascogner, mein Brief wird Lärmen am Hof von Navarra machen. Man wird Dich befragen, Du mußt antworten können. Was Teufels! Du repäsentirst mich. Du sollst nicht aussehen wie ein Dummkopf.“

„Mein Gott!“ erwiederte Chicot die Achseln zuckend, „wie stumpf ist Dein Geist, großer König. Wie, Du meinst, ich werde einen Brief in eine Entfernung von zwei hundert und fünfzig Meilen tragen, ohne zu wissen, was darin steht! Alle Wetter! sei unbesorgt, an der nächsten Straßenecke, unter dem nächsten Baume, wo ich anhalte, öffne ich Deinen Brief. Wie, Du schickst seit zehn Jahren Botschafter nach allen Enden der Welt, und Du weißt das nicht besser! Auf, lege Deinen Körper und Deinen Geist zur Ruhe, ich kehre in meine Einsamkeit zurück.“

„Wo ist sie, Deine Einsamkeit?“

„Auf dem Cimetière des Innocens *), großer Fürst.“

Heinrich schaute Chicot mit jenem Erstaunen an, das

*) Ein Friedhof bei Paris.

er seit den zwei Stunden, die er ihn wiedergesehen, noch nicht ganz aus seinem Blicke hatte verbannen können.

„Nicht wahr, das hast Du nicht Alles erwartet?“ sagte Chicot, indem er seinen Hut und seinen Mantel nahm. „So ist es indessen, wenn man in Verbindung mit Leuten aus der andern Welt steht. Es ist abgemacht, morgen, ich oder mein Bote.“

„Es sei, doch Dein Bote muß auch ein Losungswort haben, damit man weiß, daß er von Dir kommt und damit man ihm die Thüren öffnet.“

„Vortrefflich! Bin ich es, so komme ich von mir; ist es mein Bote, so kommt er vom Schatten.“

Nach diesen Worten verschwand er so leicht, daß der abergläubische Geist von Heinrich im Zweifel stand, ob ein Körper oder ein Schatten durch die Thüre, ohne sie krachen zu machen, unter dem Vorhange durch gegangen sei, ohne eine seiner Falten in Bewegung zu setzen.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie und aus welcher Ursache Chicot gestorben war.

Chicot ein wirklicher Körper, — es mißfalle dies denjenigen Lesern nicht, welche genugsam Freunde des Wunderbaren wären, um zu glauben, wir haben die Kühnheit gehabt, einen Schatten in unsere Geschichte einzuführen — Chicot war weggegangen, nachdem er dem König unter der Form des Spottes, seiner Gewohnheit gemäß, alle Wahrheiten gesagt, die er ihm zu sagen hatte.

Man höre, was geschehen war.

Nach dem Tode der Freunde des Königs, seit den

von den Guisen angesponnenen Unruhen und Verschwörungen, hatte Chicot nachgedacht. Brav, wie man weiß, und sorglos, war ihm doch sehr viel am Leben gelegen, das ihn ergötzte, wie alle Leute der Elite. Nur die Albernen langweilen sich in dieser Welt und suchen Zerstreuung in der anderen.

Das Resultat der bezeichneten Ueberlegung war, daß ihm die Rache von Herrn von Mayenne furchtbarer vorkam, als die Protection des Königs wirksam sein konnte, und er sagte sich mit jener praktischen Philosophie, die ihn auszeichnete, daß in dieser Welt nichts ungeschehen zu machen sei, was einmal geschehen, und daß alle Hellebarden und alle Gerichtshöfe des Königs von Frankreich eine gewisse Oeffnung, die das Messer von Herrn von Mayenne dem Wammse von Chicot beigebracht, so wenig sichtbar sie auch sein dürfte, nicht wieder schließen würden.

Er faßte also seinen Entschluß als ein Mann, der überdies der Rolle des Spaßmachers, die er jede Minute in eine ernste Rolle zu verwandeln vor Begierde brannte, und der königlichen Vertraulichkeiten müde war, die ihn in diesen Zeitläuften gerade zum Verderben führten.

Chicot fing also damit an, daß er zwischen das Schwert von Herrn von Mayenne und die Haut von Chicot eine möglichst große Entfernung setzte. Zu diesem Behufe reiste er nach Beaune ab, in der dreifachen Absicht, Paris zu verlassen, seinen Freund Gorenflot zu umarmen, und den berühmten Wein von 1550 zu kosten, von dem so viel die Rede war in dem bekannten Briefe, der unsere Erzählung von der Dame von Monsoreau endigt.

Die Tröstung war in der That wirksam: nach Verlauf von zwei Monaten bemerkte Chicot, daß er augenscheinlich stärker wurde, was seine Absicht, sich zu verstellen, wunderbar unterstützen würde, aber er bemerkte auch, daß er, stärker werdend, sich Gorenflot mehr näherte, als es für einen Mann von Geist schicklich war. Der Geist trug den Sieg über die Materie davon. Nachdem Chicot einige

hundert Flaschen von dem berühmten 1550er getrunken, und die zwei und zwanzig Bände verschlungen hatte, aus denen die Bibliothek der Priorei bestand, und worin vom Prior das Axiom: bonum vinum laetificat cor hominis, aufgefunden worden war, fühlte Chicot ein großes Gewicht im Magen und eine gewaltige Leere im Hirn.

„Ich würde wohl Mönch werden," dachte er; „aber bei Gorenflot wäre ich zu sehr Meister und in einer andern Abtei wäre ich es nicht genug. Die Kutte würde mich allerdings für immer in den Augen von Herrn von Mayenne verkleiden: aber bei allen Teufeln, es gibt andere Mittel, als die gewöhnlichen: suchen wir. Ich habe in einem Buche gelesen, — es ist wahr, dieses trifft man nicht in der Bibliothek von Gorenflot: Quaere et invenies." Chicot suchte also und fand Folgendes. Für jene Zeit war es ziemlich neu.

Er eröffnete sich Chicot und bat ihn, dem König unter seinem Diktate zu schreiben.

Gorenflot schrieb schwer, es ist nicht zu leugnen, doch er schrieb, Chicot habe sich in die Priorei zurückgezogen, der Kummer darüber, daß er sich habe genöthigt gesehen, sich von seinem Herrn zu trennen, als dieser sich mit Herrn von Mayenne ausgesöhnt, sei sehr nachtheilig für seine Gesundheit gewesen, er habe durch Zerstreuung dagegen zu kämpfen gesucht, doch der Schmerz sei stärker gewesen und er sei am Ende unterlegen.

Chicot schrieb seinerseits selbst einen Brief an den König. Dieser Brief, datirt vom Jahr 1580, war in fünf Paragraphen abgetheilt.

Jeder von diesen Paragraphen war, wie man glauben mußte, an einem von dem andern entfernten Tag und gemäß der Fortschritte der Krankheit geschrieben.

Der erste Paragraph war mit einer ziemlich festen Hand geschrieben und unterzeichnet.

Der zweite zeugte von einer minder sicheren Hand, und die Unterschrift war, wenn auch leserlich, doch schon zitternd.

Unten an den dritten schrieb er nur Chic . . .
An das Ende des vierten Ch . . .
An das Ende des fünften machte er ein C mit einem Tintenklecks.

Dieser Tintenklecks eines Sterbenden brachte die schmerzlichste Wirkung auf den König hervor.

Dies erklärt, warum er Chicot für ein Gespenst und einen Schatten gehalten hatte.

Wir würden wohl den Brief von Chicot hier citiren, aber Chicot war, wie man heut zu Tage sagen würde, ein sehr excentrischer Mensch, und da der Styl der Mensch ist, so war besonders sein Briefstyl so excentrisch, daß wir es nicht wagen, diesen Brief hier zu wiederholen, welche Wirkung wir auch damit hervorbringen dürften.

Unten an diesem Brief, und um das Interesse von Heinrich für seine Person nicht erkalten zu lassen, fügte Gorenflot bei, seit dem Tode seines Freundes sei ihm die Priorei Beaune verhaßt geworden und er würde Paris vorziehen.

Chicot hatte besonders viel Mühe, diese Nachschrift mit dem Ende der Finger von Gorenflot zu schreiben. Gorenflot befand sich im Gegentheil vortrefflich in Beaune und Pauurgos auch. Er bemerkte Chicot mit kläglichem Tone, der Wein sei immer verfälscht, wenn man ihn nicht an Ort und Stelle auswähle. Chicot aber versprach, jedes Jahr in Person seine Einkäufe an Romanée, Volnay und Chambertin zu machen, und da Gorenflot in diesem Punkt wie in so vielen andern die Ueberlegenheit von Chicot anerkannte, so gab er am Ende dem Begehren seines Freundes nach.

In Antwort auf den Brief von Gorenflot und die letzten Abschiedsworte von Chicot schrieb der König eigenhändig:

„Mein Herr Prior, Ihr werdet ein frommes und poetisches Begräbniß unserem armen Chicot geben, den ich von ganzer Seele beklage, denn er war nicht nur ein

treu ergebener Freund, sondern auch ein ziemlich guter Edelmann, obgleich er selbst in seiner Genealogie nie über seinen Urältervater hinaussehen konnte. Ihr werdet ihn mit Blumen umgeben und es so machen, daß er in der Sonne ruht, die er sehr liebte, da er von Süden war. Was Euch betrifft, dessen Traurigkeit ich in gleichem Maße ehre und theile, so werdet Ihr nach dem Wunsche, den Ihr gegen mich ausgesprecht, die Priorei Beaune verlassen. Ich bedarf in Paris zu sehr ergebener Männer und guter Geistlicher, um Euch entfernt zu halten. Dem zu Folge ernenne ich Euch zum Prior der Jacobiner, wonach Ihr vor der Porte Sainte-Antoine wohnen werdet, ein Quartier, dem unser armer Freund ganz besonders zugethan war.

„Euer wohlgewogener Heinrich, der Euch bittet, ihn in Euren Gebeten nicht zu vergessen."

Man kann sich denken, wie der Prior bei diesem ganz eigenhändig vom König geschriebenen Briefe große Augen machte, die Macht des Genies von Chicot bewunderte und sich beeilte, seinen Flug gegen die ehrenvolle Stellung zu nehmen, die ihn erwartete.

Denn der Ehrgeiz hatte, wie man sich erinnert, schon früher eines von den haltbaren Wurzeleisern in dem Herzen von Gorenflot getrieben, — von Gorenflot, dessen Vorname stets Modeste gewesen, und der sich, schon seitdem er Prior von Beaune war, Dom Modeste Gorenflot nannte.

Alles ging zugleich nach den Wünschen des Königs und von Chicot. Ein Bündel Dorne, bestimmt physisch und allegorisch den Leichnam darzustellen, wurde in der Sonne, inmitten von Blumen, unter einer schönen Weinrebe begraben; und sobald Chicot todt und in effigie beerdigt war, half er Gorenflot bei seinem Umzuge.

Modeste nahm mit großem Gepränge Besitz von seiner Priorei der Jacobiner. Chicot wählte die Nacht, um

Paris einzuschlüpfen. Er kaufte bei der Porte Buffy ein kleines Haus, das ihn drei hundert Thaler kostete, wenn er Gorenflot besuchen wollte, so hatte er drei Wege: den durch die Stadt, der der kürzere, den am Ende des Wassers, der der poetischere, und den längs den Mauern, der der sicherere war.

Aber Chicot, ein Träumer, wählte beinahe immer den an der Seine, und da der Fluß in jener Zeit noch nicht zwischen steinerne Mauern eingeschachtet war, so dehnte das Wasser, wie der Dichter sagt, seine breiten Ufer, zu denen die Bewohner der Cité mehr als einmal die lange Silhouette von Chicot bei schönem Mondschein sich hervorheben sehen konnten.

Nachdem Chicot eingezogen war und seinen Namen verändert hatte, war er bemüht, auch sein Gesicht zu verändern; er nannte sich Robert Briquet und ging leicht vorwärts gebeugt; dann hatte ihn die beständige Unruhe und der Verlauf der letzten sechs Jahre beinahe kahl gemacht, so daß sein sonst krauses schwarzes Haar sich, wie das Meer bei der Ebbe, von seiner Stirne gegen sein Genick zurückgezogen.

Ueberdies trieb er, wie gesagt, die den alten Mimen so theure Kunst, welche darin bestand, daß man durch geschicktes Zusammenziehen das natürliche Spiel der Muskeln und das gewöhnliche Spiel der Physiognomie veränderte.

Folge von diesem anhaltenden Studium war, daß Chicot am hellen Tag gesehen, wenn er sich die Mühe geben wollte, als ein wahrhafter Robert Briquet, das heißt, als ein Mensch erschien, dessen Mund von einem Ohr zum andern ging, dessen Kinn die Nase berührte und dessen Augen schielten, daß man bange bekam: Alles ohne Grimassen, aber nicht ohne einen gewissen Reiz für Liebhaber von Verwandlungen, weil sein Gesicht, sonst lang, fein und eckig, breit, aufgedunsen und stumpf wurde.

Nur seine langen Arme und seine ungeheuren Beine

konnte Chicot nicht verkürzen; da er aber sehr erfindungsreich war, so bog er, wie gesagt, seinen Rücken, so daß seine Arme beinahe so lang waren, als sein Beine.

Mit diesen physiognomischen Uebungen verband er die Vorsicht, daß er mit Niemand eine Bekanntschaft anknüpfte. So ausgerenkt Chicot auch war, so konnte er doch nicht ewig dieselbe Postur behalten. Wie kann man buckelig um zwölf Uhr erscheinen, wenn man um zehn Uhr gerade gewesen war, und welchen Vorwand soll man einem Freund angeben, der uns plötzlich das Gesicht verändern sieht, weil uns, während wir mit ihm spazieren gehen, zufällig eine verdächtige Person begegnet?

Robert Briquet führte also ein Klausnerleben, was übrigens seinem Geschmacke entsprach; seine ganze Zerstreuung bestand darin, daß er Gorenflot besuchte, mit dem er vollends den ausgezeichneten 1550er trank, welchen in den Kellern von Beaune zu lassen der würdige Prior sich wohl gehütet hatte.

Doch die gemeinen Geister sind Veränderungen unterworfen, wie die großen Geister: Gorenflot veränderte sich, Gott sei Dank! nicht physisch, aber moralisch.

Er sah denjenigen, welcher bisher sein Geschick in seinen Händen hatte, in seiner Macht und seiner Discretion anheimgegeben. Chicot, der zum Mittagessen in die Priorei kam, erschien ihm als ein Chicot-Sklave, und Gorenflot hielt von diesem Augenblick an zu viel von sich und nicht genug von Chicot.

Chicot sah, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen, die Veränderung seines Freundes. Er hatte sich durch ähnliche Erfahrungen bei König Heinrich zu einer solchen Philosophie gebildet. Er beobachtete sich mehr, und das war Alles. Statt alle zwei Tage in die Priorei zu gehen, ging er nur noch einmal in der Woche, dann alle vierzehn Tage, dann alle Monate dahin. Gorenflot war so aufgeblasen, daß er es gar nicht bemerkte.

Chicot war zu sehr Philosoph, um empfindlich zu sein; er lachte im Stillen über die Undankbarkeit von Go-

renflot und kratzte sich nach seiner Gewohnheit an der Nase und am Kinn.

„Das Wasser und die Zeit," sagte er, „sind die zwei mächtigsten auflösenden Mittel, die ich kenne. Das eine löst den Stein auf und die andere die Eitelkeit. Warten wir." Und er wartete.

Er war in diesem Warten begriffen, als die von uns erzählten Ereignisse eintraten, unter denen einige von den neuen Elementen aufzutauchen schienen, welche große politische Katastrophen weissagen. Da nun sein König, den er immer noch liebte, obgleich er gestorben war, ihm unter diesen zukünftigen Ereignissen einigen Gefahren, denen ähnlich, von welchen er ihn bewahrt hatte, preisgegeben zu sein schien, so entschloß er sich, ihm im Zustande eines Gespenstes zu erscheinen und ihm in dieser Absicht allein die Zukunft vorherzusagen. Wir haben gesehen, wie Chicot durch die in die Entlassung von Joyeuse eingewickelte Ankündigung der nahe bevorstehenden Ankunft von Herrn von Mayenne, eine Ankündigung, welche Chicot im Grunde ihrer Hülle herausgefunden, wie Chicot, sagen wir vom Zustande eines Gespenstes zur Lage eines Lebendigen, und von der Stellung eines Propheten zu der eines Botschafters überging.

Nun, da Alles, was in unserer Erzählung dunkel erscheinen könnte, erklärt ist, werden wir, wenn es unsere Leser erlauben, Chicot bei seinem Ausgang aus dem Louvre wiederaufnehmen und ihm bis zu seinem kleinen Hause im Carrefour Bussy folgen.

Die

Fünf und Vierzig.

Fortsetzung

der

Dame von Monsoreau.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

4tes bis 7tes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

EMB

konnte Chicot nicht verkürzen; da er aber sehr erfindungsreich war, so bog er, wie gesagt, seinen Rücken, so daß seine Arme beinahe so lang waren, als sein Beine.

Mit diesen physiognomischen Uebungen verband er die Vorsicht, daß er mit Niemand eine Bekanntschaft anknüpfte. So ausgerenkt Chicot auch war, so konnte er doch nicht ewig dieselbe Postur behalten. Wie kann man buckelig um zwölf Uhr erscheinen, wenn man um zehn Uhr gerade gewesen war, und welchen Vorwand soll man einem Freund angeben, der uns plötzlich das Gesicht verändern sieht, weil uns, während wir mit ihm spazieren gehen, zufällig eine verdächtige Person begegnet?

Robert Briquet führte also ein Klausnerleben, was übrigens seinem Geschmacke entsprach; seine ganze Zerstreuung bestand darin, daß er Gorenflot besuchte, mit dem er vollends den ausgezeichneten 1550er trank, welchen in den Kellern von Beaune zu lassen der würdige Prior sich wohl gehütet hatte.

Doch die gemeinen Geister sind Veränderungen unterworfen, wie die großen Geister: Gorenflot veränderte sich, Gott sei Dank! nicht physisch, aber moralisch.

Er sah denjenigen, welcher bisher sein Geschick in seinen Händen hatte, in seiner Macht und seiner Discretion anheimgegeben. Chicot, der zum Mittagessen in die Priorei kam, erschien ihm als ein Chicot-Sklave, und Gorenflot hielt von diesem Augenblick an zu viel von sich und nicht genug von Chicot.

Chicot sah, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen, die Veränderung seines Freundes. Er hatte sich durch ähnliche Erfahrungen bei König Heinrich zu einer solchen Philosophie gebildet. Er beobachtete sich mehr, und das war Alles. Statt alle zwei Tage in die Priorei zu gehen, ging er nur noch einmal in der Woche, dann alle vierzehn Tage, dann alle Monate dahin. Gorenflot war so aufgeblasen, daß er es gar nicht bemerkte.

Chicot war zu sehr Philosoph, um empfindlich zu sein; er lachte im Stillen über die Undankbarkeit von Go-

renflot und kratzte sich nach seiner Gewohnheit an der Nase und am Kinn.

„Das Wasser und die Zeit," sagte er, „sind die zwei mächtigsten auflösenden Mittel, die ich kenne. Das eine löst den Stein auf und die andere die Eitelkeit. Warten wir." Und er wartete.

Er war in diesem Warten begriffen, als die von uns erzählten Ereignisse eintraten, unter denen einige von den neuen Elementen aufzutauchen schienen, welche große politische Katastrophen weissagen. Da nun sein König, den er immer noch liebte, obgleich er gestorben war, ihm unter diesen zukünftigen Ereignissen einigen Gefahren, denen ähnlich, von welchen er ihn bewahrt hatte, preisgegeben zu sein schien, so entschloß er sich, ihm im Zustande eines Gespenstes zu erscheinen und ihm in dieser Absicht allein die Zukunft vorherzusagen. Wir haben gesehen, wie Chicot durch die in die Entlassung von Joyeuse eingewickelte Ankündigung der nahe bevorstehenden Ankunft von Herrn von Mayenne, eine Ankündigung, welche Chicot im Grunde ihrer Hülle herausgefunden, wie Chicot, sagen wir vom Zustande eines Gespenstes zur Lage eines Lebendigen, und von der Stellung eines Propheten zu der eines Botschafters überging.

Nun, da Alles, was in unserer Erzählung dunkel erscheinen könnte, erklärt ist, werden wir, wenn es unsere Leser erlauben, Chicot bei seinem Ausgang aus dem Louvre wiederaufnehmen und ihm bis zu seinem kleinen Hause im Carrefour Bussy folgen.

Die Fünf und Vierzig.

Fortsetzung

der

Dame von Monsoreau.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

4tes bis 7tes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

Erſtes Kapitel.

Die Serenade.

Um vom Louvre nach Hauſe zu kommen, hatte Chicot keinen weiten Weg zu gehen.

Er ſtieg an dem ſteilen Ufer hinab und fing an über den Fluß mit einem kleinen Schiffe zu fahren, das er ſelbſt lenkte und von der Rive de Nesle an den verlaſſenen Quai des Louvre gebracht hatte.

„Es iſt ſeltſam," ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ruderte und, während er ruderte, nach den Fenſtern des Pallaſtes ſchaute, von denen ein einziges, das des Königs, trotz der vorgerückten Nacht erleuchtet blieb, „es iſt ſeltſam, nach vielen Jahren iſt Heinrich immer noch derſelbe: die Einen ſind groß geworden, Andere haben ſich erniedrigt, und wieder Andere ſind geſtorben, er hat ein paar Falten im Geſicht und im Herzen bekommen und mehr nicht; es iſt immer derſelbe ſchwache und erhabene, phantaſtiſche und poetiſche Geiſt; es iſt ewig dieſe ſelbſtſüchtige Seele, welche ſtets mehr verlangt, als man ihr geben kann, — die Freundſchaft bei der Gleichgültigkeit, die Liebe bei der Freundſchaft, die Ergebenheit bei der Liebe — und ein unglücklicher König, ein armer König, traurig bei Allem dem mehr als ein Menſch ſeines Reiches. Ich glaube, nur ich habe dieſe ſeltſame Miſchung von Ueppigkeit und von Reue, von Gottloſigkeit und Aberglauben ergründet; wie nur ich allein den Louvre kenne, durch deſſen Gemä-

cher so viele Günstlinge gezogen sind, um in das Grab, in die Verbannung oder in die Vergessenheit zu gehen; wie auch nur ich allein ohne Gefahr mit dieser Krone spiele, welche einstweilen den Geist von so vielen Leuten verbrennt, bis sie ihnen auch die Finger verbrennen wird.

Chicot stieß einen mehr philosophischen als traurigen Seufzer aus und drückte kräftig auf seine Ruder.

„Ah!“ sagte er plötzlich, „hat mir der König nicht von Reisegeld gesprochen? dieses Vertrauen ehrt mich, indem es mir beweist, daß ich immer noch sein Freund bin.“

Dabei lachte Chicot im Stillen, wie es seine Gewohnheit war, und warf dann mit einem letzten Ruderschlag sein Schiff auf den feinen Sand, wo es sitzen blieb.

Er band das Vordertheil mit einem Knoten, dessen Geheimniß er kannte, und der in jenen, vergleichungsweise unschuldigen, Zeiten hinreichende Sicherheit bot, an einem Pfahle an und wandte sich sofort nach seiner, wie man weiß, nur zwei Büchsenschüsse von dem Ufer der Seine entfernt liegenden Wohnung.

Als er in die Rue des Augustins kam, war er sehr erstaunt, da er Stimmen und Instrumente ertönen hörte, welche das in so vorgerückter Stunde sonst so friedliche Quartier mit Harmonie erfüllten.

„Es ist also hier eine Hochzeit,“ dachte er Anfangs; „alle Wetter! ich hatte nur fünf Stunden zu schlafen, und werde genöthigt sein, zu wachen, ich, der ich nicht Hochzeit halte.“

Während er sich näherte, sah er einen großen Schein auf den Fensterscheiben der wenigen Häuser tanzen, die sich in dieser Straße fanden; dieser Schein wurde durch ein Dutzend Fackeln hervorgebracht, welche Pagen und Lackeien trugen, indeß vier und zwanzig Musiker unter den Befehlen eines besessenen Italieners aus Leibeskräften mit ihren Violen, Psaltern, Geigen, Zithern, Trompeten und Trommeln aufspielten.

Dieses Heer von Lärmmachern war in schöner Ord-

nung vor einem Hause aufgestellt, in welchem Chicot zu seiner Verwunderung das seinige erkannte.

Der unsichtbare General, der das Manoeuvre leitete, hatte Musiker und Pagen so geordnet, daß alle, das Gesicht gegen die Wohnung von Robert Briquet gewendet, das Auge auf die Fenster geheftet, nur für diese Betrachtung zu athmen, zu leben und sich zu beleben schienen.

Chicot schaute einen Augenblick erstaunt diese Evolution an und horchte auf das ganze Getöse.

Dann schlug er mit seinen knochigen Händen auf seine Schenkel und sprach:

„Das ist ein Irrthum; es ist nicht möglich, daß man für mich einen solchen Lärmen macht.“

Hierauf trat er näher hinzu, vermischte sich mit den Neugierigen, welche die Serenade herbeigezogen hatte, und versicherte sich, aufmerksam umherschauend, daß alles Licht der Fackeln sich an seinem Hause abspiegelte, wie die ganze Harmonie an dieses anprallte, und daß Niemand in der Menge sich im Geringsten um das Haus gegenüber oder um die benachbarten Häuser bekümmerte.

„In der That,“ sagte Chicot zu sich selbst, „es ist für mich: sollte sich zufällig eine unbekannte Prinzessin in mich verliebt haben?“

Diese Annahme, so schmeichelhaft sie auch war, schien indessen Chicot keines Wegs zu überzeugen.

Er wandte sich nach dem Hause um, das dem seinigen gegenüber stand.

Nur zwei Fenster dieses Hauses, die zwei einzigen, welche keine Läden hatten, fingen zuweilen Lichtblitze auf; doch dies geschah nur zum Vergnügen des armen Hauses selbst, das alles Lebens beraubt, von jedem menschlichen Antlitz verlassen zu sein schien.

„Man muß einen sehr harten Schlaf in diesem Hause haben,“ sagte Chicot, „alle Teufel! ein solches Bacchanal müßte Todte erwecken.“

Während aller dieser Fragen und Antworten, welche Chicot an sich selbst richtete, setzte das Orchester seine

Symphonie fort, als ob es vor einer Versammlung von Königen und Kaisern gespielt hätte.

„Verzeiht, Freund," fragte Chicot, sich an einen Fackelträger wendend, „könntet Ihr mir nicht sagen, für wen diese ganze Musik?"

„Für den Bürger, der hier wohnt," antwortete der Diener, indem er Chicot das Haus von Robert Briquet bezeichnete.

„Es ist für mich, entschieden für mich," dachte Chicot.

Chicot drang durch die Menge, um die Erklärung des Räthsels auf dem Aermel und der Brust der Pagen zu lesen, aber jedes Wappen war sorgfältig unter einer Art von mauerfarbigem Ueberwurf verborgen.

„Wem gehört Ihr, mein Freund?" fragte Chicot einen Tamburinschläger, der seine Finger mit dem Athem erwärmte, weil er in diesem Augenblick gerade nichts zu trommeln hatte.

„Dem Bürger, der hier wohnt," antwortete der Musiker, indem er mit seinem Stäbchen die Wohnung von Robert Briquet bezeichnete.

„Ah! ah!" sagte Chicot, „sie sind nicht nur meinetwegen hier, sondern sie gehören sogar mir. Es kommt immer besser; wir werden wohl am Ende sehen."

Er bewaffnete sein Gesicht mit der schwierigsten Grimasse, die er finden konnte, stieß rechts und links Pagen, Lackeien, Musiker, um die Thüre zu erreichen, ein Manoeuvre, das er nicht ohne Schwierigkeit durchführte, zog hier, sichtbar und glänzend in dem von den Fackelträgern gebildeten Kreis, den Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thüre, trat ein, stieß die Thüre wieder zu und schob den Riegel vor.

Dann stieg er auf seinen Balcon, stellte auf den Vorsprung einen metallenen Stuhl, setzte sich bequem darauf, stützte das Kinn auf das Geländer und sprach, ohne daß er das Gelächter zu bemerken schien, das seine Person empfing:

„Meine Herren, täuscht Ihr Euch nicht, sind Eure

Triller, Cadenzen und Rouladen wirklich an mich gerichtet?"

„Ihr seid Meister Robert Briquet?" fragte der Director des ganzen Orchesters.

„In Person."

„Wohl, wir sind ganz zu Euren Diensten, mein Herr," erwiederte der Italiener mit einer Bewegung seines Stabes, welche einen neuen Melodiesturm hervorrief.

„Das ist wahrhaftig nicht zu verstehen," sagte Chicot zu sich selbst, indem er seine scharfen Augen auf der ganzen Menge und an allen Häusern der Nachbarschaft umherlaufen ließ.

Alle Bewohner waren an ihren Fenstern, auf der Schwelle ihres Hauses oder mit den Gruppen vermischt, die vor der Thüre standen.

Meister Fournichon, seine Frau und das ganze Gefolge der Fünf und Vierzig bevölkerten die Oeffnungen des Gasthauses zum Schwert des kühnen Ritters.

Nur das Haus gegenüber war stumm, düster wie ein Grab.

Chicot suchte fortwährend mit den Augen den Schlüssel zu diesem unerklärlichen Räthsel, als er plötzlich unter dem Wetterdach seines Hauses, durch die Spalten des Bodens vom Balcon, einen ganz in einen dunkelfarbigen Mantel gehüllten Mann erblickte, der einen schwarzen Hut mit rother Feder und einen langen Degen trug und, da er nicht gesehen zu sein glaubte, mit seiner ganzen Seele nach dem gegenüber liegenden öden, stummen, todten Haus schaute.

Von Zeit zu Zeit verließ der Director des Orchesters seinen Posten, um leise mit diesem Mann zu sprechen.

Chicot errieth bald, daß das ganze Interesse der Scene hier war, und daß dieser schwarze Hut das Gesicht eines Edelmanns verbarg.

Von diesem Augenblick an war seine ganze Aufmerksamkeit dem Unbekannten zugewendet. Die Rolle des

Beobachtens war ihm leicht, seine Stellung am Geländer erlaubte seinem Blicke auf der Straße und unter dem Wetterdache zu unterscheiden; es gelang ihm, jeder Bewegung des geheimnißvollen Unbekannten zu folgen, dessen Züge ihm seine erste Unvorsichtigkeit unfehlbar enthüllen mußte.

Plötzlich, und während Chicot ganz in seine Beobachtungen vertieft war, erschien ein Cavalier, gefolgt von zwei Stallmeistern, an der Ecke der Straße und vertrieb energisch mit Gertenhieben die Neugierigen, welche hartnäckig Gallerie für die Musiker bildeten.

„Herr Joyeuse," murmelte Chicot, der in dem Cavalier den auf Befehl des Königs gestiefelten und gespornten Großadmiral von Frankreich erkannte.

Sobald die Neugierigen zerstreut waren, schwieg das Orchester.

Ohne Zweifel hatte ihm ein Wink des Gebieters Stillschweigen auferlegt.

Der Cavalier näherte sich dem unter dem Wetterdache verborgenen Edelmann und fragte:

„Nun, Henri, was gibt es Neues?"

„Nichts, mein Bruder, nichts."

„Nichts!"

„Nein, sie ist nicht einmal erschienen."

„Diese Bursche haben also keinen Lärmen gemacht?"

„Sie haben das ganze Quartier betäubt."

„Sie haben also nicht gerufen, wie es ihnen empfohlen war, sie spielen zu Ehren dieses Bürgers?"

„Sie haben es so laut gerufen, daß er in Person auf seinem Balcon sitzt und der Serenade zuhört."

„Sie ist nicht erschienen?"

„Weder sie, noch sonst Jemand."

„Der Gedanke war doch geistreich," sagte Joyeuse gereizt, „denn sie könnte es am Ende, ohne sich zu compromittiren, machen wie alle diese guten Bürgersleute und die ihrem Nachbar gegebene Musik benützen."

Henri schüttelte den Kopf.

„Ah! man sieht wohl, daß Du sie nicht kennst, Bruder," sagte er.

„Doch, doch, ich kenne sie; das heißt, ich kenne alle Frauen, und da sie in dieser Zahl inbegriffen ist, so wollen wir den Muth nicht sinken lassen."

„Oh! mein Gott! Bruder, Du sagst mir das mit einem ganz entmuthigten Tone."

„Durchaus nicht; nur muß der Bürger von heute an jedem Abend seine Serenade bekommen."

„Sie wird ausziehen."

„Warum, wenn Du nichts sagst, wenn Du sie nicht bezeichnest, wenn Du stets verborgen bleibst? Sprach der Bürger, als man ihm diese Artigkeit erwies?"

„Er hat eine Rede an das Orchester gehalten . . . Ah! sieh, Bruder, er will in der That noch einmal sprechen."

Entschlossen, in der Sache ins Klare zu kommen, stand Briquet wirklich auf, um zum zweiten Male den Director des Orchesters zu befragen.

„Schweigt da oben und geht hinein," rief Anne in seiner üblen Laune, „was Teufels, da Euch Eure Serenade zu Theil geworden ist, so habt Ihr nichts zu sagen, haltet Euch also ruhig."

„Meine Serenade, meine Serenade," erwiederte Chicot mit der freundlichsten Miene; „ich will wenigstens wissen, an wen meine Serenade gerichtet ist."

„An Eure Tochter, Dummkopf."

„Verzeiht, Herr, ich habe keine Tochter."

„An Eure Frau also."

„Ich bin, Gott sei Dank! nicht verheirathet."

„An Euch, an Euch persönlich."

„Ja, an Dich und wenn Du nicht hineingehst . . ."

Joyeuse verband die That mit der Drohung und sprengte sein Pferd gegen den Balcon von Chicot, und zwar mitten durch die Instrumentisten.

„Alle Wetter!" rief Chicot, „wer wirft hier die Musiker nieder, wenn die Musik für mich ist?"

„Alter Narr,“ brummte Joyeuse, das Haupt erhebend, „wenn Du Dein häßliches Gesicht nicht in Deinem Rabennest verbirgst, so werden Dir die Musiker alle ihre Instrumente auf dem Genick zerbrechen.“

„Laß diesen armen Menschen,“ sprach Du Bouchage, „er muß sich in der That sehr wundern!“

„Und warum wundert er sich, beim Teufel! . . . Uebrigens siehst Du wohl, daß wir, wenn wir einen Streit anfangen, Jemand an das Fenster ziehen werden; prügeln wir also den Bürger, stecken wir sein Haus in Brand, wenn es sein muß, aber rühren wir uns, rühren wir uns.“

„Ich bitte, mein Bruder, entgegnete Henri, „erpressen wir nicht die Aufmerksamkeit dieser Frau, wir sind besiegt, ergeben wir uns!“

Briquet verlor kein Wort von diesem Zwiegespräch, das helles Licht in seine noch verworrenen Ideen brachte; er traf im Geiste seine Anstalten zur Vertheidigung, denn er kannte die Laune desjenigen, welcher ihn angriff.

Doch Joyeuse ergab sich den Vernunftgründen seines Bruders, ging nicht weiter und entließ Pagen, Diener, Musiker und Maestro.

Er zog sodann seinen Bruder bei Seite und sprach zu ihm:

„Du siehst mich in Verzweiflung, Alles ist gegen uns verschworen.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Es gebricht mir an Zeit, Dir zu helfen.“

„Du bist in der That in Reisekleidern; ich hatte das nicht bemerkt.“

„Ich reise heute Nacht mit einer Sendung des Königs nach Antwerpen ab.“

„Wann hat er Dir sie übertragen?“

„Diesen Abend.“

„Mein Gott!“

„Komm mit mir, ich bitte Dich.“

Erbleichend bei dem Gedanken an diese Abreise, ließ Henri die Arme sinken und fragte:

„Befiehlst Du es mir, mein Bruder?“

Joyeuse machte eine Bewegung.

„Wenn Du es mir befiehlst, Bruder, werde ich Dir gehorchen.“

„Ich bitte Dich nur darum, Du Bouchage.“

„Ich danke, mein Bruder.“

Joyeuse zuckte die Achseln.

„So lange Du willst, Joyeuse; aber siehst Du, wenn ich darauf verzichten müßte, meine Nächte in dieser Straße zuzubringen, wenn ich aufhören müßte, nach diesem Fenster zu schauen . . .“

„Nun?“

„So würde ich sterben.“

„Armer Narr!“

„Mein Herz ist dort,“ sagte Henri, indem er die Hand nach dem Fenster ausstreckte, „mein Leben ist dort; fordere nicht, daß ich lebe, wenn Du mir das Herz aus der Brust reißest.“

Der Herzog kreuzte die Arme mit einem Zorn, in den sich Mitleid mischte, biß sich auf seinen feinen Schnurrbart und sprach, nachdem er einige Augenblicke stillschweigend nachgedacht hatte:

„Wenn Dein Vater Dich bäte, Du mögest Dich durch Miron behandeln lassen, der ein Philosoph und zugleich ein Arzt ist . . .“

„So würde ich ihm antworten, ich sei nicht krank, mein Kopf sei gesund, und Miron heile keinen Liebesschmerz.“

„Man muß also Deine Art, die Sache anzusehen, adoptiren; doch warum sollte ich mich beunruhigen? Diese Frau ist eine Frau, Du bist beharrlich, nichts steht also verzweifelt, und bei meiner Rückkehr werde ich Dich munterer, freudiger und singlustiger finden, als ich bin.“

„Ja, ja,“ erwiederte der junge Mann, seinem Freunde die Hände drückend; „ja, ich werde genesen, ja, ich werde

glücklich sein, ja, ich werde munter sein, Dank sei es Deiner Freundschaft!... Das ist mein kostbarstes Gut."

„Nach Deiner Liebe."

„Vor meinem Leben."

Trotz seiner scheinbaren Frivolität tief gerührt, sagte Joyeuse, seinen Bruder ungestüm unterbrechend:

„Gehen wir; die Fackeln sind ausgelöscht, die Instrumente auf dem Rücken der Musiker, die Pagen unter Weges."

„Gehe, gehe, mein Bruder, ich folge Dir," erwiederte Du Bouchage seufzend, daß er den Platz verlassen sollte.

„Ich verstehe Dich," sprach Joyeuse, „das letzte Lebewohl an das verlassene Fenster, das ist billig! Nun, auch ein Lebewohl für mich, Henri."

Henri schlang seine Arme um den Hals seines Bruders, der sich zu ihm herabneigte.

„Nein," sagte er, „ich werde Dich bis zu den Thoren begleiten; erwarte mich nur hundert Schritte von hier. Wenn sie die Straße verlassen glaubt, wird sie sich vielleicht zeigen."

Anne ritt zu der Escorte, welche in einer Entfernung von hundert Schritten stille gehalten hatte.

„Vorwärts, vorwärts," sagte er, „wir bedürfen Eurer bis auf weiteren Befehl nicht mehr. Entfernt Euch."

Die Fackeln verschwanden, das Gelächter und die Gespräche der Musiker erloschen, und eben so auch die letzten den Saiten der Violen und Lauten durch das Berühren einer verirrten Hand entlockten Seufzer.

Henri warf einen letzten Blick nach dem öden Hause, sandte ein letztes Gebet nach dessen Fenstern, und folgte langsam und beständig sich umwendend seinem Bruder, dem seine zwei Stallmeister voranritten.

Als Robert Briquet die zwei jungen Leute mit den Musikanten sich entfernen sah, dachte er, die Entwickelung

dieſer Scene, wenn ſie überhaupt eine Entwickelung hätte, würde ſtattfinden.

Dem zu Folge zog er ſich geräuſchvoll vom Balcon zurück und ſchloß das Fenſter.

Einige hartnäckige Neugierige blieben noch auf ihrem Poſten, aber nach zehn Minuten war auch der Ausdauerndſte verſchwunden.

Während dieſer Zeit erreichte Robert Briquet das Dach ſeines Hauſes, welches ausgezackt war, wie das der flamändiſchen Häuſer; er verbarg ſich hinter einer dieſer Zackungen und beobachtete die Fenſter gegenüber.

Sobald der Lärm auf der Straße aufgehört hatte und man weder Inſtrumente, noch Tritte, noch Stimmen mehr vernahm, ſobald endlich Alles in die gewöhnliche Ordnung zurückgekehrt war, öffnete ſich geheimnißvoll eines von den oberen Fenſtern dieſes ſeltſamen Hauſes und ein vorſichtiger Kopf kam daraus hervor.

„Nichts mehr,“ murmelte eine Männerſtimme, „folglich keine Gefahr mehr; es war eine Myſtification an unſern Nachbar gerichtet; Ihr könnt Euer Verſteck verlaſſen, gnädige Frau, und in Euer Zimmer hinabgehen.“

Bei dieſen Worten ſchloß der Mann das Fenſter wieder, ließ das Feuer aus einem Stein ſpringen, zündete eine Lampe an und reichte ſie einem Arm, der ſich ausſtreckte, um ſie zu empfangen.

Chicot ſchaute mit allen Kräften ſeines Augenſternes.

Doch er hatte nicht ſobald das bleiche und erhabene Antlitz der Frau erſchaut, welche die Lampe in Empfang nahm, er hatte nicht ſobald den ſanften, traurigen Blick aufgefaßt, der zwiſchen dem Diener und der Gebieterin ausgetauſcht wurde, als er ſelbſt erbleichte und fühlte, wie ein eiſiger Schauer ſeine Adern durchlief.

Die junge Frau war kaum vier und zwanzig Jahre alt. Sie ſtieg nun die Treppe hinab; ihr Diener folgte ihr.

„Ah!“ murmelte Chicot, der mit der Hand über die

Stirne fuhr, um ſich den Schweiß abzuwiſchen, und als ob er zugleich eine furchtbare Erſcheinung hätte verjagen wollen, „ah! Graf Du Bouchage, braver, ſchöner junger Mann, wahnſinniger Verliebter, der Du davon ſprichſt Du werdeſt freudig, munter, finglustig werden, tritt Deinen Wahlſpruch Deinem Bruder ab, denn nie mehr wirſt Du ſagen können: hilariter *)."

Dann ſtieg er ebenfalls in ſein Zimmer hinab . . . die Stirne verdüſtert, wie wenn er in eine furchtbare Vergangenheit, in einen blutigen Abgrund hinabgeſtiegen wäre, und ſetzte ſich in den Schatten, unterſocht, er zuletzt, aber am Vollſtändigſten vielleicht, durch den unglaublichen Einfluß der Schwermuth, der von dem Mittelpunkte dieſes Hauſes ausging.

Zweites Kapitel.

Die Börſe von Chicot.

Chicot brachte die ganze Nacht träumend in ſeinem Lehnſtuhl zu. Träumend iſt das richtige Wort, denn in der That, es waren weniger Gedanken, als Träume, was ihn beſchäftigte.

Zur Vergangenheit zurückkehren, mit einem Blicke eine ganze, beinahe im Gedächtniß verwiſchte Epoche an Feuer eines einzigen Blickes ſich erhellen ſehen, heißt nicht denken. Chicot wohnte die ganze Nacht in einer Welt welche längſt von ihm verlaſſen und mit erhabenen oder anmuthigen Schatten bevölkert war, die ihm der Blick der bleichen Frau, einer treuen Lampe ähnlich, einer

*) Joyeusement, freudig, die Deviſe von Henri von Joyeuſe war, wie geſagt, das lateiniſche Wort: hilariter.

nach dem andern mit seinem Gefolge von glücklichen und schrecklichen Erinnerungen an ihm vorüberziehend zeigte.

Chicot, der so sehr seinen Schlaf beklagte, da er vom Louvre zurückkam, dachte nicht einmal mehr daran, sich niederzulegen. Als die Morgendämmerung die Scheiben seines Fensters versilberte, sprach er:

„Die Stunde der Gespenster ist vorüber, wir müssen nun auch ein wenig an die Lebendigen denken.“

Er stand auf, gürtete sich sein langes Schwert um, warf über seine Schultern einen Oberrock von weinhefenfarbiger Wolle, von einem auch für die stärksten Regen undurchdringlichen Gewebe, und prüfte mit der stoischen Festigkeit des Weisen den Grund seiner Börse und die Sohle seiner Schuhe.

Diese erschienen Chicot würdig, einen Feldzug zu beginnen; jene verdiente eine besondere Aufmerksamkeit.

Wir werden daher unsere Erzählung einen Halt machen lassen und uns Zeit nehmen, sie unseren Lesern zu beschreiben.

Chicot, wie man weiß, ein Mensch von erfindungsreicher Einbildungskraft, hatte den Hauptbalken ausgehöhlt, der sein Haus von einem Ende zum andern durchzog und zugleich zur Zierrath, denn er war verschiedenfarbig bemalt, und zur Festigkeit diente, denn er hatte wenigstens achtzehn Zoll im Durchmesser.

Aus diesem Balken hatte er sich mittelst einer Aushöhlung von anderthalb Fuß Länge und sechs Zoll Breite eine Kasse gemacht, in deren Seiten tausend Goldthaler enthalten waren.

Chicot hatte folgende Berechnung angestellt:

„Ich gebe jeden Tag den zwanzigsten Theil von einem solchen Thaler aus; ich habe also Mittel, zwanzigtausend Tage zu leben. Ich werde sie nie leben, aber ich kann die Hälfte erreichen, und dann vermehren sich, je älter ich werde, meine Bedürfnisse und folglich meine Ausgaben, denn die Gemächlichkeit muß im Verhältniß der Abnahme des Lebens zunehmen. Somit habe ich also zwanzig bis

fünf und zwanzig ſchöne Jahre zu leben. Das iſt, Gott ſei Dank! genug."

Chicot war alſo, mit Hülfe der Rechnung, die wir ihm nachgemacht haben, einer der reichſten Rentiers der Stadt Paris, und dieſe Ruhe über ſeine Zukunft verlieh ihm einen gewiſſen Stolz.

Nicht als ob Chicot geizig geweſen wäre, er war ſogar lange Zeit verſchwenderiſch, aber er hatte eine furchtbare Angſt vor der Armuth, denn er wußte, daß ſie wie ein bleierner Mantel auf die Schultern fällt und die Stärkſten niederbeugt.

Als er dieſen Morgen ſeine Kaſſe öffnete, um ſich ſeine Rechnung zu machen, ſagte er zu ſich ſelbſt:

„Bei Gott! das Jahrhundert iſt hart und die Zeiten ſind nicht für die Großmuth geeignet. Ich habe kein Zartgefühl gegen Heinrich zu beobachten. Dieſe tauſend Goldthaler kommen nicht einmal von ihm, ſondern von einem Oheim, der mir ſechsmal mehr verſprochen hatte. Dieſer Oheim war allerdings Junggeſelle. Wenn es noch Nacht wäre, würde ich hundert Thaler aus der Taſche des Königs nehmen, aber es iſt Tag und ich habe keine andere Quelle mehr, als bei mir ſelbſt und . . . bei Gorenflot."

Der Gedanke, von Gorenflot Geld zu beziehen, machte ſeinen würdigen Freund lächeln.

„Es müßte ſchön anzuſehen ſein," fuhr er fort, „wenn Meiſter Gorenflot, der mir ſein Glück verdankt, hundert Thaler ſeinem Freunde für den Dienſt des Königs abſchlagen würde, welcher ihn zum Prior der Jacobiner ernannt hat.

„Ah!" ſprach er, „es iſt nicht mehr Gorenflot.

„Ja, aber Robert Briquet iſt immer noch Chicot.

„Doch der Brief des Königs, der Brief, beſtimmt, Navarra in Flammen zu ſetzen, ich ſollte ihn vor Tag holen, und der Tag iſt gekommen. Ah! dieſes Mittel werde ich haben, und es wird ſogar einen furchtbaren

Schlag auf den Schädel von Gorenflot thun, wenn mir sein Gehirn zu hart zu überzeugen scheint.

„Vorwärts also!“

Chicot fügte das Brett wieder ein, das sein Versteck schloß, befestigte es mit vier Nägeln, und bedeckte es mit der Platte, auf die er gehörig Staub streute, um die Fugen zu verstopfen; dann schaute er, zum Aufbruch bereit, zum letzten Male dieses kleine Zimmer an, wo er seit vielen glücklichen Tagen undurchdringlich und bewacht war, wie es das Herz in der Brust ist.

Zuletzt warf er einen Blick auf das Haus gegenüber.

„In der That, diese Teufel von Joyeuse könnten wohl in einer schönen Nacht Feuer an mein Haus legen, um einen Augenblick die unsichtbare Dame an ihr Fenster zu ziehen. Eil eil wenn sie mein Haus verbrennen würden, machten sie zugleich eine Goldstange, aus meinen tausend Thalern. Wahrhaftig, ich glaube, ich würde wohl daran thun, die Summe zu vergraben. Nun, wenn die Herren von Joyeuse mein Haus verbrennen, so wird es mir der König bezahlen.“

So beruhigt schloß Chicot seine Thüre, deren Schlüssel er mit sich nahm; als er sodann hinaus ging, um das Ufer zu erreichen, sagte er:

„Eil eil dieser Nicolas Paulin könnte wohl hierher kommen, meine Abwesenheit verdächtig finden und... Ah! diesen Morgen habe ich nur Hasengedanken. Vorwärts! vorwärts.“

Indeß Chicot seine Hausthüre nicht minder sorgfältig schloß, als er seine Zimmerthüre geschlossen hatte, bemerkte er an seinem Fenster den Diener der unbekannten Dame, der, ohne Zweifel in der Hoffnung, so früh am Morgen nicht bemerkt zu werden, Luft schöpfte.

Dieser Mann war erwähnter Maßen ganz entstellt durch eine Wunde am linken Schlaf, die sich über einen Theil der Wange erstreckte. Durch die Heftigkeit des Schlages von der Stelle gerückt, verbarg eine von seinen

Augenbrauen beinahe völlig das linke in seine Höhle eingesunkene Auge.

Seltsamer Weise hatte er, bei seiner kahlen Stirne und seinem gräulichen Barte, einen lebhaften Blick und eine Jugendfrische auf der Wange, welche verschont worden war.

Beim Anblick von Robert Briquet, der seine Thürschwelle hinabstieg, bedeckte er sich den Kopf mit seiner Capuce.

Er machte eine Bewegung, um zurückzutreten, doch Chicot bedeutete ihm durch eine Bewegung, er möge bleiben.

„Nachbar," rief ihm Chicot zu, „das Gelärme gestern hat mir mein Haus entleidet; ich will einige Wochen auf meine Meierei gehen; wäret Ihr wohl so gefällig, von Zeit zu Zeit einen Blick nach dieser Seite zu werfen?"

„Ja, mein Herr, gern," antwortete der Unbekannte.

„Und solltet Ihr Diebe bemerken . . ."

„Seid unbesorgt, ich habe eine gute Büchse."

„Ich danke. Indessen hätte ich Euch noch um einen Dienst zu bitten."

Chicot schien mit dem Auge die Entfernung bis zu dem Unbekannten zu messen.

„Doch es ist zu zarter Natur, um es Euch von so ferne zuzurufen, Nachbar," sagte er.

„Dann werde ich hinabkommen," erwiederte der Unbekannte.

Chicot sah ihn in der That verschwinden, und als er sich während dieses Verschwindens dem Hause näherte, hörte er seine Tritte in der Hausflur schallen, dann öffnete sich die Thüre und sie standen einander gegenüber.

Diesmal hatte der Diener sein Gesicht völlig in seine Capuce gehüllt.

„Es ist diesen Morgen sehr kalt," sagte er, um seine geheimnißvolle Vorsicht zu verbergen oder zu entschuldigen.

„Ein eisiger Nordwind, mein Nachbar," erwiederte

Chicot, der sich stellte, als schaute er den andern nicht an, um es ihm bequemer zu machen.

„Ich höre, mein Herr," sprach der Unbekannte.

„Ich verreise," sagte Chicot.

„Ihr habt mir schon die Ehre erwiesen, mir dies mitzutheilen."

„Ich erinnere mich dessen vollkommen; aber indem ich abreise, lasse ich Geld zurück."

„Desto schlimmer, mein Herr, desto schlimmer, nehmt es mit."

„Nein, der Mensch ist schwerfälliger und minder entschlossen, wenn er seine Börse zugleich mit seinem Leben zu retten sucht. Ich lasse all mein Geld wohl verborgen hier, so wohl verborgen, daß ich nur das Unglück eines Brandes zu befürchten habe. Wenn mir das begegnete, wollt das Verbrennen eines gewissen dicken Balken beobachten, von dem Ihr dort rechts das in Gestalt eines Drachenkopfes geschnitzte Ende erblickt... beobachtet, sage ich, und sucht in der Asche."

„In der That, mein Herr," entgegnete der Unbekannte mit sichtbarer Unzufriedenheit, „Ihr belästigt mich ungemein. Diese vertrauliche Mittheilung wäre besser bei einem Freunde angebracht, als bei einem Mann, den Ihr gar nicht kennt, den Ihr nicht kennen könnt."

Während er diese Worte sprach, befragte sein glänzendes Auge die häßliche Grimasse von Chicot.

„Es ist wahr," sprach dieser; „doch ich habe großes Zutrauen zu den Physiognomien, und ich finde, daß Eure Physiognomie die eines ehrlichen Mannes ist."

„Bedenkt, mein Herr, welche Verantwortlichkeit Ihr mir aufbürdet. Kann nicht diese ganze Musik meiner Gebieterin eben so ärgerlich sein, als sie Euch ärgerlich gewesen ist, und können wir nicht deshalb die Wohnung verändern?"

„Nun wohl! dann ist Alles abgethan, und ich werde mich nicht an Euch halten, Nachbar."

„Ich danke für das Vertrauen, das Ihr einem armen

Unbekannten beweist," sagte der Diener sich verbeugend; „ich werde mich desselben würdig zu zeigen suchen."

Und er grüßte Chicot und ging wieder hinein.

Chicot grüßte ihn seinerseits liebevoll und sprach, als er sah, daß die Thüre wieder hinter ihm geschlossen war:

„Armer junger Mann, diesmal ist es ein wahres Gespenst, und ich habe ihn doch so heiter, so lebendig, so schön gesehen!"

Drittes Kapitel.

Die Priorei der Jacobiner.

Die Priorei, welche der König Gorenflot geschenkt hatte um ihn für seine redlichen Dienste und besonders für seine glänzende Beredtsamkeit zu belohnen, lag ungefähr zwei Büchsenschüsse jenseits der Porte Saint-Antoine.

Es war damals ein sehr vornehm besuchtes Quartier, das Quartier der Porte Saint-Antoine, der König kam häufig nach dem Schlosse von Vincennes, das man in jener Zeit Bois de Vincennes nannte.

Einige kleine Häuser von vornehmen Herren mit reizenden Gärten und prächtigen Höfen bildeten auf dem Wege dahin gleichsam eine Zugehör des Schlosses und man gab sich hier viele Rendezvous, wobei trotz der Manie, sich mit Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, welche damals der geringste Bürger hegte, die Politik streng ausgeschlossen war.

Folge der Hin- und Herfahrten des Hofes war, daß diese Straße verhältnißmäßig die Wichtigkeit hatte, welche heut zu Tage die Champs-Elisées haben.

Man muß gestehen, es war dies eine schöne Lage

für die Priorei, welche sich stolz rechts vom Wege nach Vincennes erhob.

Diese Priorei bestand aus einem Viereck von Gebäuden, das einen ungeheuren, mit Bäumen bepflanzten Hof enthielt, und es gehörten dazu außer dem Gemüsegarten, der hinter dem Viereck lag, eine Menge von Gebäulichkeiten und Gartenstücken, die der Priorei die Ausdehnung eines Dorfes gaben.

Zweihundert Jacobinermönche bewohnten die Schlafsäle, welche im Hintergrunde des Hofes parallel mit der Straße lagen.

Auf der Vorderseite verliehen vier Fenster, mit einem einzigen eisernen, an diesen Fenstern hinlaufenden Balcon, den Gemächern der Priorei Luft, Licht und Leben.

Einer Stadt ähnlich, von der man annimmt, sie könnte in Belagerungszustand versetzt werden, fand die Priorei in sich alle ihre Mittel auf den zinspflichtigen Grundgebieten von Charonne, Montreuil und Saint-Mandé. Ihre Weiden machten eine stets vollzählige Herde von fünfzig Ochsen und neun und neunzig Schafen fett; die religiösen Orden durften, war dies nun Ueberlieferung oder geschriebenes Gesetz, nichts zu hundert besitzen.

Ein eigener Pallast beherbergte auch neun und neunzig Schweine von einer besonderen Gattung, welche mit Liebe und hauptsächlich mit Eigenliebe ein von Dom Gorenflot erwählter Fleischer aufzog.

Diese ehrenvolle Wahl hatte der Fleischer den ausgezeichneten farcirten Ohren, den Fleischwürsten und den Blutwürsten mit Zipollen zu danken, welche er einst dem Gasthause zum Füllhorn lieferte. Erkenntlich für die guten Mahle, die er bei Meister Bonhommet gemacht hatte, trug Dom Modeste so die Schulden von Gorenflot ab.

Es ist nicht nöthig, von den Officen und vom Keller zu sprechen. Das Spalier der Priorei gab, gegen Osten und Süden liegend, unvergleichliche Pfirsiche, Aprikosen und Trauben; überdies wurden Conserven von diesen Früchten und Zuckerteige von einem gewissen Bruder

Eusèbe bereitet, der den berühmten Confectfelsen verfertigt hatte, den das Stadthaus von Paris den beiden Königinen bei seinem letzten Festmahl angeboten.

Den Keller hatte Gorenflot, alle die von Burgund leerend, selbst versorgt, denn er hegte die allen wahren Trinkern angeborene Vorliebe, welche sich auf ihre Behauptung gründet, der Burgunder sei derjenige Wein, den man wahrhaft Wein nennen könne.

Im Schooße dieser Prioreï, einem wahren Paradies der Müßiggänger und der Wohlschmecker, in der kostbaren Wohnung, deren Balcon auf die Straße geht, finden wir Gorenflot wieder, geschmückt mit einem Kinn mehr und mit jenem ehrwürdigen Ernste, welchen die beständige Gewohnheit der Ruhe und des Wohlbehagens auch den gemeinsten Gesichtern verleiht.

In seinem schneeweißen Gewande, mit dem schwarzen Kragen, der seine breiten Schultern warm hält, hat Gorenflot nicht mehr so viel Freiheit der Bewegung, als in seinem einfachen grauen Mönchskleide, aber er hat mehr Majestät.

Breit wie eine Schöpsenkeule, stützt sich seine Hand auf einen Quartanten, den sie völlig bedeckt; seine dicken Füße drücken einen Wärmer nieder und seine Arme sind nicht mehr lang genug, um einen Gürtel für seinen Bauch zu bilden.

Es hat so eben halb acht Uhr geschlagen. Der Prior ist zuletzt aufgestanden; er pflegt die Regel zu benützen, welche dem Obersten eine Stunde Schlaf mehr gestattet, als den Mönchen, doch er setzt seine Nacht ruhig und gemüthlich in einem Lehnstuhle mit Ohren fort, der so weich ist wie Eiderdun.

Die Ausstattung des Zimmers, worin der würdige Abt schläft, ist mehr weltlich als religiös: ein Tisch mit gedrehten Füßen und mit einem reichen Teppich bedeckt, religiöse Gemälde galanter Art, eine seltsame Mischung von Liebe und Devotion, welche man nur in jener Zeit in der Kunst findet, kostbare Gefässe für die Kirche oder

die Tafel auf Schenktiſchen, an den Fenſtern große Vorhänge von venetianiſchem Brocat, trotz ihres Alters glänzender, als die theuerſten neuen Stoffe, dies ſind im Einzelnen die Reichthümer, deren Beſitzer Dom Gorenflot durch die Gnade Gottes, des Königs und beſonders Chicot's geworden war.

Der Prior ſchlief alſo in ſeinem Lehnſtuhl, während ihm der Tag ſeinen gewöhnlichen Beſuch machte und mit ſeinen ſilbernen Lichtern die purpurnen und perlmutterartigen Töne auf dem Geſichte des Schläfers liebkoſte.

Die Stubenthüre öffnete ſich ſachte und zwei Mönche traten ein, ohne den Prior aufzuwecken.

Der Erſte war ein Mann von dreißig bis fünf und dreißig Jahren, mager, bleich und nervös gekrümmt in ſeinem Jacobinergewand; er trug den Kopf hoch; wie ein Pfeil aus ſeinem Falkenauge ſchießend, befahl ſein Blick, ehe er geſprochen hatte, und dennoch milderte ſich dieſer Blick durch das Spiel von zwei weißen Augenlidern, welche ſich ſenkend den breiten blauen Kreis hervorhoben, von dem ſeine Augen begränzt waren.

Glänzte aber im Gegentheil dieſer ſchwarze Augenſtern zwiſchen dieſen Brauen und der falben Umrahmung der Augenhöhle, ſo hätte man glauben ſollen, es ſpringe ein Blitz aus den Falten zweier kupferner Wolken hervor.

Dieſer Mönch hieß Bruder Borromée; er war ſeit drei Wochen Säckelmeiſter des Kloſters.

Der Andere war ein junger Menſch von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren, mit lebhaften ſchwarzen Augen, kühner Miene, hervorſpringendem Kinn, klein aber gut gewachſen, der, wenn er ſeine weiten Aermel zurückſchlug, mit einem gewiſſen Stolz zwei nervige, in der Geberde bebende Arme ſehen ließ.

„Der Prior ſchläft noch, Bruder Borromée," ſagte der jüngere von den beiden Mönchen zu dem anderen, „wecken wir ihn auf?"

„Hüten wir uns wohl, Bruder Jacques," erwiederte der Säckelmeister.

„Es ist in der That Schade, daß wir einen Prior haben, der so lange schläft," versetzte der junge Bruder, „denn man hätte diesen Morgen die Waffen probiren können; habt Ihr gesehen, was für schöne Panzer und Büchsen darunter sind?"

„Stille, mein Bruder, man könnte Euch hören."

„Welch ein Unglück," sprach der kleine Mönch, indem er mit dem Fuße auf den Boden stampfte, was jedoch durch den dicken Teppich gedämpft wurde; „welch ein Unglück, das Wetter ist heute so schön, der Hof ist so trocken, welch eine schöne Uebung hätte man heute vornehmen können, Bruder Borromée!"

„Man muß warten, mein Kind," entgegnete Bruder Borromée mit einer geheuchelten Unterwürfigkeit, welche durch das Feuer seiner Blicke Lügen gestraft wurde.

„Aber warum befehlt Ihr nicht immerhin, daß die Waffen ausgetheilt werden?" sprach ungestüm Jacques, während er seine herabgefallenen Aermel wieder zurückschlug.

„Ich, befehlen?"

„Ja, Ihr."

„Ich befehle nicht, Ihr wißt es wohl, mein Bruder," erwiederte Borromée mit Salbung, „ist nicht der Herr da?"

„In diesem Lehnstuhl, ... eingeschlafen, ... während alle Welt wacht," sagte Jacques mit einem weniger ehrfurchtsvollen, als ungeduldigen Tone, „der Herr?"

Und ein Blick stolzen Verständnisses schien bis in die Tiefe des Herzens von Bruder Borromée dringen zu wollen.

„Achten wir seinen Rang und seinen Schlummer," sprach dieser, indem er mitten in das Zimmer trat, doch so unglücklich, daß er einen Schämel auf den Boden warf.

Obgleich der Teppich das Geräusch des Schämels dämpfte, wie er das des Stampfens von Bruder Jacques

gedämpft hatte, fuhr Dom Gorenflot doch bei diesem Lärmen auf und erwachte.

„Wer ist da?“ rief er mit der bebenden Stimme einer eingeschlafenen Schildwache.

„Ehrwürdiger Herr Prior,“ sagte der Bruder Borromée, „verzeiht, wenn wir Eure fromme Meditation stören, aber ich komme, um Eure Befehle einzuholen.“

„Ah! guten Morgen, Bruder Borromée,“ sprach Gorenflot mit einem leichten Zeichen des Kopfes.

Dann nach einem Augenblick des Nachdenkens, in welchem er offenbar alle Saiten seines Gedächtnisses angespannt hatte, fragte er, drei bis viermal mit den Augen blinzelnd:

„Welche Befehle?“

„In Beziehung auf die Waffen und Rüstungen?“

„In Beziehung auf die Waffen und Rüstungen?“ wiederholte Gorenflot.

„Allerdings, Eure Herrlichkeit hat befohlen, Waffen und Rüstungen herbeizuschaffen.“

„Wem?“

„Mir.“

„Bei Euch habe ich Waffen bestellt?“

„Ganz gewiß, ehrwürdiger Herr Prior,“ antwortete Borromée mit gleichem, festem Tone.

„Ich!“ wiederholte Dom Modeste, im höchsten Maße erstaunt, „ich! und wann dies?“

„Vor acht Tagen?“

„Ah! vor acht Tagen ... Doch wozu Waffen?“

„Ihr sagtet mir, ehrwürdiger Herr und ich will Eure eigenen Worte wiederholen, Ihr sagtet mir: „„Bruder Borromée, es wäre gut, wenn man sich Waffen verschaffen würde, um unsere Mönche und Brüder zu bewaffnen; die gymnastischen Uebungen entwickeln die Kräfte des Körpers, wie die frommen Ermahnungen die des Geistes entwickeln.““

„Ich habe das gesagt?“ versetzte Gorenflot.

„Ja, ehrwürdiger Herr Prior, und ich, ein unwürdi-

ger, gehorsamer Bruder, beeilte mich, Eure Befehle zu vollziehen, und verschaffte mir Kriegswaffen."

„Das ist seltsam," murmelte Gorenflot, „ich erinnere mich an nichts von dem Allem."

„Ehrwürdiger Herr Prior, Ihr fügtet sogar den lateinischen Text bei: Militat spiritu, militat gladio."

„Ah!" rief Dom Gorenflot, die Augen übermäßig aufreißend, „ich habe den Text beigefügt!"

„Ich besitze ein treues Gedächtniß, ehrwürdiger Herr Prior," erwiederte Borromée, die Augen niederschlagend.

„Wenn ich es gesagt habe," versetzte Gorenflot, indem er sachte den Kopf von oben nach unten schüttelte, „so hatte ich meine Gründe, es zu sagen, Bruder Borromée. In der That, es war stets meine Ansicht, man müsse den Körper üben, und als ich noch einfacher Mönch war, kämpfte ich mit dem Wort und sogar mit dem Schwert ... Militat ... spiritus ... Sehr gut, Bruder Borromée, das war eine Eingebung des Herrn."

„Ich will also Eure Befehle vollends ausführen," sagte Borromée, indem er sich mit Jacques zurückzog, der ihn, ganz bebend vor Freude, unten an seinem Rocke zupfte.

„Geht," sprach Gorenflot majestätisch.

„Ah! ehrwürdiger Herr Prior," sagte Borromée, der einige Secunden nach seinem Verschwinden wieder eintrat, „ich vergaß ..."

„Was?"

„Im Sprechzimmer ist ein Freund Eurer Herrlichkeit, der mit Euch zu reden wünscht."

„Wie nennt er sich?"

„Meister Robert Briquet."

„Meister Robert Briquet," versetzte Gorenflot, „das ist kein Freund von mir, Bruder Borromée, sondern ein einfacher Bekannter."

„Eure Ehrwürden wird ihn also nicht empfangen?"

„Doch, doch," sagte mit gleichgültigem Tone Gorenflot, „dieser Mensch zerstreut mich; laßt ihn heraufkommen."

Bruder Borromée verbeugte sich zum zweiten Male

und ging hinaus. Bruder Jacques aber hatte nur einen Sprung von dem Zimmer des Priors bis in die Kammer gemacht, wo die Waffen aufbewahrt wurden.

Fünf Minuten nachher öffnete ſich die Thüre wieder und Chicot erſchien.

Viertes Kapitel.

Die zwei Freunde.

Dom Modeſte verließ die andächtig vorgebeugte Stellung nicht, die er angenommen hatte.

Chicot durchſchritt das Zimmer und ging auf ihn zu.

Der Prior war nur ſo gnädig, den Kopf ein wenig zu ſenken, um dem Eintretenden anzudeuten, daß er ihn bemerke.

Chicot ſchien ſich nicht einen Augenblick über die Gleichgültigkeit des Priors zu wundern; er ſchritt immer weiter vor, grüßte, als er eine ehrfurchtsvoll abgemeſſene Entfernung erreicht hatte, und ſprach:

„Guten Morgen, Herr Prior.“

„Ah! Ihr ſeid hier,“ ſagte Gorenflot, „Ihr ſeid wieder auferſtanden, wie es ſcheint?“

„Habt Ihr mich todt geglaubt, Herr Prior?“

„Bei Gott! man ſah Euch nicht mehr.“

„Ich hatte Geſchäfte.“

„Ah!“

Chicot wußte, daß Gorenflot, wenn er ſich nicht durch zwei bis drei Flaſchen alten Burgunder erwärmt hatte, wortkarg blieb. Da aber in Betracht der wenig vorgerückten Stunde Gorenflot aller Wahrſcheinlichkeit nach nüchtern war, ſo nahm er einen guten Lehnſtuhl und ſetzte ſich ſchweigſam an die Ecke des Kamins, wobei er ſeine

Füße auf die Feuerböcke ausstreckte und seine Lenden auf die weiche Lehne stützte.

„Werdet Ihr mit mir frühstücken, Herr Briquet?“ fragte Dom Modeste.

„Vielleicht, ehrwürdiger Herr Prior.“

„Ihr dürft mir nicht grollen, Herr Briquet, wenn es mir unmöglich würde, Euch jede Zeit zu schenken, die ich Euch gern schenken möchte.“

„Ei! wer des Teufels! fordert Eure Zeit von Euch, Herr Prior? alle Wetter! ich verlangte nicht einmal Frühstück von Euch, Ihr habt es mir angeboten.“

„Sicherlich, Herr Briquet,“ versetzte Dom Gorenflot mit einer Unruhe, welche der feste Ton von Chicot rechtfertigte, „ja, allerdings, ich habe es Euch angeboten, doch . . .“

„Doch Ihr glaubtet, ich würde es nicht annehmen?“

„Oh! nein. Ist es meine Gewohnheit, politisch zu sein, sprecht, Herr Briquet?“

„Man nimmt alle Gewohnheiten an, die man annehmen will, wenn man ein Mann von Eurer Erhabenheit ist, ehrwürdiger Herr Prior,“ erwiederte Chicot mit jenem Lächeln, das nur ihm gehörte.

Dom Gorenflot schaute Chicot mit den Augen blinzelnd an. Es war ihm unmöglich, zu errathen, ob Chicot spottete oder im Ernste sprach.

Chicot war aufgestanden.

„Warum steht Ihr auf, Herr Briquet?“ fragte Gorenflot.

„Weil ich gehe.“

„Und warum geht Ihr, da Ihr sagtet, Ihr würdet mit mir frühstücken?“

„Ich habe nicht gesagt, ich würde mit Euch frühstücken.“

„Verzeiht, ich habe es Euch angeboten.“

„Und ich erwiederte: vielleicht; vielleicht bedeutet nicht: ja.“

„Ihr ärgert Euch?“

Chicot lachte.

„Ich mich ärgern,“ ſagte er, „und worüber ſollte ich mich ärgern? darüber, daß Ihr unverſchämt, unwiſſend und grob ſeid? Oh! lieber Herr Prior, ich kenne Euch zu lange, um mich über ſolche Unvollkommenheiten zu ärgern.“

Durch dieſen naiven Ausfall ſeines Gaſtes niedergeſchmettert, blieb Gorenflot mit offenem Munde und ausgeſtreckten Armen.

„Gott befohlen, Herr Prior,“ fuhr Chicot fort.

„Oh! geht nicht.“

„Meine Reiſe läßt ſich nicht verzögern.“

„Ihr reiſt?“

„Ich habe eine Sendung.“

„Von wem?“

„Vom König.“

Gorenflot ſtürzte von Abgrund zu Abgrund.

„Eine Sendung,“ ſagte er, „eine Sendung vom König, Ihr habt ihn alſo wiedergeſehen?“

„Gewiß.“

„Und er hat Euch aufgenommen?“

„Mit Begeiſterung; er hat Gedächtniß, obſchon er ein König iſt.“

„Eine Sendung vom König,“ murmelte Gorenflot, „und ich unverſchämt, unwiſſend und grob!“

Sein Herz ſchwoll nach und nach ab, wie ein Ballon, der ſeinen Wind durch Nadelſtiche verliert.

„Gott befohlen,“ wiederholte Chicot.

Gorenflot erhob ſich auf ſeinem Lehnſtuhl und hielt mit ſeiner breiten Hand den Flüchtigen zurück, der ſich, geſtehen wir es, leicht Gewalt anthun ließ.

„Sprecht, erklärt Euch,“ ſagte der Prior.

„Worüber?“ fragte Chicot.

„Ueber Eure heutige Empfindlichkeit.“

„Ich bin heute wie immer.“

„Nein.“

„Ein einfacher Spiegel der Leute, mit denen ich zusammen bin.“

„Nein.“

„Ihr lacht, ich lache; Ihr schmollt, ich mache eine Grimasse.“

„Nein, nein, nein!“

„Ja, ja, ja.“

„Nun wohl, ich gestehe, ich war anderweitig in Anspruch genommen.“

„Wirklich?“

„Wollt Ihr nicht nachsichtig gegen einen Mann sein der mit den peinlichsten Arbeiten überladen ist? Mei Gott! habe ich meinen Kopf für mich? Ist diese Prior nicht wie das Gouvernement einer Provinz? Bedenk daß ich zwei hundert Menschen befehlige, daß ich zuglei Oekonom, Architekt, Intendant bin, Alles, ohne mei geistlichen Functionen zu rechnen.“

„Oh! das ist in der That zu viel für einen unwü digen Diener Gottes!“

„Oh! nun spottet er,“ sagte Gorenflot, „Herr Bi quet, solltet Ihr Eure christliche Liebe und Mildherzigkeit verloren haben?“

„Ich besaß also dergleichen?“

„Ich glaube auch, daß Neid bei Eurer Handlungsweise im Spiele ist; nehmt Euch in Acht, der Neid ist eine Todsünde.“

„Neid bei meiner Handlungsweise! Ich frage Euch, wen sollte ich beneiden?“

„Hm! Ihr sagt Euch: der Prior Dom Modeste Gorenflot steigt stufenweise empor, er ist auf der aufsteigenden Linie.“

„Während ich auf der absteigenden Linie bin, nicht wahr?“ entgegnete Chicot mit spöttischem Tone.

„Daran ist Eure falsche Stellung Schuld, Herr Briquet.“

„Herr Prior, erinnert Ihr Euch des Textes im Evangelium?“

„Welchen Text meint Ihr?“

„Wer sich erhöht, wird erniedrigt werden, wer sich erniedrigt, wird erhöht werden.“

„Puh!“ machte Gorenflot.

„Ah! nun setzt er die heiligen Texte in Zweifel, der Ketzer!“ rief Chicot die Hände faltend.

„Ketzer,“ wiederholte Gorenflot, „die Hugenotten sind Ketzer.“

„Schismatiker also.“

„Was wollt Ihr sagen, Herr Briquet? In der That, Ihr verkennt mich.“

„Nichts, wenn nicht, daß ich eine Reise mache und zu Euch gekommen bin, um von Euch Abschied zu nehmen. Lebt also wohl, Seigneur Dom Modeste.“

„Ihr verlaßt mich so?“

„Ganz gewiß, bei Gott!“

„Ihr?“

„Ja, ich.“

„Ein Freund?“

„In der Größe hat man keine Freunde mehr.“

„Ihr, Chicot?“

„Ich bin nicht mehr Chicot, Ihr habt es mir so eben vorgeworfen.“

„Ich, wann dies?“

„Als Ihr von meiner falschen Stellung sprachet.“

„Vorgeworfen! Ah! was für Worte habt Ihr heute!“ Und der Prior neigte seinen dicken Kopf, dessen drei Kinne sich in einem einzigen an seinem Stierhals abplatteten.

Chicot beobachtete ihn aus einem Augenwinkel: er sah den Prior leicht erbleichen.

„Gott befohlen und ohne Groll wegen der Wahrheiten, die ich Euch gesagt habe.“

Und er machte eine Bewegung, um wegzugehen.

„Sagt mir Alles, was Ihr wollt,“ sprach Dom Gorenflot; „doch habt keine solche Blicke mehr für mich.“

„Ah! ah! es ist ein wenig spät.“

„Nie zu spät. Hört doch, man geht nicht so weg, ohne zu essen, was Teufels! das ist nicht gesund, Ihr habt es mir selbst zwanzigmal gesagt. Nun, laßt uns frühstücken.“

Chicot war entschlossen, auf einmal alle seine Vortheile wieder zu gewinnen.

„Meiner Treue nein, man speist zu schlecht hier.“

Gorenflot hatte die anderen Angriffe muthig ertragen; unter diesem erlag er.

„Man speist schlecht bei mir?“ stammelte er ganz verwirrt.“

„Das ist wenigstens meine Meinung.“

„Habt Ihr Euch über Euer letztes Mittagsmahl zu beklagen gehabt?“

„Ich habe noch den herben Geschmack am Gaumen, puh!“

„Ihr macht puh!“ rief Gorenflot, die Arme zum Himmel erhebend.

„Ja,“ sagte Chicot entschlossen, „ich mache puh!“

„Aber warum? sprecht.“

„Die Schweinsrippchen waren unwürdig verbrannt.“

„Oh!“

„Die farcirten Ohren krachten nicht unter den Zähnen.“

„Oh!“

„Der Kapaun mit Reis schmeckte nur nach Wasser.“

„Gerechter Himmel!“

„Von der Kraftsuppe war das Fett nicht abgeschöpft.“

„Barmherzigkeit!“

„Man sah auf der Brühe ein Oel, das noch in meinem Magen schwimmt.“

„Chicot, Chicot!“ seufzte Gorenflot mit demselben Tone, mit dem der verscheidende Cäsar: Brutus! Brutus! rief.

„Und dann könnt Ihr mir keine Zeit schenken.“

„Ich?“

„Ihr sagtet mir, Ihr hättet zu thun; habt Ihr das gesagt, ja oder nein? Es fehlte nur noch, daß Ihr zum Lügner würdet.“

„Nun! dieſes Geſchäft läßt ſich verſchieben. Ich habe nur eine Bittſtellerin zu empfangen.“

„So empfangt ſie.“

„Nein, nein, Herr Chicot, obgleich ſie mir hundert Flaſchen ſicilianiſchen Wein geſchickt hat.“

„Hundert Flaſchen ſicilianiſchen Wein?“

„Ich werde ſie nicht empfangen, obſchon ſie wahrſcheinlich eine ſehr vornehme Dame iſt; ich werde ſie nicht empfangen; ich will nur Euch empfangen, theurer Herr Chicot. Sie wollte mein Beichtkind werden, die vornehme Dame, welche die Flaſchen ſicilianiſchen Wein zu Hunderten ſchickt. Wenn Ihr es verlangt, verweigere ich ihr meinen geiſtlichen Rath, ich laſſe ihr ſagen, ſie möge einen andern Beichtvater annehmen.“

„Dies Alles werdet Ihr thun?“

„Um mit Euch zu frühſtücken, theurer Herr Chicot, um mein Unrecht gegen Euch wieder gut zu machen.“

„Euer Unrecht rührt von Eurem unbändigen Stolze her.“

„Ich werde mich demüthigen, mein Freund.“

„Von Eurer unverſchämten Trägheit.“

„Chicot, Chicot, von morgen an kaſteie ich mich, indem ich meine Mönche alle Tage Uebungen vornehmen laſſe.“

„Eure Mönche Uebungen?“ verſetzte Chicot, die Augen weit aufreißend; „und was für Uebungen, mit der Gabel?“

„Nein, mit den Waffen.“

„Waffenübungen?“

„Ja, und das Commandiren iſt ermüdend.“

„Ihr commandirt bei den Uebungen der Jacobiner?“

„Ich gedenke wenigſtens zu commandiren.“

„Von morgen an?“

„Von heute an, wenn Ihr es verlangt.“

„Und wer hat den Gedanken gehabt, Kuttenträger exerciren zu laſſen?“

„Ich, wie es ſcheint.“

„Ihr, unmöglich.“

„Doch, ich habe dem Bruder Borromée Befehl gegeben.“

„Wer ist der Bruder Borromée?“

„Ah! es ist wahr, Ihr kennt ihn nicht.“

„Wer ist es?“

„Der Säckelmeister.“

„Warum hast Du einen Säckelmeister, den ich nicht kenne, Einfaltspinsel?“

„Er ist hier seit Eurem letzten Besuche.“

„Und woher hast Du diesen Säckelmeister bekommen?“

„Der Herr Cardinal von Guise hat ihn mir empfohlen.“

„In Person?“

„Durch einen Brief, mein lieber Herr Chicot, durch einen Brief.“

„Sollte es das Hühnergeier-Gesicht sein, das ich unten gesehen habe?“

„So ist es.“

„Der Mönch, der mich meldete?“

„Ja.“

„Oh! oh!“ machte Chicot unwillkührlich; „und welche Eigenschaft hat der vom Herrn Cardinal so warm unterstützte Säckelmeister?“

„Er rechnet wie Pythagoras.“

„Und mit ihm habt Ihr diese Waffenübungen beschlossen?“

„Ja, mein Freund.“

„Nämlich, er hat Euch vorgeschlagen, Eure Mönche zu bewaffnen, nicht wahr?“

„Nein, lieber Herr Chicot, der Gedanke ist von mir, ganz von mir.“

„Und in welcher Absicht?“

„In der Absicht, sie zu bewaffnen.“

„Keinen Stolz, verhärteter Sünder, der Stolz ist eine Todsünde; dieser Gedanke ist nicht Euch gekommen.“

„Mir oder ihm, ich weiß nicht mehr, ob mir oder

ihm der Gedanke gekommen iſt. Nein, nein, entſchieden mir, es ſcheint ſogar, daß ich bei dieſer Gelegenheit ein ſehr geiſtreiches und glänzendes lateiniſches Wort geſprochen habe.“

Chicot näherte ſich dem Prior.

„Ein lateiniſches Wort, Ihr, mein lieber Prior?“ ſagte er; „und Ihr erinnert Euch dieſes lateiniſchen Worts?“

„Militat spiritu . . .“

„Militat spiritu, militat gladio.“

„So iſt es, ſo iſt es!“ rief Dom Modeſte ganz begeiſtert.

„Gut, gut,“ ſprach Chicot; „man kann ſich unmöglich freundlicher entſchuldigen, als Ihr es thut, Dom Modeſte; ich verzeihe Euch.“

„Oh!“ machte Gorenflot voll Rührung.

„Ihr ſeid ſtets mein Freund, mein wahrer Freund.“

Gorenflot wiſchte eine Thräne ab.

„Aber wir wollen frühſtücken und ich will nachſichtig gegen das Frühſtück ſein.“

„Hört,“ ſprach Gorenflot begeiſtert, „ich werde dem Bruder Küchenmeiſter ſagen, wenn das Eſſen nicht königlich ſei, ſo laſſe ich ihn einſtecken.“

„Thut das, Ihr ſeid der Herr.“

„Und wir wollen einige von den Flaſchen des Beichtkindes entpfropfen.“

„Ich werde Euch mit meiner Erleuchtung unterſtützen, mein Freund.“

„Erlaubt, daß ich Euch umarme, Chicot.“

„Erſtickt mich nicht und laßt uns plaudern.“

Fünftes Kapitel.

Die Tischgenossen.

Gorenflot brauchte nicht lange, um seine Befehle zu geben.

War der würdige Prior auf der aufsteigenden Linie, wie er dies behauptete, so war er es besonders in dem, was die Einzelnheiten eines Mahles und die Fortschritte der culinarischen Wissenschaft betraf.

Dom Modeste ließ den Bruder Eusèbe rufen, der nicht vor seinem Oberen, sondern vor seinem Richter erschien. Aus der Art und Weise, wie man ihn vorgefordert, hatte er errathen können, daß etwas Außerordentliches bei dem ehrwürdigen Prior vorging."

„Bruder Eusèbe," sprach Gorenflot mit strengem Tone, „hört, was Herr Robert Briquet, mein Freund, Euch sagen wird. Ihr vernachläßigt Euch, wie es scheint. Ich habe über schwere Unpünktlichkeiten bei Eurer letzten Kraftsuppe und über eine unselige Unachtsamkeit hinsichtlich des Krachens Eurer Ohren klagen hören. Nehmt Euch in Acht, Bruder Eusèbe, ein einziger Schritt auf dem schlimmen Weg zieht den ganzen Körper nach sich."

Der Mönch erröthete und erbleichte abwechselnd und stammelte eine Entschuldigung, welche nicht angenommen wurde.

„Genug," sprach Gorenflot.

Bruder Eusèbe schwieg.

„Was habt Ihr heute zu frühstücken?" fragte der ehrwürdige Prior.

„Ich habe Rühreier mit Hahnenkämmen."

„Hernach?"

„Gefüllte Champignons."

„Hernach?"

„Krebse in Madeira."

„Kleines Zeug, dies Alles, kleines Zeug, habt Ihr nicht etwas, das einen Grund bilden würde, sprecht geschwinde.“

„Ich hätte außerdem noch einen Schinken mit Pistazien.“

„Puh!“ machte Chicot.

„Verzeiht,“ unterbrach ihn schüchtern der Bruder Eusèbe, „er ist in Xeres Sect gekocht. Ich habe ihn mit einem in einer Marinade von Aix-Oel erweichten Ochsenfleisch gespickt, so daß man mit dem Fett des Ochsen das Magere des Schinken und mit dem Fett des Schinken das Magere des Ochsen ißt.“

Gorenflot wagte es, an Chicot einen Blick begleitet von einer Geberde der Billigung zu richten.

„Das ist gut, nicht wahr, Herr Robert?“ sagte er.

Chicot machte eine Geberde der Halbbefriedigung.

„Und hernach?“ fragte Gorenflot, „was habt Ihr noch?“

„Man kann Euch einen Aal in der Minute fertig machen.“

„Pfui über Euren Aal!“ sagte Chicot.

„Ich glaube, Herr Briquet,“ entgegnete Bruder Eusèbe, der nach und nach muthig wurde, „ich glaube, daß Ihr von meinen Aalen kosten könnt, ohne es zu sehr zu bereuen.“

„Was haben sie denn so Seltenes, Eure Aale?“

„Ich füttere sie auf eine eigenthümliche Weise.“

„Oh! oh!“

„Ja,“ sprach Gorenflot, „es scheint, daß die Römer oder die Griechen, ich weiß nicht mehr genau, kurz ein Volk Italiens, ihre Lampreten fütterten, wie es Bruder Eusèbe thut. Er hat es in einem alten Autor Namens Sueton gelesen, der über die Küche schreibt.“

„Wie, Bruder Eusèbe,“ rief Chicot, „Ihr gebt Euren Aalen Menschen zu fressen?“

„Nein, mein Herr, ich hacke die Eingeweide und Lebern von Geflügel und Wildbret klein, ich füge ein

wenig Schweinefleisch bei, ich mache aus dem Allem eine Art von Wurstfleisch, das ich meinen Aalen vorwerfe, welche in dem auf seinem, jeden Tag erneuerten Kies in einem Monat fett werden und sich, während sie fett werden, beträchtlich verlängern. Derjenige, zum Beispiel, welchen ich heute dem ehrwürdigen Herrn Prior anbiete, wiegt neun Pfund."

„Das ist also eine Schlange," sagte Chicot.

„Er verschlang mit einem Mal ein Hühnchen von sechs Tagen."

„Und wie habt Ihr ihn zubereitet?" fragte Chicot.

„Ja, wie habt Ihr ihn zubereitet?" wiederholte der Prior.

„Abgehäutet, gebräunt, durch Sardellenbutter gezogen, in feinem geriebenem Brod umgedreht, dann wieder zehn Secunden lang auf den Rost gelegt, wonach ich die Ehre haben werde, Euch denselben mit Knoblauch und spanischem Pfeffer gewürzt, in einer Sauce schwimmend vorzusetzen."

„Aber die Sauce selbst?"

„Ja, die Sauce selbst?"

„Eine einfache Sauce von Nix-Oel, mit Citronen und Senf geschlagen."

„Ganz gut," sagte Chicot.

Bruder Eusèbe athmete.

„Nun fehlen die Confituren," sprach Gorenflot einsichtsvoll.

„Ich werde ein Gericht erfinnen, das im Stande ist, den Beifall des ehrwürdigen Herrn Priors zu gewinnen."

„Es ist gut, ich verlasse mich auf Euch," sagte Gorenflot; „zeigt Euch meines Vertrauens würdig."

Eusèbe verbeugte sich.

„Darf ich mich entfernen?" fragte er.

Der Prior befragte Chicot.

„Er mag sich entfernen," sagte Chicot.

„Gut, und schickt mir den Bruder Kellermeister."

Eusèbe verbeugte sich und ging hinaus.

Der Bruder Kellermeister folgte auf den Bruder Eusèbe und erhielt nicht minder pünktliche und nicht minder ins Einzelne gehende Befehle.

Zehn Minuten nachher saßen die zwei Freunde vor einem mit einem feinen leinenen Tuche bedeckten Tisch, in großen ganz mit Kissen ausgelegten Lehnstühlen begraben, Messer und Gabeln in der Hand, wie zwei Duellisten einander gegenüber.

Obgleich hinreichend groß für sechs Personen, war die Tafel doch voll gestellt, dergestalt hatte der Kellermeister Flaschen von verschiedenen Formen und Etiquetten aufgehäuft.

Dem Programm getreu, schickte Eusèbe Rühreier, Krebse und Champignons, welche die Luft mit einem milden Dampf von Trüffeln und von Butter durchdufteten, wozu sodann der Geruch der Thymiancrême und des Madeirweins kam.

Chicot griff wie ein Hungeriger an. Der Prior dagegen wie ein Mensch, der sich selbst, seinem Koch und seinem Tischgenossen mißtraut.

Doch nach einigen Minuten fing Gorenflot an zu schlingen, während Chicot beobachtete.

Man begann mit dem Rheinwein, dann ging man zu dem Burgunder von 1550 über, man machte einen Ausflug zu einem Ermitage, dessen Alter man nicht kannte; man nippte am Sain-Peray; endlich kam man zum Wein des Beichtkindes.

„Was sagt Ihr dazu?“ fragte Gorenflot, nachdem er dreimal gekostet hatte, ohne daß er sich auszusprechen wagte.“

„Mild, aber leicht,“ erwiederte Chicot; „und wie heißt die Bußfertige?“

„Ich kenne sie nicht.“

„Alle Wetter, Ihr wißt ihren Namen nicht.“

„Meiner Treue, nein, wir verhandeln durch Botschafter.“

Chicot machte eine Pause, während welcher er sanft die Augen schloß, als wollte er den Geschmack eines Schlucks Wein untersuchen, den er im Mund hielt, ehe er ihn durch die Gurgel laufen ließ, in der Wirklichkeit aber, um nachzudenken.

„Ich habe also die Ehre, einem Armee-General gegenüber zu speisen?“ sagte er nach fünf Minuten.

„Oh! mein Gott, ja!“

„Wie, Ihr seufzt, während Ihr dies sagt?“

„Ah! das ist sehr anstrengend.“

„Allerdings; aber es ist ehrenvoll, es ist schön.“

„Herrlich! nur habe ich keine Stille mehr in den Officien . . . und vorgestern bin ich beinahe genöthigt gewesen, eine Platte beim Abendbrod zu streichen.“

„Eine Platte streichen . . . und warum?“

„Weil mehrere von meinen besten Soldaten, ich muß es gestehen, die Vermessenheit hatten, den Weinbeermus von Burgund, den man am Freitag als drittes Gericht gibt, ungenügend zu finden.“

„Ah! ungenügend . . . und welchen Grund gaben sie hiefür an?“

„Sie behaupteten, sie hätten noch Hunger, und verlangten noch eine Fastenspeise, wie Kriechente, Hummer oder einen schmackhaften Fisch. Begreift Ihr diese Freßgierigen?“

„Verdammt, wenn sie übermäßige Uebungen vornehmen müssen, so darf man nicht staunen, daß sie Hunger haben, diese Mönche.“

„Wo wäre denn das Verdienst?“ entgegnete der Prior, „gut essen und gut arbeiten kann Jedermann. Was Teufels! man muß seine Entbehrungen dem Herrn anzubieten wissen,“ fügte der würdige Abt bei, indem er ein großes Stück Schinken und Ochsenfleisch auf eine sehr ehrenwerthe Portion Galantine häufte, von der der Bruder Eusèbe nicht gesprochen hatte, weil dieses Gericht zu einfach war, nicht um auf den Tisch gesetzt zu werden, wohl aber, um auf der Karte zu figuriren.

„Trinkt, Modeste, trinkt," sagte Chicot, „Ihr werdet ersticken, Ihr seht schon carmesinroth aus."

„Vor Entrüstung," erwiederte der Prior und leerte sein Glas, das eine halbe Pinte enthielt.

Chicot ließ ihn machen, als jedoch Gorenflot sein Glas wieder auf den Tisch gesetzt hatte, sprach er;

„Laßt hören, vollendet Eure Geschichte, sie interressirt mich sehr lebhaft, bei meinem Ehrenwort. Ihr habt ihnen also eine Platte entzogen, weil sie fanden, sie hätten nicht genug zu essen?"

„Ganz richtig."

„Das ist geistreich."

„Die Strafe hat auch eine gehörige Wirkung hervorgebracht; ich glaubte, man würde sich empören, die Augen glänzten, die Zähne klapperten."

„Das ist ganz natürlich, sie hatten Hunger."

„Sie hatten Hunger, nicht wahr?"

„Ganz gewiß."

„Ihr sagt es, Ihr glaubt es?"

„Ich bin dessen sicher."

„Nun, ich habe an jenem Abend eine seltsame Erscheinung wahrgenommen, die ich der Analyse der Wissenschaft empfehlen werde; ich berief den Bruder Borromée und gab ihm meine Instructionen in Betreff dieser Entziehung einer Platte, der ich, als ich die Meuterei sah, die Entziehung des Weins beifügte."

„Nun?"

„Um mein Wort zu krönen, befahl ich eine neue Uebung, da ich die Hydra des Aufruhrs zu Boden treten wollte; die Psalmen sagen das, Ihr wißt; wartet doch: Cabis poriabis diagonem, eh! Ihr kennt das, Gottes Tod!"

„Proculcabis draconem," sagte Chicot und schenkte dem Prior Wein ein.

„Draconem, so ist es, bravo! Ah! was die Drachen betrifft, eßt doch von diesem Aal, er ist vortrefflich."

„Ich danke, ich kann nicht mehr ſchnaufen; doch erzählt, erzählt.“

„Was?“

„Eure ſeltſame Erſcheinung.“

„Welche? ich erinnere mich nicht mehr.“

„Diejenige, welche Ihr den Gelehrten empfehlen wolltet.“

„Ah! ja, nun entſinne ich mich.“

„Ich höre.“

„Ich verordne alſo eine Uebung für den Abend; ich glaubte, ich würde meine Burſche geſchwächt, bleich ſchwitzend ſehen, und hatte eine ziemlich hübſche Rede über den Text: ‚Derjenige, welcher mein Brod ißt,‘ vorbereitet.“

„Trockenes Brod?“

„Ganz richtig, trockenes Brod,“ rief Gorenflot und riß mit einem cyklopiſchen Gelächter ſeine mächtigen Kinnladen auseinander und hatte mit dem Worte geſpielt. „Ich lachte zum Voraus eine Stunde lang ganz allein, als ich mitten im Hofe eine Truppe belebter, nerviger, wie Heuſchrecken hüpfender Burſche fand, und dies iſt die Illuſion, über welche ich die Gelehrten befragen will.“

„Eine Illuſion!“

„Und nach Wein rochen ſie auf eine Meile.“

„Nach Wein? Bruder Borromée hatte Euch alſo hintergangen?“

„Oh! des Borromée bin ich ſicher,“ rief Gorenflot, „das iſt der leidende Gehorſam in Perſon; ſagte ich dem Bruder Borromée, er ſolle ſich am kleinen Feuer röſten, er würde ſelbſt den Roſt holen und ein Reisbüſchel anzünden.“

„Das heißt ein ſchlechter Phyſiognomiker ſein,“ erwiederte Chicot, indem er ſich an der Naſe kratzte; „auf mich macht er nicht dieſen Eindruck.“

„Es iſt möglich, doch ich kenne meinen Borromée, ſiehſt Du, wie ich Dich kenne, mein lieber Chicot,“ ſprach

Gorenflot, der trunken werdend zugleich auch zärtlich wurde.

„Und Du sagst, sie haben nach Wein gerochen?“

„Borromée?“

„Nein, Deine Mönche.“

„Wie die Fässer, abgesehen davon, daß sie roth waren wie gesottene Krebse; ich machte diese Bemerkung gegen Borromée.“

„Bravo!“

„Ah! ich schlafe nicht.“

„Und was hat er geantwortet?“

„Warte, das war sehr subtil.“

„Ich glaube es.“

„Er antwortete, das sehr lebhafte natürliche Verlangen bringe dieselben Wirkungen hervor, wie die Befriedigung.“

„Oh! oh!“ machte Chicot; „alle Wetter! das ist in der That äußerst subtil, wie Du sagst. Dein Borromée ist sehr stark, ich wundere mich, daß er eine so schmale Nase und so dünne Lippen hat. Und das überzeugte Dich?“

„Ganz und gar, und Du wirst selbst überzeugt werden, nähere Dich ein wenig, denn ich kann mich nicht mehr ohne einen Schwindel rühren.“

Chicot rückte näher. Gorenflot machte aus seiner Hand einen akustischen Trichter, den er an das Ohr von Chicot hielt.

„Nun?“ fragte Chicot.

„Warte doch, ich will mich kurz fassen. Erinnerst Du Dich noch der Zeit, wo wir jung waren, Chicot?“

„Ich erinnere mich.“

„Der Zeit, wo das Blut brannte ... wo unehrbare Gelüste? . . .“

„Prior! Prior!“ rief der keusche Chicot.

„Borromée spricht, und ich behaupte, er hat Recht; brachte ein sehr lebhaftes Verlangen nicht zuweilen die Illusionen der Wirklichkeit hervor?“

Chicot lachte so heftig, daß der Tisch mit den Flaschen zitterte, wie der Boden eines Schiffes.

„Gut, gut," sagte er, „ich werde in die Schule von Bruder Borromée gehen, und wenn mich seine Theorien gehörig durchdrungen haben, werde ich Euch um eine Gnade bitten, mein Ehrwürdiger."

„Und sie soll Euch bewilligt werden, wie Alles, was Ihr von Eurem Freunde verlangt. Sprecht nun, was für eine Gnade?"

„Beauftragt mich nur acht Tage lang mit der Oekonomie-Verwaltung der Priorei."

„Und was wollt Ihr während dieser acht Tage thun?"

„Ich werde den Bruder Borromée mit seinen Theorien füttern, ihm eine Platte und ein leeres Glas vorsetzen und ihm sagen: verlangt mit der ganzen Macht Eures Hungers und Eures Durstes ein wälsches Huhn mit Champignons und eine Flasche Chambertin, aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr Euch nicht mit diesem Chambertin berauscht, nehmt Euch in Acht vor einer Indigestion durch dieses wälsche Huhn, lieber Bruder Philosoph."

„Du glaubst also nicht an das natürliche Verlangen, Heide?" sagte Gorenflot.

„Es ist gut! es ist gut! ich glaube, was ich glaube, doch lassen wir die Theorien."

„Es sei, lassen wir sie und sprechen wir ein wenig von der Wirklichkeit," versetzte Gorenflot. Und er füllte sich ein Glas.

„Auf die gute Zeit, von der Du vorhin sprachst, Chicot," sagte er, „auf unsere Abendbrode im Füllhorn!"

„Bravo, ich glaubte, Du hättest dies Alles vergessen, Ehrwürdiger."

Profaner, dies Alles schläft unter der Majestät meiner Stellung; aber ich bin, bei Gott! immer derselbe."

Und Gorenflot ſtimmte, obgleich ihn Chicot wiederholt zum Schweigen ermahnte, ſein Lieblingslied an.

„Riecht der Eſel nur die Weid,
Spitzt er ſtracks das lange Ohr,
Iſt die Flaſch' vom Kork befreit,
Spritzet wilder Wein empor.
Doch nichts iſt ſo ausgelaſſen,
Als der Mönch vom Wein erhitzt,
Der ſich tollt in Schenk und Gaſſen,
Wenn die Freiheit ihm geblitzt."

„Stille doch, Unglücklicher," ſagte Chicot, „wenn Bruder Borromée einträte, würde er glauben, Ihr hättet acht Tage lang nichts gegeſſen und nichts getrunken."

„Wenn Bruder Borromée einträte, würde er mit uns ſingen."

„Ich glaube es nicht."

„Und ich ſage es Dir."

„Schweige und antworte auf meine Fragen."

„Sprich alſo."

„Du läſſeſt mir keine Zeit, Trunkenbold."

„Oh! ich ein Trunkenbold."

„Sage, aus den Waffenübungen geht hervor, daß Dein Kloſter in eine wahre Kaſerne verwandelt iſt?"

„Ja, mein Freund, das iſt das richtige Wort, eine wahre Kaſerne, eine wahre Kaſerne; letzten Donnerſtag, war es am Donnerſtag? ja, am Donnerſtag; warte doch, ich weiß nicht mehr, ob es am Donnerſtag war."

„Donnerſtag oder Freitag, der Tag thut nichts zur Sache."

„Das iſt richtig, die Sache, nicht wahr? Nun wohl, Donnerſtag oder Freitag fand ich in der Hausflur zwei Novizen, die ſich mit dem Säbel ſchlugen, nebſt zwei Secundanten, welche ebenfalls vom Leder zu ziehen bereit waren."

„Und was haſt Du gethan?“

„Ich ließ mir eine Peitſche bringen, um die Noviz durchzuwalken, aber ſie flüchteten ſich; Bruder Borrmée . . .“

„Ah! ah! Borromée, abermals Bruder Borromée“

„Immer.“

„Nun, Borromée?“

„Bruder Borromée holte ſie jedoch ein und peitſchte ſie dergeſtalt, daß ſie noch im Bette liegen, die Unglücklichen!“

„Ich wünſchte ihre Schultern zu ſehen, um die Kraft des Armes von Bruder Borromée ſchätzen zu können,“ ſagte Chicot.

„Wir ſollten uns ſtören laſſen, um andere Schultern zu ſehen, als die von Schöpſen? nie! Eßt doch von dieſem Aprikoſenteig.“

„Nein, bei Gott! ich würde erſticken.“

„Trinkt alſo.“

„Nein: ich habe zu marſchiren.“

„Glaubſt Du etwa, ich habe nicht zu marſchiren! und dennoch trinke ich.“

„Ah! Ihr, das iſt etwas Anderes; auch braucht Ihr Eure Lunge, um beim Commandiren zu ſchreien.“

„Alſo ein Glas, nur ein Glas von dieſem Verdauungs-Liqueur, von dem nur Euſèbe das Geheimniß beſitzt.“

„Einverſtanden.“

„Er iſt ſo wirkſam, daß man, hätte man auch ganz unmäßig gegeſſen, doch nothwendig zwei Stunden nach ſeinem Mittagsbrode Hunger ſpüren würde.“

„Welch ein Recept für die Armen! Wißt Ihr, daß ich, wenn ich König wäre, dem Pater Euſèbe den Kopf abſchlagen ließe; ſein Liqueur iſt im Stande, ein Königreich auszuhungern. Oh! oh! was iſt das?“

„Die Uebung beginnt,“ ſagte Gorenflot.

Man hörte in der That einen gewaltigen Lärmen von Stimmen und Waffen, der aus dem Hofe kam.

„Ohne den Anführer?“ fragte Chicot; „oh! oh! mir scheint, das sind sehr schlecht disciplinirte Soldaten.“

„Ohne mich, nie,“ erwiederte Gorenflot; „das kann nicht sein, verstehst Du? ich commandire, ich bin der Instructor; halt, da hast Du den Beweis, ich höre Bruder Borromée kommen, der meine Befehle einholen will.“

In diesem Augenblick trat in der That Borromée ein; er warf auf Chicot einen Blick schief und rasch wie der verrätherische Pfeil des Parthers.

„Oh! oh!“ dachte Chicot, „Du hast Unrecht gehabt, diesen Blick auf mich zu werfen, er hat Dich verrathen.“

„Ehrwürdiger Herr Prior,“ sprach Borromée, „man wartet nur auf Euch, um mit dem Visitiren der Gewehre und Panzer zu beginnen.“

„Panzer! oh! oh!“ sagte leise Chicot zu sich selbst; „ich habe es, ich habe es.“

Und er stand hastig auf.“

„Ihr werdet meinen Manoeuvres beiwohnen,“ sprach Gorenflot, der nun ebenfalls aufstand, wie es ein Marmorblock thun würde, wenn er sich Beine nähme; „Euren Arm, Freund; Ihr sollt eine schöne Instruction sehen.“

„Es ist wahr, der ehrwürdige Herr Prior ist ein tiefer Taktiker,“ sprach Borromée, der fortwährend die unstörbare Physiognomie von Chicot prüfend anschaute.

„Dom Modeste ist in allen Dingen ein erhabener Mann,“ erwiederte Chicot, sich verbeugend.

Dann murmelte er ganz leise:

„Oh! oh! spielen wir ein geschlossenes Spiel, mein kleiner Adler, oder es ist hier ein Hühnergeier, der Dir die Federn ausrupfen würde.“

Sechstes Kapitel.

Bruder Borromée.

Als Chicot, den ehrwürdigen Prior unterstützend, in den Hof der Priorei kam, war der Anblick genau der einer ungeheuren Kaserne in voller Thätigkeit.

In zwei Banden, jede von hundert Mann, getheilt, warteten die Mönche, die Hellebarde, die Pike oder die Muskete bei Fuß, wie Soldaten auf die Erscheinung ihres Commandanten.

Fünfzig ungefähr, von den Stärksten und Eifrigsten, hatten ihre Köpfe mit Helmen oder Pickelhauben bedeckt; ein Gürtel befestigte an ihren Hüften ein langes Schwert; es fehlte ihnen durchaus nichts, als ein Schild, um den alten Medern, oder zurückgeschlagene Haare, um den modernen Chinesen zu gleichen.

Andere brüsteten sich stolz in gewölbten Panzern, worauf sie mit Vergnügen einen eisernen Handschuh klirren ließen.

Wieder Andere übten sich, in Armschienen und Beinschienen eingeschlossen, ihre durch diese theilweise Umschalung der Elasticität beraubten Gelenke zu biegen.

Bruder Borromée nahm einen Helm aus den Händen eines Novizen und setzte sich denselben auf den Kopf, mit einer Bewegung, so rasch und so regelmäßig, als es nur ein Reiter oder ein Lanzknecht hätte thun können.

Während er das Sturmband befestigte, konnte Chicot nicht umhin, den Helm anzuschauen, und während er ihn anschaute, lächelte sein Mund, und während er lächelte, drehte er sich rings um Borromée, als wollte er ihn von allen Seiten bewundern.

Er that noch mehr, er näherte sich dem Säckelmeister und fuhr mit der Hand über eine von den Ungleichheiten des Helmes.

„Ihr habt da eine schöne Sturmhaube, Bruder Bor-

romée," sagte er; „wo habt Ihr sie gekauft, mein lieber Prior?"

Gorenflot konnte nicht antworten, weil man ihm in diesem Augenblick einen Panzer umband, der, obwohl geräumig genug, um einen Farnesischen Hercules aufzunehmen, doch die üppigen Wogungen des Fleisches vom würdigen Prior schmerzlich drückte.

„Gottes Tod! bindet nicht so fest," rief Gorenflot; „preßt nicht so gewaltig, ich würde ersticken, ich hätte keine Stimme mehr. Genug! genug!"

„Ihr fragtet, glaube ich, den ehrwürdigen Prior, wo er meinen Helm gekauft habe?" sagte Borromée.

„Ich fragte dies den ehrwürdigen Prior und nicht Euch," erwiederte Chicot, „denn ich nehme an, daß in diesem Kloster, wie in den anderen, Alles nur auf den Befehl des Superior geschieht."

„Allerdings geschieht hier nichts ohne meinen Befehl," sagte Gorenflot; „was fragt Ihr, lieber Herr Briquet?"

„Ich frage den Bruder Borromée, ob er wisse, woher dieser Helm komme."

„Er gehörte zu einer Anzahl Rüstungen, die der ehrwürdige Prior gestern kaufte, um das Kloster zu bewaffnen."

„Ich?" versetzte Gorenflot.

„Eure Herrlichkeit hat befohlen, sie erinnert sich dessen, daß man mehrere Helme und verschiedene Panzer hierher bringe, und man hat die Befehle Eurer Herrlichkeit vollzogen."

„Es ist wahr, es ist wahr," rief Gorenflot.

„Alle Wetter!" sagte Chicot, „mein Helm war also sehr anhänglich an seinen Herrn, daß er mich, nachdem er mich in das Hotel Guise geführt, nun wie ein verlorener Hund in der Priorei der Jacobiner aufsucht."

In diesem Augenblick bildeten sich auf ein Zeichen von Bruder Borromée regelmäßige Linien, und es trat Stille in den Reihen ein.

Chicot setzte sich auf seine Bank, um nach seiner Bequemlichkeit den Manoeuvres beizuwohnen.

Gorenflot blieb stehen und hielt das Gleichgewicht auf seinen zwei Beinen wie auf zwei Pfosten.

„Habt Acht!“ sagte ganz leise Bruder Borromée.

Dom Modeste, zog einen riesigen Säbel aus seiner eisernen Scheide, schwang ihn in der Luft und schrie mit seiner Stentorstimme:

„Habt Acht!“

„Eure Ehwürden würde sich vielleicht mit dem Commandiren ermüden,“ sprach nun Bruder Borromée mit sanfter Zuvorkommenheit; „Eure Ehrwürden war diesen Morgen leidend; wenn es ihr gefiele, ihre kostbare Gesundheit zu schonen, so würde ich heute bei der Uebung commandiren.“

„Ich will es,“ erwiederte Dom Modeste; „in der That, ich bin leidend, ich erstücke, geht.“

Borromée verbeugte sich und stellte sich wie ein Mensch, der an solche Einwilligungen gewöhnt ist, vor die Front der Truppe.

„Welch ein gefälliger Diener,“ sprach Chicot; „dieser Bursche ist eine wahre Perle.“

„Er ist entzückend, ich sagte es Dir wohl,“ erwiederte Dom Modeste.

„Ich bin überzeugt, daß er Dir dasselbe alle Tage thut.“

„Oh! alle Tage ... er ist unterwürfig wie ein Sklave; ich mache ihm nur seine Zuvorkommenheiten zum Vorwurf. Die Demuth besteht nicht in der Knechterei,“ fügte Gorenflot spruchreich bei.

„So daß Du wahrhaftig nichts hier zu thun hast und auf beiden Ohren schlafen kannst: Bruder Borromée wacht für Dich!“

„Oh! mein Gott, ja.“

„Das wollte ich wissen,“ sagte Chicot, der seine Aufmerksamkeit Borromée allein zuwandte.

Es war wunderbar anzuschauen, wie, einem Schlachtroß ähnlich, unter dem Harnisch der Säckelmeister der Mönche sich aufrichtete.

Sein erweitertes Auge ſchleuderte Flammen, ſein kräftiger Arm verlieh dem Schwerte ſo geſchickte Bewegungen, daß man hätte glauben ſollen, ein Meiſter in den Waffen fechte vor einem Peloton Soldaten. So oft Bruder Borromée eine Erläuterung machte, wiederholte ſie Gorenflot und fügte bei:

„Borromée hat Recht; aber ich habe es Euch ſchon geſagt; erinnert Euch doch meiner geſtrigen Lection. Nehmt das Gewehr von einer Hand in die andere ... haltet die Pike aufrecht, haltet ſie aufrecht, das Eiſen in der Höhe des Auges ... Haltung, beim heiligen Georg! mit den Knieen nicht gewankt; halb links um iſt gerade dasſelbe wie halb rechts um, nur ganz das Gegentheil.“

„Alle Wetter!“ ſagte Chicot, „Du biſt ein geſchickter Demonſtrator.“

„Ja, ja,“ machte Gorenflot, ſein dreifaches Kinn ſtreichelnd, „ich verſtehe das Manoeuvre ziemlich gut.“

„Und Du haſt an Borromée einen vortrefflichen Zögling.“

„Er begreift mich, er iſt äußerſt einſichtsvoll.“

Die Mönche führten den militäriſchen Lauf, eine Art von Manoeuvre, welches damals ſehr üblich war, die Angriffe mit dem Schwert, mit der Pike und die Uebungen im Feuer aus.

Als man bei den letzteren war, ſagte der Prior zu Chicot:

„Du wirſt meinen kleinen Jacques ſehen.“

„Wer iſt Dein kleiner Jacques?“

„Ein artiger Junge, den ich mir beigeſellen wollte, weil er ein ruhiges Aeußeres und eine kräftige Hand beſitzt, und bei dem Allem die Lebhaftigkeit des Salpeters hat.“

„Ah! wahrhaftig? Und wo iſt er denn, der reizende Junge?“

„Warte, warte, ich will ihn Dir zeigen, dort, ſiehſt Du, derjenige, welcher eine Muskete in der Hand hält und zuerſt zu feuern ſich anſchickt.“

„Und er ſchießt gut?“

„Auf hundert Schritte fehlt er einen Roſenobel nicht.“

„Das iſt ein Burſche, der vortrefflich bei der Meſſe dienen muß; doch warte ebenfalls.“

„Was denn?“

„Ja, ja, nein, nein.“

„Du kennſt meinen kleinen Jacques?“

„Nicht im Geringſten.“

„Aber Du glaubteſt ihn Anfangs zu kennen?“

„Ja, es kam mir vor, als hätte ich ihn in einer gewiſſen Kirche geſehen, an einem Tage, oder vielmehr in einer Nacht, wo ich in einem Beichtſtuhl eingeſchloſſen war ... Doch nein, ich täuſchte mich, er iſt es nicht.“

Diesmal, wir müſſen es geſtehen, ſtanden die Worte von Chicot nicht ganz mit der Wahrheit im Einklang. Chicot war ein zu guter Phyſiognomiker, als daß er ein Geſicht, das er einmal geſehen, je wieder vergeſſen hätte.

Während er, ohne es zu vermuthen, der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit des Priors und ſeines Freundes war, lud der kleine Jacques, wie ihn Gorenflot nannte, eine ſchwere Muskete, welche ſo lang war, als er; nachdem er ſie geladen, ſtellte er ſich ſtolz hundert Schritte vom Ziel auf, zog ſein rechtes Bein mit einer ganz militäriſchen Pünktlichkeit zurück und ſchlug an.

Der Schuß ging los und die Kugel traf zum großen Beifall der Mönche mitten in den Zweck.

„Alle Wetter! das iſt gut viſirt,“ ſagte Chicot, „und bei meinem Wort, es iſt ein hübſcher Junge.“

„Ich danke, mein Herr,“ erwiederte Jacques, deſſen bleiche Wangen ſich mit der Röthe des Vergnügens färbten.

„Du handhabſt die Waffen geſchickt, mein Kind,“ verſetzte Chicot.

„Ich ſtudire, mein Herr,“ ſprach Jacques.

Bei dieſen Worten legte er ſeine Muskete, welche ihm nach dieſer Probe ſeiner Geſchicklichkeit unnütz geworden, bei Seite, nahm eine Pike aus den Händen ſeines Nachbars und machte damit eine Radſchwingung, die Chicot vortrefflich ausgeführt fand.

Chicot erneuerte ſeine Complimente.

„Mit dem Degen zeichnet er sich besonders aus,“ sagte Dom Modeste. „Diejenigen, welche sich darauf verstehen, halten ihn für sehr stark; es ist wahr, der Junge hat eiserne Kniebeugen, stählerne Faustgelenke und spielt vom Morgen bis zum Abend mit dem Schwerte.“

„Ah! laßt das sehen,“ versetzte Chicot.

„Wollt Ihr seine Stärke versuchen?“ fragte Borromée.

„Ich möchte wohl einen Beweis davon haben,“ erwiederte Chicot.

„Oh!“ sprach Borromée, „außer mir vielleicht ist Niemand hier, der mit ihm zu fechten im Stande wäre; seid Ihr von einer gewissen Stärke, mein Herr?“

„Ich bin nur ein armer Bürger,“ entgegnete Chicot den Kopf schüttelnd; „früher habe ich meinen Raufdegen geführt, aber heute zittern meine Beine, wackelt mein Arm und ist mein Kopf nicht mehr sehr gegenwärtig.“

„Doch Ihr übt es immer noch?“ sagte Borromée.

„Ein wenig,“ antwortete Chicot, indem er Gorenflot welcher lächelte, einen Blick zuwarf, der den Lippen von diesem den Namen Nicolas David entriß.

Doch Borromée sah das Lächeln nicht; Borromée hörte diesen Namen nicht und befahl mit einer Miene voll Ruhe Rappiere und Fechtmasken zu bringen.

Funkelnd vor Freude, unter seiner kalten, düsteren Hülle, hob Jacques seinen Rock bis zum Knie auf und stellte seine Sandale mit einem Appel auf dem Sande fest. Chicot aber sprach:

„Da ich weder Mönch noch Soldat bin, so habe ich seit langer Zeit mich nicht mehr in den Waffen geübt; wollt Ihr, ich bitte Euch, Ihr, Bruder Borromée, der Ihr nichts als Muskeln und Sehnen seid, dem Bruder Jacques die Lection geben. Willigt Ihr ein, lieber Prior?“ fragte Chicot Dom Modeste.

„Ich befehle es!“ declamirte der Prior, stets entzückt, dieses Wort anzubringen.

Borromée nahm seinen Helm ab; Chicot streckte eiligst seine Hände aus, und der in seine Hände gelegte

Heinz erlaubte seinem ehemaligen Herrn abermals seine Identität zu erkennen; während unser Bürger diese Prüfung vornahm, befestigte der Säckelmeister seinen Rock an seinem Gürtel und schickte sich an.

Vom Corpsgeist beseelt, bildeten sämmtliche Mönche einen Kreis um den Zögling und den Professor.

Gorenflot neigte sich an das Ohr seines Freundes und sagte naiv:

„Nicht wahr, es ist auch belustigend, Vesper zu singen?“

„Das sagen die Chevaulegers,“ antwortete Chicot mit derselben Naivetät.

Die zwei Kämpfenden legten sich aus; spröde und nervig, hatte Borromée den Vortheil des Wuchses, er hatte auch den, welchen Aplomb und Erfahrung verleihen.

Das Feuer stieg in lebendigen Lichtern in die Augen von Jacques und färbte seine Wangen mit einer fieberhaften Röthe.

Man sah allmälig die religiöse Maske von Borromée fallen, der, das Rappier in der Hand, fortgerissen durch die so gewaltige Wirkung des Kampfes der Geschicklichkeit, sich in einen Fechtmeister verwandelte; er mischte in jeden Stoß eine Ermahnung, einen Rath, einen Vorwurf; aber oft siegten die Kraft, die Behendigkeit, das Ungestüm von Jacques über die guten Eigenschaften seines Lehrers, und Bruder Borromée empfing einen tüchtigen Stoß auf die volle Brust.

Chicot verschlang dieses Schauspiel mit den Augen und zählte die treffenden Stöße.

Als der Kampf beendigt war, oder vielmehr als die Fechtenden eine erste Pause machten, hatte Jacques sechsmal, Borromée neunmal getroffen, das ist hübsch für den Schüler, aber nicht genug für den Lehrer.

Ein Blitz, der, mit Ausnahme von Chicot, für Jedermann unbemerkt blieb, zuckte in den Augen von Borromée und enthüllte einen neuen Zug seines Charakters.

„Gut,“ dachte Chicot, „er ist stolz.“

„Mein Herr,“ ſprach Borromée mit einer Stimme, die er nur mit großer Mühe ſüßlich zu machen im Stande war, „die Waffenübung iſt ſehr hart für Jedermann und beſonders für arme Mönche, wie wir ſind.“

„Gleichviel,“ erwiederte Chicot, entſchloſſen, Bruder Borromée bis in ſeine letzten Verſchanzungen zu treiben, „der Lehrer darf nicht weniger als die Hälfte Vortheil über ſeinen Zögling haben.“

„Ah! Herr Briquet,“ verſetzte Borromée, der ganz bleich wurde und ſich auf die Lippen biß, „Ihr ſeid ſehr abſolut, wie mir ſcheint.“

„Gut, er iſt zornmüthig,“ dachte Chicot, „zwei Todſünden; man ſagt, eine genüge, um einen Menſchen ins Verderben zu ſtürzen: ich habe ein ſchönes Spiel!“

Dann fuhr er laut fort:

„Und hätte Jacques mehr Ruhe, ſo bin ich ſicher, daß die Partie gleich ſtünde.“

„Ich glaube nicht,“ entgegnete Borromée.

„Nun, ich bin deſſen ſicher.“

„Herr Briquet, der das Fechten kennt,“ ſprach Borromée mit bitterem Tone, „ſollte vielleicht die Stärke von Jacques ſelbſt verſuchen; er könnte ſich dann beſſer Rechenſchaft darüber geben.“

„Oh! ich bin alt,“ ſagte Chicot.

„Ja, aber unterrichtet,“ entgegnete Borromée.

„Ah! Du ſpotteſt,“ dachte Briquet; „warte, warte. Aber,“ fuhr er fort, „es gibt einen Umſtand, der meiner Bemerkung von ihrem Werthe benimmt.“

„Welcher Umſtand?“

„Der, daß Bruder Borromée als würdiger Lehrer, davon bin ich überzeugt, Jacques ein wenig aus Gefälligkeit hat treffen laſſen.“

„Ah! ah!“ machte Jacques, ebenfalls die Stirne faltend.

„Nein, gewiß nicht,“ erwiederte Borromée, an ſich haltend, im Grunde aber im höchſten Maaße erboſt; „ich

liebe Jacques sicherlich, aber ich verderbe ihn nicht durch dergleichen Gefälligkeiten."

„Das ist zum Erstaunen," versetzte Chicot, „entschuldigt mich, ich hatte es geglaubt."

„Aber Ihr, der Ihr sprecht, versuchet es doch einmal," sagte Borromée.

„Oh! schüchtert mich nicht ein!"

„Seid unbesorgt, mein Herr, man wird Nachsicht mit Euch haben. Man kennt die Gesetze der Kirche."

„Heide!" murmelte Chicot.

„Nun, Herr Briquet, nur einen Gang."

„Versuche es," sagte Gorenflot, „versuche es."

„Ich werde Euch nicht wehe thun, mein Herr," sprach Jacques, der nun ebenfalls die Partie seines Lehrmeisters nahm und seinerseits ein wenig zu beißen wünschte; „ich habe eine sehr sanfte Hand."

„Ein liebes Kind," murmelte Chicot, indem er auf den jungen Mönch einen unbeschreiblichen Blick heftete, der in einem stillen Lächeln endigte.

„Nun denn," sagte er, „da es Jedermann will . . ."

„Ah! bravo!" riefen die Betheiligten mit dem Appetit nach Triumph.

„Nur sage ich Euch zum Voraus, das ich nicht mehr als drei Gänge annehme," sprach Chicot.

„Wie es Euch beliebt," erwiederte Jacques.

Langsam erhob sich Chicot von der Bank, auf die er sich wieder niedergesetzt hatte, schloß sein Wamms, zog seinen Fechthandschuh an und befestigte seine Maske mit der Schnelligkeit einer Schildkröte, welche nach Fliegen schnappt.

„Wenn dieser auf Deine geraden Stöße zur Parade kommt," flüsterte Borromée Jacques zu, „so thue ich keinen Gang mehr mit Dir, das sage ich Dir."

Jacques machte ein Zeichen mit dem Kopf, begleitet von einem Lächeln, welches bedeutete:

„Seid unbesorgt, Meister."

Chicot nahm stets mit derselben Langsamkeit und

Umſicht ſeine Stellung, und ſtreckte ſeine langen Arme und Beine aus, die er durch ein Wunder von Genauigkeit ſo richtete, daß er ihre ungeheure Federkraft und unberechenbare Entwickelung verbarg.

Siebentes Kapitel.

Die Lection.

Die Fechtkunſt war zu der Zeit, von der wir nicht nur die Ereigniſſe zu erzählen, ſondern auch die Sitten und Gebräuche zu ſchildern verſuchen, nicht das, was ſie heute iſt. Die zweiſchneidigen Degen machten, daß man beinahe eben ſo oft ſtieß, als hieb, und daraus erfolgte eine Menge von Wunden, welche bei einem wirklichen Kampf ein mächtiges Motiv der Aufregung wurden. Aus achtzehn Wunden ſein Blut verlierend, hielt ſich Quelus noch aufrecht, kämpfte noch fort, und er wäre nicht gefallen, hätte ihn nicht eine neunzehnte Wunde auf das Lager geworfen, das er nur mit dem Grabe vertauſchte.

Aus Italien gebracht, doch noch in ihrer Kindheit begriffen, beſtand die Fechtkunſt in jener Zeit in einer Anzahl von Evolutionen, die den Fechter bedeutend aus ſeiner Stellung rückten und bei einem durch den Zufall gewählten Terrain auf eine Menge von Hinderniſſen ſtoßen mußten.

Es war nicht ſelten, daß man den Fechter ſich verlängern, ſich verkürzen, rechts ſpringen, links ſpringen, eine Hand auf den Boden ſtützen ſah; da die Behendigkeit nicht nur der Hand, ſondern auch der Beine und des ganzen Körpers eine der erſten Bedingungen der Kunſt ſein mußte.

Chicot ſchien die Fechtkunſt nicht in dieſer Schule gelernt zu haben; es war im Gegentheil, als hätte er eine Ahnung von der gegenwärtigen Kunſt gehabt, deren ganze Erhabenheit, deren ganze Anmuth in der Behendigkeit der Hände und in einer beinahe völligen Unbeweglichkeit des Körpers liegt. Er ſtellte ſich gerade und feſt auf das eine und das andere Bein, mit einem zugleich geſchmeidigen und nervigen Fauſtgelenke, mit einem Degen, der von der Spitze bis zur Hälfte der Klinge ein biegſames Rohr zu ſein ſchien und vom Stichblatt bis zur Mitte ein unbiegſamer Stahl war.

Als er dieſen ehernen Mann vor ſich ſah, deſſen Fauſtgelenke allein lebendig zu ſein ſchien, trat bei Jacques eine Ungeduld mit dem Degen ein, welche auf Chicot keine andere Wirkung hervorbrachte, als daß ſie ſeinen Arm und ſein Bein bei der geringſten Blöße abſpannte, die er in dem Spiel ſeines Gegners wahrnahm, und man begreift, daß bei der Gewohnheit, zu ſtechen und zu hauen, dieſe Blößen häufig vorkamen. Bei jeder derſelben verlängerte ſich dieſer große Arm um drei Fuß und traf die Mitte der Bruſt des Bruders mit einem ſo methodiſchen Knopfſtoße, als ob ein Mechanismus ihn geleitet hätte, und nicht ein ungleiches und ungewiſſes Organ von Fleiſch.

Bei jedem von dieſen Stößen machte Jacques, roth vor Zorn und Wetteifer, einen Sprung rückwärts.

Zehn Minuten lang entwickelte der junge Menſch alle Mittel ſeiner wunderbaren Behendigkeit; er ſtürzte vor wie eine Tigerkatze, er bog ſich zurück wie eine Schlange, er ſchlüpfte unter die Bruſt von Chicot, ſprang rechts und links; aber dieſer erfaßte, mit ſeiner ruhigen Miene und ſeinem langen Arm, die geeignete Zeit, drückte das Rappier ſeines Gegners auf die Seite und ſandte ſtets den furchtbaren Knopf an ſeine Adreſſe.

Bruder Borromée erbleichte durch das Zurückſtrömen aller Leidenſchaften, die ihn kurz zuvor übermäßig aufgereizt hatten.

Endlich drang Jacques zum letzten Male auf Chicot ein, der, da er ihn durchaus nicht lothrecht auf seinen Beinen sah, ihm eine Blöße bot, damit er gänzlich ausfiele. Jacques verfehlte nicht, dies zu thun, und Chicot, der steif parirte, brachte den armen Zögling dergestalt von der Linie des Gleichgewichts ab, daß er die Haltung verlor und fiel.

Unbeweglich wie ein Fels, war Chicot auf derselben Stelle geblieben.

Bruder Borromée zernagte sich die Finger bis auf's Blut.

„Ihr sagtet nicht, Ihr wäret ein Pfeiler des Fechtsaales, mein Herr," sprach er.

„Er," rief Gorenflot verwundert, aber aus einem leicht begreiflichen Gefühle der Freundschaft triumphirend, „er, was denkt Ihr?"

„Ich, ein armer Bürger," sagte Chicot; „ich, Robert Briquet, ein Pfeiler des Fechtsaales, oh! Herr Säckelmeister!"

„Aber, mein Herr," rief Bruder Borromée, „um einen Degen zu handhaben, wie Ihr es thut, muß man ungeheuer geübt sein."

„Ei! mein Gott, ja, mein Herr," erwiederte Chicot treuherzig, „ich habe in der That hie und da den Degen geführt; doch wenn ich ihn führte, sah ich immer ein Ding."

„Was?"

„Daß für denjenigen, welcher ihn führt, der Stolz ein schlechter Rathgeber und der Zorn ein schlechter Gehülfe ist. Nun hört, mein kleiner Jacques," fügte er bei, „Ihr habt ein hübsches Faustgelenke, doch Ihr habt weder Beine, noch Kopf; es gibt beim Fechten drei wesentliche Dinge: den Kopf zuerst, dann die Hand und endlich die Beine; mit dem ersten kann man sich vertheidigen, mit dem ersten und der zweiten kann man siegen, vereinigt man aber alle drei, so siegt man immer."

„Oh! mein Herr,“ sprach Jacques, „fechtet einmal mit Bruder Borromée, das ist gewiß hübsch anzuschauen.“

Chicot wollte den Vorschlag verächtlich zurückweisen, doch er bedachte, daß der stolze Säckelmeister vielleicht einen Vortheil daraus ziehen würde.

„Es sei,“ sagte er, „wenn Bruder Borromée einwilligt, bin ich zu Befehl!“

„Nein, mein Herr,“ erwiederte der Säckelmeister; „ich würde geschlagen, ich will es lieber anerkennen, als die Probe machen.“

„Oh! wie bescheiden, wie liebenswürdig ist er!“ sagte Gorenflot.

„Du täuschest Dich,“ entgegnete ihm der unbarmherzige Chicot in's Ohr, „er ist verrückt vor Eitelkeit; hätte ich in seinem Alter eine solche Gelegenheit gefunden, ich würde auf den Knieen um die Lection gebeten haben, welche Jacques so eben zu Theil geworden ist.“

Hienach nahm Chicot wieder seinen gekrümmten Rücken, seine Circumflexbeine und seine ewige Grimasse an und setzte sich auf seine Bank.

Jacques folgte ihm; die Bewunderung trug bei dem jungen Mann den Sieg über die Schmach der Niederlage davon.

„Gebt mir doch Lectionen, Herr Robert,“ sagte er, „der ehrwürdige Herr Prior wird es erlauben, nicht wahr?“

„Ja, mein Kind, mit Vergnügen,“ antwortete Gorenflot.

„Ich will Eurem Lehrer keinen Vorzug abzugewinnen suchen,“ sagte Chicot, — und er verbeugte sich vor Borromée.

„Ich bin nicht der einzige Lehrer von Jacques,“ entgegnete Borromée; „ich unterrichte nicht allein im Fechten hier, und da ich nicht allein die Ehre habe, so erlaubt mir, auch nicht allein die Niederlage auf mich zu nehmen.“

„Wer ist denn sein anderer Professor?“ fragte hastig Chicot, als er bei Borromée die Röthe wahrnahm,

welche die Furcht, eine Unklugheit begangen zu haben, enthüllte.

„Niemand, Niemand," erwiederte Borromée.

„Doch, doch," sagte Chicot, „ich habe vollkommen gut gehört. Wer ist denn Euer anderer Lehrer, Jacques?"

„Ja, ja, ein kurzer, dicker Mann," rief Gorenflot. „Ihr habt ihn mir vorgestellt, und er kommt zuweilen hierher; ein gutes Gesicht . . . trinkt auch ganz angenehm."

„Ich erinnere mich seines Namens nicht mehr," sagte Borromée.

Bruder Eusèbe, mit seiner glückseligen Miene und seinem Messer im Gürtel, trat einfältig vor und sprach: „Ich weiß es."

Borromée machte ihm vielfache Zeichen, die er nicht bemerkte.

„Es ist Meister Bussy-Leclerc, der Professor der Fechtkunst in Brüssel war," fuhr er fort.

„Alle Wetter!" sagte Chicot, „Meister Bussy-Leclerc, meiner Treue, eine gute Klinge."

Und während er dies mit aller Naivetät der er fähig war, sprach, fing Chicot den wüthenden Blick auf, welchen Borromée auf den zur Unzeit Gefälligen schoß.

„Ah! es war mir nicht bekannt, daß er Bussy-Leclerc hieß. Man vergaß, mich davon zu unterrichten," versetzte Gorenflot.

„Ich wußte nicht, daß der Name Eure Herrlichkeit im Geringsten interessirte," sprach Borromée.

„In der That!" rief Chicot, „mag dieser oder jener der Fechtmeister sein, gleichviel, wenn er nur gut ist."

„In der That, gleichviel, wenn er nur gut ist," wiederholte Gorenflot.

Und hienach schlug er, geleitet von der allgemeinen Bewunderung, den Weg nach der Treppe seiner Wohnung ein.

Die Uebung war beendigt.

Am Fuße der Treppe wiederholte Jacques, zum

größten Mißvergnügen von Boromée, seine Bitte bei Ch.. cot; dieser aber antwortete:

„Ich verstehe nicht zu unterrichten; ich habe mi.. ganz allein durch Nachdenken und Uebung gebildet; mac es wie ich; jedem gesunden Geiste nützt das Gute."

Boromée befahl eine Bewegung, welche alle Mönd den Gebäuden, zur Rückkehr zuwandte. Gorenst stützte sich auf Chicot und stieg majestätisch die Trep.. hinauf.

„Ich hoffe, das ist ein dem Dienste Gottes geweiht.. und zu etwas taugliches Haus!" sprach er stolz.

„Pest! ich glaube es wohl," erwiederte Chicot. „Ma.. sieht schöne Dinge, ehrwürdiger Prior, wenn man z.. Euch kommt."

„Dies Alles in einem Monat, in weniger als eine.. Monat sogar."

„Und durch Euch gemacht?"

„Durch mich gemacht, durch mich allein, wie Ih.. seht," antwortete Gorenflot, sich aufrichtend.

„Das ist mehr als ich erwartete, und wenn ich v.. meiner Sendung zurückkomme, Freund..."

„Ah! es ist wahr, lieber Freund; sprechen wir v.. Eurer Sendung..."

„Um so lieber, als ich vor meiner Abreise eine B.. schaft oder vielmehr einen Boten an den König zu schic.. habe.

„An den König, lieber Freund? einen Boten? S.. correspondirt also mit dem König?"

„Unmittelbar."

„Und Ihr braucht einen Boten, sagt Ihr?"

„Ich brauche einen Boten."

„Wollt Ihr einen von unseren Brüdern? Es wä.. eine Ehre für das Kloster, wenn einer von unsern B.. dern den König sehen würde."

„Gewiß."

„Ich will zwei unserer besten Beine zu Eurer B..

fügung stellen; doch erzählt mir, Chicot, wie der König, der Euch für todt hielt ..."

„Ich habe Euch gesagt, es war nur eine Lethargie, und im gegebenen Augenblick bin ich auferstanden."

„Um wieder in Gunst zu kommen?" fragte Gorenflot.

„Mehr als je."

„Dann könnt Ihr dem König wohl Alles sagen, was wir in seinem Interesse thun?"

„Ich werde es nicht unterlassen, mein Freund, seit unbesorgt."

„Ah! theurer Chicot," rief Gorenflot, der sich schon als Bischof sah.

„Zuvor habe ich Euch jedoch um zwei Dinge zu bitten."

„Sprecht."

„Zuerst um Geld, das Euch der König zurückgeben wird."

„Geld?" rief Gorenflot höflich aufstehend, „meine Kassen sind voll."

„Ihr seid, meiner Treue! glücklich."

„Wollt Ihr tausend Thaler?"

„Nein, das ist viel zu viel; ich bin bescheiden in meinen Ansprüchen, demüthig in meinen Wünschen; mein Titel als Botschafter macht mich nicht stolz, und ich verberge ihn eher, als daß ich mich damit brüste. Hundert Thaler genügen mir."

„Hier sind sie. Und das Zweite?"

„Ein Stallmeister."

„Ein Stallmeister?"

„Ja, um mich zu begleiten; ich liebe die Gesellschaft."

„Ah! mein Freund, wenn ich noch frei wäre, wie einst ..." sagte Gorenflot, einen Seufzer ausstoßend.

„Ja, aber Ihr seid es nicht mehr."

„Die Größe fesselt," murmelte Gorenflot.

„Ach! man kann nicht Alles zugleich haben," erwiederte Chicot; „da ich mich nicht Euerer ehrenwerthen

Gesellschaft erfreuen kann, theuerster Prior, so werde ich mich mit dem kleinen Bruder Jacques begnügen."

„Mit dem kleinen Bruder Jacques?"

„Ja, er gefällt mir."

„Und Du hast Recht, Chicot; es ist ein seltener Mensch, der es weit bringen wird."

„Ich will ihn zuerst zwei hundert Meilen weit führen, wenn Du es erlaubst?"

„Er gehört Dir, mein Freund."

Der Prior schlug auf eine Glocke, bei deren Klang ein Laienbruder herbeilief.

„Man lasse den Bruder Jacques und den mit den Gängen in der Stadt beauftragten Bruder heraufkommen."

Zehn Minuten nachher erschienen Beide auf der Schwelle.

„Jacques," sagte Gorenflot, „ich gebe Euch eine außerordentliche Sendung."

„Mir, Herr Prior?" fragte der junge Mensch erstaunt.

„Ja, Ihr werdet Herrn Robert Briquet auf einer großen Reise begleiten."

„Oh!" rief mit nomadischer Begeisterung der junge Bruder, „ich auf die Reise mit Herrn Robert Briquet, ich in frischer Luft, ich in Freiheit! Ah! Herr Robert Briquet, nicht wahr, wir werden jeden Tag fechten?"

„Ja, mein Kind."

„Und ich darf meine Büchse mitnehmen?"

„Du wirst sie mitnehmen."

Jacques sprang und stürzte mit einem Freudengeschrei aus dem Zimmer.

„Was den Auftrag betrifft," sagte Gorenflot, „so bitte ich Euch, Eure Befehle zu geben. Tretet vor, Bruder Panurgos."

„Panurgos," versetzte Chicot, bei dem dieser Name Erinnerungen rege machte, welche nicht frei von Schmerz waren, „Panurgos?"

„Ach! ja," erwiederte Gorenflot, „ich habe diesen Bruder gewählt, welcher wie der Andere Panurgos heißt,

um ihn die Gänge machen zu lassen, die der Andere machte."

„Unser alter Freund ist also außer Dienst?"

„Er ist todt, er ist todt."

„Oh!" rief Chicot mitleidig, „allerdings mußte er sich alt machen."

„Neunzehn Jahre, mein Freund, er war neunzehn Jahre alt."

„Das ist ein merkwürdig hohes Alter," sprach Chicot; „nur die Klöster bieten solche Beispiele."

Achtes Kapitel.

Die Beichterin.

Der vom Prior unter dem Namen Panurgos angekündigte Mönch erschien bald.

Man hatte ihm offenbar nicht wegen seiner physischen oder moralischen Beschaffenheit vergönnt, seinen verstorbenen Homonymen zu ersetzen, denn nie war ein gescheiteres Gesicht durch die Anwendung von einem Eselsnamen entehrt worden.

Mit seinen kleinen Augen, seiner spitzigen Nase und seinem hervorstehenden Kiefer, glich Bruder Panurgos einem Fuchse.

Chicot schaute ihn einen Augenblick an und schien während dieses Augenblicks, so kurz er auch war, den Boten des Klosters zu seinem wahren Werthe geschätzt zu haben.

Panurgos blieb demüthig bei der Thüre stehen.

„Kommt hierher, Herr Eilbote," sagte Chicot; „kennt Ihr den Louvre?"

„Ja, mein Herr," antwortete Panurgos.

„Und im Louver kennt Ihr einen gewiſſen Heinrich von Valois?“

„Den König?“

„Ich weiß in der That nicht, ob es der König iſt,“ erwiederte Chicot, „aber man nennt ihn gewöhnlich ſo.“

„Mit dem König werde ich zu thun haben?“

„Ganz richtig, kennt Ihr ihn?“

„Genau, Herr Briquet.“

„Wohl! Ihr verlangt mit ihm zu ſprechen.“

„Wird man mich zu ihm laſſen?“

„Bis zu ſeinem Kammerdiener, ja; Euer Kleid iſt ein Paß; Seine Majeſtät iſt ſehr religiös, wie Ihr wißt.“

„Und was ſoll ich dem Kammerdiener Seiner Majeſtät ſagen?“

„Ihr ſagt ihm, Ihr werdet vom Schatten geſchickt.“

„Von welchem Schatten?“

„Die Neugierde iſt ein gemeiner Fehler.“

„Verzeiht.“

„Ihr ſagt alſo, Ihr werdet vom Schatten geſchickt.“

„Ja.“

„Und Ihr erwartet den Brief.“

„Welchen Brief?“

„Abermals!“

„Ah! es iſt wahr.“

„Mein Ehrwürdiger, der andere Panurgos wäre mir entſchieden lieber,“ ſagte Chicot, ſich gegen Gorenflot umwendend.

„Das iſt Alles, was ich zu thun habe?“ fragte der Bote.

„Ihr fügt bei, der Schatten warte, indem er ganz ſachte auf der Straße nach Charenton fortwandere.“

„Auf dieſer Straße habe ich Euch nachzufolgen?“

„Allerdings.“

Panurgos ſchritt auf die Thüre zu und hob den Vorhang auf, um hinauszugehen; es kam Chicot vor, als

hätte der Bruder Panurgos bei dieser Bewegung einen Horcher entblößt.

Uebrigens fiel der Vorhang wieder so rasch, daß Chicot nicht dafür hätte stehen können, ob das, was er für eine Wirklichkeit nahm, nicht eine Vision gewesen wäre.

Der scharfe Geist von Chicot machte es diesem bald zur Gewißheit, daß Bruder Borromée horchte.

„Oh! Du horchst," dachte er; „desto besser, ich werde in diesem Fall für Dich sprechen."

„Ihr seid also mit einer Sendung vom König beehrt, lieber Freund?" sagte Gorenflot.

„Mit einer vertraulichen, ja."

„Ich denke, sie bezieht sich auf die Politik?"

„Ich denke es auch."

„Wie, Ihr wißt nicht, mit welcher Sendung Ihr beauftragt seid?"

„Ich weiß nur, daß ich der Träger eines Briefes bin."

„Ein Staatsgeheimniß ohne Zweifel?"

„Ich glaube es."

„Und Ihr vermuthet nichts?"

„Nicht wahr, wir sind hinreichend allein, daß ich Euch meine Gedanken sagen kann?"

„Sprecht; ich bin ein Grab für Geheimnisse."

„Nun wohl! der König ist endlich entschlossen, dem Herzog von Anjou beizustehen."

„In der That?"

„Ja, Herr von Joyeuse mußte zu diesem Behuf in der vergangenen Nacht abreisen."

„Aber Ihr, mein Freund?"

„Ich gehe gegen Spanien zu."

„Wie reist Ihr?"

„Bei Gott! wie wir es früher machten, zu Fuß, zu Pferd, im Wagen, wie es sich gerade trifft."

„Jacques wird ein guter Gesellschafter auf der Reise

für Euch sein, und Ihr habt wohl gethan, ihn zu wählen."

„Ich gestehe, mir gefällt er ungemein."

„Dies wäre ein hinreichender Grund, daß ich ihn Euch geben würde; aber ich glaube überdies, er wäre eine tüchtige Unterstützung für Euch im Falle eines Zusammentreffens."

„Ich danke, mein Freund. Und nun habe ich Euch nur noch Lebewohl zu sagen."

„Gott befohlen!"

„Was macht Ihr?"

„Ich will Euch meinen Segen geben."

„Bah! unter uns ist das unnöthig," sagte Chicot.

„Ihr habt Recht," versetzte Gorenflot, „das ist gut für die Fremden."

Und die zwei Freunde umarmten sich zärtlich.

„Jacques!" rief der Prior, „Jacques!"

Panurgos zeigte sein Mardergesicht zwischen den zwei Thürvorhängen.

„Wie! Ihr seid noch nicht abgegangen?" rief Chicot.

„Verzeiht, Herr."

„Geht geschwinde, Herr Briquet hat Eile," sagte Gorenflot; „wo ist Jacques?"

Bruder Borromée erschien ebenfalls mit süßlicher Miene und lachendem Mund.

„Bruder Jacques?" wiederholte der Prior.

„Bruder Jacques ist weggegangen," sagte der Säckelmeister.

„Wie, weggegangen!" rief Chicot.

„Habt Ihr nicht verlangt, daß Jemand nach dem Louvre gehe, mein Herr?"

„Ja, Bruder Panurgos," erwiederte Gorenflot.

„Oh! ich Dummkopf, der ich bin! ich hatte verstanden Jacques," sagte Borromée, sich vor die Stirne schlagend.

Das Gesicht von Chicot verfinsterte sich, doch das

Bedauern von Borromée war scheinbar so aufrichtig, daß ein Vorwurf grausam gewesen wäre.

„Ich werde also warten, bis Jacques zurückgekommen ist," sagte Chicot.

Borromée verbeugte sich, die Stirne faltend.

„Ah!" rief er, „obgleich ich deshalb herauf gegangen bin, vergaß ich, dem ehrwürdigen Prior zu melden, daß die unbekannte Dame angekommen ist und sich eine Audienz von Euer Ehrwürden erbittet."

Chicot sperrte die Ohren weit auf.

„Allein?" fragte Gorenflot.

„Mit einem Stallmeister."

„Ist sie jung?"

Borromée schlug schamhaft die Augen nieder.

„Gut, er ist scheinheilig," dachte Chicot.

„Mein Freund," sprach Gorenflot, indem er sich an den falschen Robert Briquet wandte, „Du begreifst."

„Ich begreife und lasse Euch allein," erwiederte Chicot; „ich werde in einem benachbarten Zimmer oder im Hof warten."

„Gut, mein lieber Freund."

„Es ist weit von hier in den Louvre," bemerkte Borromée, „und Bruder Jacques kann lange ausbleiben, um so mehr, als die Person, an die Ihr schreibt, vielleicht zögern wird, einen so wichtigen Brief einem Kind anzuvertrauen."

„Ihr bedenkt das etwas spät, Bruder Borromée."

„Ich wußte es nicht; wenn man mir vertraut hätte . . ."

„Gut, gut, ich werde mich mit kurzen Schritten gen Charenton begeben; der Bote, wer es auch sein mag, wird mich auf dem Wege einholen."

Und er wandte sich nach der Treppe.

„Nicht nach dieser Seite, wenn es Euch beliebt, mein Herr," sagte Borromée rasch, „die unbekannte Dame kommt hier herauf und sie wünscht Niemand zu begegnen!"

„Ihr habt Recht," erwiederte Chicot lächelnd, „ich gehe die kleine Treppe hinab."

Und er ging auf eine Nebenthüre zu, welche in ein kleines Cabinet führte.

„Und ich," sagte Borromée, „ich werde die Ehre haben, die Beichterin bei dem ehrwürdigen Herrn Prior einzuführen."

„Gut," sprach Gorenflot.

„Ihr wißt den Weg?" fragte Borromée unruhig.

„Vortrefflich," erwiederte Chicot und ging durch das Cabinet.

Nach diesem Cabinet kam ein Zimmer; die Geheimtreppe ging auf den Ruheplatz dieses Zimmers.

Chicot hatte wahr gesprochen, er kannte den Weg, aber er kannte das Zimmer nicht mehr.

Es hatte sich in der That seit seinem letzten Besuch gewaltig verändert; das friedliche Gemach war in ein kriegerisches verwandelt worden; die Wände waren mit Waffen geziert, der Tisch mit Säbeln, Degen und Pistolen beladen; alle Winkel enthielten ein Nest von Musketen und Büchsen.

Chicot verweilte einen Augenblick in diesem Zimmer; er fühlte das Bedürfniß, nachzudenken.

„Man verbirgt mir Jacques, man verbirgt mir die Dame, man treibt mich die kleinen Stufen hinab, um die große Treppe frei zu lassen; das heißt, man will mich von dem Mönchlein entfernen und die Dame vor mir verheimlichen, so viel ist klar.

„Ich muß also eine gute Kriegslist anwenden und gerade das Gegentheil von dem thun, was man will, daß ich thun soll.

„Ich werde die Rückkehr von Jacques abwarten und eine solche Stellung nehmen, daß ich die geheimnißvolle Dame sehe.

„Ho! ho! da liegt ein schönes Panzerhemd in der Ecke . . . fein, geschmeidig und fest gearbeitet!"

Er hob es auf, um es zu bewundern.

„Ich ſuchte gerade eines, ſo leicht wie Linnen," ſagte er; „für den Prior iſt es zu eng; man ſollte in der That glauben, es wäre für mich gemacht worden; entlehnen wir dieſes Stück von Dom Modeſte, bei unſerer Rückkehr geben wir es ihm wieder."

Raſch bog Chicot das Panzerhemd und ſchob es unter ſein Wamms.

Er befeſtigte die letzte Neſtel, als Bruder Borromée auf der Schwelle erſchien.

„Oh! oh!" murmelte Chicot, „Du abermals, doch Du kommſt zu ſpät, Freund."

Und er kreuzte ſeine langen Arme hinter dem Rücken, legte ſich zurück und ſtellte ſich, als bewunderte er die Trophäen.

„Herr Robert Briquet ſucht eine Waffe, die ihm tangen würde?" fragte Borromée.

„Ich, lieber Freund?" erwiederte Chicot; „mein Gott! wozu eine Waffe?"

„Ah! wenn man ſo gut damit umzugehen weiß!"

„Theorie, lieber Bruder, Theorie, nichts Anderes; ein armer Bürger meiner Art kann mit ſeinen Armen und Beinen geſchickt ſein; aber was ihm fehlt und immer fehlen wird, iſt das Herz eines Soldaten. Das Rappier glänzt ziemlich niedlich in meiner Hand; doch glaubt mir, Jacques würde mich mit der Spitze eines Degens von hier nach Charenton zurücktreiben."

„Wahrhaftig," verſetzte Borromée, halb überzeugt durch die ſo einfache und gutmüthige Miene von Chicot, der ſich buckeliger, gekrümmter und ſchieliger als je gemacht hatte.

„Und dann fehlt es mir an Athem," fuhr Chicot fort: „Ihr habt geſehen, daß ich nicht ausfallen kann, die Beine ſind abſcheulich, da mangelt es mir."

„Erlaubt mir, Euch zu bemerken, mein Herr, daß dieſer Mangel beim Reiſen noch größer iſt, als beim Fechten."

„Ah! Ihr wißt, daß ich reiſe," verſetzte Chicot mit gleichgültigem Tone.

„Panurgos hat es mir gesagt,“ erwiederte Borromée erröthend.

„Das ist drollig, ich glaubte nicht hievon mit Panurgos gesprochen zu haben; doch gleichviel, ich habe keinen Grund, es zu verbergen. Ja, mein Freund, ich mache eine kleine Reise, ich gehe in meine Heimath, wo ich etwas Grund und Boden habe.“

„Wißt Ihr, Herr Briquet, daß Ihr dem Bruder Jacques eine große Ehre verschafft?“

„Die, mich zu begleiten.“

„Einmal, sodann die, den König zu sehen.“

„Oder seinen Kammerdiener, denn es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß Bruder Jacques nichts Anderes sehen wird.“

„Ihr seid also ein Vertrauter des Louvre?“

„Oh! einer der Vertrautesten, mein Herr; ich liefere dem König und den jungen Herren vom Hofe gewalkte wollene Strümpfe.“

„Dem König?“

„Ich hatte schon seine Kundschaft, als er noch Herzog von Anjou war ... Bei seiner Rückkehr aus Polen erinnerte er sich meiner und machte mich zum Hoflieferanten.“

„Ihr habt da eine schöne Bekanntschaft, Herr Briquet.“

„Die Bekanntschaft Seiner Majestät?“

„Ja.“

„Das sagt nicht Jedermann, Bruder Borromée.“

„Oh! die Liguisten.“

„Jeder ist es heute mehr oder minder.“

„Ihr seid es sicherlich minder.“

„Ich, warum.“

„Wenn man den König persönlich kennt?“

„Ei! ei! ich habe meine Politik wie die Anderen.“

„Ja, aber Eure Politik steht im Einklang mit der des Königs.“

„Glaubt das nicht, wir streiten häufig.“

„Wie kann er Euch, wenn Ihr streitet, eine Mission anvertrauen?“

„Eine Commission, wollt Ihr sagen?“

„Mission oder Commission, gleich viel, das Eine wie das Andere fordert Vertrauen.“

„Bah! wenn ich nur meine Maßregeln gehörig zu treffen weiß, mehr braucht der König nicht.“

„Eure Maßregeln?“

„Ja.“

„Politische Maßregeln, Finanzmaßregeln?“

„Nein, Stoffmaßregeln.“

„Wie?“ machte Borromée erstaunt.

„Allerdings, Ihr werdet es begreifen.“

„Ich höre.“

„Ihr wißt, daß der König eine Pilgerfahrt zu Unserer-Lieben-Frau von Chartres gemacht hat.“

„Ja, um einen Erben zu bekommen.“

„Ganz richtig, Ihr wißt, daß es ein sicheres Mittel gibt, um das Resultat zu erreichen, das der König verfolgt?“

„Es scheint jeden Falls, daß der König dieses Mittel nicht anwendet.“

„Bruder Borromée!“

„Was?“

„Ihr wißt genau, daß es sich darum handelt, einen Thronerben durch ein Wunder und nicht auf eine andere Weise zu erhalten.“

„Und dieses Wunder verlangt man?“

„Von Unserer-Lieben-Frau von Chartres.“

„Ah! ja, das Hemd?“

„So ist es. Der König hat dieser guten Lieben-Frau ihr Hemd genommen und es der Königin gegeben, so daß er ihr im Austausch für dieses Hemd einen Rock ähnlich dem Unserer-Lieben-Frau von Toledo schenken will, der, wie man sagt, der schönste und reichste Jungfrauenrock ist, den es auf der Welt gibt.“

„Und mit geht Ihr?“

„Nach Toledo, lieber Bruder Borromée, nach Toledo, um das Maß von dem Rocke zu nehmen und einen ähnlichen machen zu lassen.“

Borromée ſchien zu zögern, ob er Chicot auf ſein Wort glauben oder nicht glauben ſollte.

Nach reiflichem Ueberlegen iſt es uns geſtattet, zu denken, er habe ihm nicht geglaubt.

„Ihr könnt Euch alſo vorſtellen," fuhr Chicot fort, als ob er durchaus nicht wüßte, was im Geiſte des Bruder Säckelmeiſters vorging, „Ihr könnt Euch alſo vorſtellen, daß mir die Geſellſchaft von Geiſtlichen unter ſolchen Umſtänden ſehr angenehm geweſen wäre. Doch die Zeit geht vorbei und Bruder Jacques kann nun nicht mehr lange ausbleiben. Uebrigens will ich außen warten, bei der Croix-Faubin zum Beiſpiel.

„Ich glaube, daß dies beſſer iſt," ſagte Borromée.

„Ihr werdet alſo die Güte haben, ihn zu benachrichtigen, ſobald er zurückkommt."

„Ja."

„Und Ihr ſchickt ihn mir?"

„Ich werde es nicht verſäumen."

„Ich danke, lieber Bruder Borromée, . . . Ich bin entzückt, Eure Bekanntſchaft gemacht zu haben."

Beide verbeugten ſich und Chicot ging auf der kleinen Treppe ab. Hinter ihm ſchloß Bruder Borromée die Thüre mit dem Riegel.

„Oh! oh!" ſagte Chicot, „es ſcheint wichtig zu ſein, daß ich die Dame nicht ſehe, folglich muß ich ſehen."

Und um dieſes Vorhaben in Ausführung zu bringen, ging Chicot ſo auffallend als möglich aus der Priorei der Jacobiner weg, plauderte einen Augenblick mit dem Bruder Pförtner und wanderte, die Mitte der Straße haltend, nach der Croix-Faubin.

Doch als er zu der Croix-Faubin gelangte, verſchwand er an der Mauerecke eines Pachthofes, und hier, wo er fühlte, daß er allen Argusſen des Priors, und hätten ſie die Falkenaugen von Bruder Borromée gehabt, Trotz bieten konnte, ſchlüpfte er längs den Gebäuden hin, folgte in einem Graben einer Hecke, welche rückwärts lief, und erreichte, ohne bemerkt worden zu ſein, eine Reihe ziemlich

lichter junger Hagenbuchen, welche sich dem Kloster gegenüber ausdehnte.

An dieser Stelle angelangt, die ihm einen Beobachtungsmittelpunkt bot, wie er sich ihn nur immer wünschen konnte, setzte oder legte er sich vielmehr nieder und wartete, bis Bruder Jacques in das Kloster zurückkam und die Dame herausging.

Neuntes Kapitel.

Der Hinterhalt.

Chicot brauchte, wie man weiß, nicht lange, um einen Entschluß zu fassen. Er faßte den, zu warten, und zwar so bequem als möglich.

Er machte sich durch die Dicke der Hagenbuchen ein Fenster, um die Kommenden und Gehenden, die ihn interessiren konnten, nicht unbemerkt vorüber zu lassen.

Die Straße war öde. So weit der Blick von Chicot reichte, erschienen weder Reiter, noch Neugierige, noch Bauern. Die ganze Menge vom vorhergehenden Tag war mit dem Schauspiel verschwunden, das dieselbe versammelt hatte.

Chicot sah also nichts, als einen ziemlich elend gekleideten Mann, der quer über die Straße ging und mit einem spitzigen Stabe Messungen auf dem Pflaster Seiner Majestät des Königs von Frankreich vornahm.

Chicot hatte durchaus nichts zu thun. Er war entzückt, daß er diesen guten Mann fand, der ihm als Betrachtungspunkt dienen sollte.

„Was messen? warum messen?" dies waren zwei Minuten lang die ernsten Fragen, welche Meister Robert Briquet an sich richtete.

Er beſchloß alſo, ihn nicht aus dem Geſicht zu verlieren.

Im Augenblick aber, wo dieſer Mann ſeine Meſſung beendigt hatte und den Kopf wieder erheben ſollte, nahm leider eine wichtigere Entdeckung ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch und nöthigte ihn, die Augen nach einem anderen Punkte zu richten.

Es öffneten ſich die beiden Flügel des Fenſters vom Balcon von Gorenflot, und man ſah die ehrwürdige Rundung von Dom Gorenflot erſcheinen, der mit ſeinen großen, weit aufgeſperrten Augen, mit ſeinem Feſttagslächeln und ſeinen höflichſten Manieren eine Dame führte, welche beinahe ganz unter einem mit Pelz verbrämten Sammetmantel begraben war.

„Oh! oh!“ ſagte Chicot zu ſich ſelbſt, „das iſt die Beichterin. Der Gang iſt jugendlich; ſehen wir ein wenig den Kopf an; nun, dreht Euch noch ein wenig auf dieſe Seite, vortrefflich! Es iſt in der That ſonderbar, daß ich beinahe bei allen Geſichtern, die ich ſehe, Aehnlichkeiten finde. Eine ärgerliche Manie von mir! Gut! nun kommt der Stallmeiſter. Oh! oh! in ihm täuſche ich mich nicht, es iſt Mayneville. Ja, ja, der aufwärts gedrehte Schnurrbart, der Degen mit dem muſchelförmigen Stichblatt, ja, er iſt es; doch überlegen und ſchließen wir ein wenig: wenn ich mich bei Herrn von Mayneville nicht täuſche, alle Wetter! warum ſollte ich mich in Frau von Montpenſier irren? denn dieſe Frau iſt beim Teufel die Herzogin.“

Chicot, man darf es glauben, verließ von dieſem Augenblick den Mann mit den Meſſungen, um die zwei erhabenen Perſonen nicht mehr aus dem Geſichte zu verlieren.

Nach Verlauf einer Minute ſah er hinter ihnen das bleiche Geſicht von Borromée erſcheinen, den Mayneville wiederholt befragte.

„So iſt es,“ ſagte er, „Alles iſt dabei; bravo! conſpiriren wir, das iſt ſo Mode; aber was, des Teufels!

will die Herzogin Penſion vom Modeſte nehmen, ſie, die ſchon das Haus von Belesbat hundert Schritte von hier hat?"

In dieſem Augenblick erhielt die Aufmerkſamkeit von Chicot ein neues Motiv der Erregung. Während die Herzogin mit Gorenflot plauderte oder ihn vielmehr zum Plaudern veranlaßte, machte Herr von Mayneville irgend Jemand außen ein Zeichen.

Chicot hatte indeſſen Niemand geſehen, als den Mann mit den Meſſungen.

An ihn war auch in der That die Geberde gerichtet; daraus ging hervor, daß der Mann mit den Meſſungen nicht maß.

Er war vor dem Balcon im Profil und das Geſicht gegen Paris gekehrt ſtehen geblieben.

Gorenflot ſetzte ſeine Liebenswürdigkeiten gegen die Beichterin fort.

Herr von Mayneville ſagte Borromée ein paar Worte ins Ohr, und dieſer fing auf der Stelle an, hinter dem Prior auf eine Weiſe zu geſticuliren, welche für Chicot unverſtändlich, aber für den Mann mit den Meſſungen klar war, denn er entfernte ſich und wählte ſeinen Standpunkt auf einer andern Stelle, wo ihn eine neue Geberde von Borromée wie eine Bildſäule feſtnagelte.

Nachdem er einige Sekunden unbeweglich geblieben war, nahm er auf ein neues Zeichen von Bruder Borromée eine Uebung vor, welche Chicot um ſo mehr beſchäftigte, als er unmöglich ihren Zweck errathen konnte. Von dem Orte, wo er ſtand, lief der Mann mit den Meſſungen bis zur Pforte der Priorei, während Herr von Mayneville ſeine Uhr in der Hand hielt.

In dieſem Augenblick, als hätte der befreundete Dämon von Chicot ſeinen Wunſch erhören wollen, wandte ſich der Mann mit den Meſſungen um, und Chicot erkannte in ihm Nicolas Poulain, den Lieutenant der Prevoté, denſelben, der ihm am Tage zuvor ſeine alten Panzer abgekauft hatte.

„Oho! es lebe die Ligue!“ sagte er. „Ich h
nun genug gesehen, um das Uebrige mit ein wenig Ar
zu errathen. Nun wohl, es sei, man wird arbeiten.“

Nach einigen Gesprächen zwischen der Herzogin, C
renflot und Mayneville, schloß Borromée das Fenster n
der und der Balcon blieb öde und leer.

Die Herzogin und ihr Stallmeister verließen
Priorei, um in die Sänfte zu steigen, welche ihrer har
Dom Modeste, der sie bis zur Pforte begleitet hatte, e
schöpfte sich in Bücklingen.

Die Herzogin hielt die Vorhänge ihrer Sänfte n
offen, um die Complimente des Priors zu erwiedern,
ein Jacobinermönch, der durch die Porte Saint-Anto
aus Paris herauskam, sich zuerst vor die Pferde, die
neugierig anschaute und dann neben die Sänfte stellte,
welche er einen Blick tauchte.

Chicot erkannte in diesem Mönch den kleinen Jacqu
der mit großen Schritten vom Louvre zurückkehrte und
einer Entzückung vor Frau von Montpensier stehen bli

„Oh! oh!“ sagte er, „ich habe Glück. Wäre Jacq
früher gekommen, so hätte ich, genöthigt, zu meinem R
dezvous bei der Croix Faubin zu laufen, die Herzo
nicht sehen können. Nun, da Frau von Montpens
nachdem sie ihre kleine Verschwörung gemacht hat, ab
gangen ist, kommt die Reihe an Nicolas Poulain. A
diesem bin ich in zehn Minuten fertig.“

Nachdem die Herzogin an Chicot, ohne ihn zu seh
vorübergekommen war, fuhr sie in der That nach Pa
und Nicolas Poulain schickte sich an, ihr zu folgen.
mußte wie die Herzogin an dem von Chicot bewohn
Hag vorüber.

Chicot sah ihn kommen, wie der Jäger das W
kommen sieht, indem er sich bereit hält, danach zu schieß
so bald es in seinem Bereiche ist.

Als Poulain im Bereiche von Chicot war, sch
Chicot.

„He! ehrlicher Mann,“ rief er aus ſeinem Loch, „Deinen Blick hierher, wenn's beliebt.“

Poulain bebte und wandte den Kopf gegen den Graben um.

„Ihr habt mich geſehen, ſehr gut!“ fuhr Chicot fort. „Nehmt nun nicht die Miene an, als ob Ihr nichts bemerktet, Meiſter Nicolas ... Poulain.“

Der Lieutenant der Prevoté ſprang wie ein Hirſch beim Schuß.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte er, „und was wollt Ihr?“

„Wer ich bin?“

„Ja.“

„Ich bin einer Eurer Freunde, ein neuer, aber ein inniger; was ich will? ah! dies iſt ein wenig lang, um es Euch zu erklären.“

„Aber was wünſcht Ihr denn? ſprecht.“

„Ich wünſche, daß Ihr zu mir kommt.“

„Zu Euch?“

„Ja, hierher; daß Ihr in den Graben herabſteiget.“

„Warum dies?“

„Ihr werdet es erfahren; ſteigt zuerſt herab.“

„Aber ...“

„Und ſetzt Euch mit dem Rücken an dieſe Hecke.“

„Nun?“

„Ohne nach meiner Seite zu ſehen, ohne nur eine Miene zu machen, als vermuthetet Ihr meine Gegenwart.“

„Mein Herr!“

„Das heißt viel verlangen, ich weiß es wohl; aber was wollt Ihr? Meiſter Robert Briquet hat ein Recht, anſpruchsvoll zu ſein.“

„Robert Briquet?“ rief Poulain, indem er auf der Stelle das verlangte Manoeuvre ausführte.

„So iſt es gut, ſetzt Euch ... Ah! ah! es ſcheint, wir nehmen unſere kleinen Meſſungen auf der Straße von Vincennes vor.“

„Ich?“

„Ganz gewiß; was iſt darüber zu ſtaunen, daß der

Lieutenant der Prevoté das Geschäft eines Wegmeist
verſteht, wenn ſich Gelegenheit dazu bietet?"

„Es iſt wahr," erwiederte Poulain ein wenig beruhi
„Ihr ſeht, ich maß."

„Um ſo beſſer," fuhr Chicot fort, „als Ihr unter d
Augen ſehr hochgeſtellter Perſonen arbeitetet."

„Hochgeſtellter Perſonen? ich verſtehe nicht."

Wie? Ihr wußtet nicht?"

„Ich weiß nicht, was Ihr ſagen wollt."

„Die Dame und der Herr, welche auf dem Balk
ſtanden und ſo eben wieder den Rückweg nach Paris g
nommen haben ... Ihr wißt nicht, wer ſie waren?"

„Ich ſchwöre es Euch."

„Ah! welch ein Glück für mich, daß ich Euch eine
reiche Neuigkeit mitzutheilen habe. Stellt Euch vor, He
Nicolas Poulain, Ihr hattet zu Bewunderen bei Euer
Wegmeiſterfunctionen die Frau Herzogin von Montpe
ſier und den Herrn Grafen von Mayneville. Rührt Eu
nicht, wenn's beliebt."

„Mein Herr," ſprach Nicolas Poulain, der zu kämpfen
ſuchte, „dieſe Worte, die Art, wie Ihr ſie an mich richtet ...

„Wenn Ihr Euch rührt, mein lieber Herr Poulain
ſo werdet Ihr mich zum Aeußerſten treiben," ſagte Chico
„Haltet Euch ruhig."

Poulain ſtieß einen Seufzer aus.

„So iſt es gut," fuhr Chicot fort. „Ich ſagte Euch
alſo, da Ihr ſo unter den Augen dieſer Perſonen gear
bettet habt und nicht bemerkt worden ſeid, wie Ihr be
hauptet, ich ſagte Euch alſo, es wäre ſehr vortheilhaf
für Euch, mein lieber Herr, wenn eine andere erhabene
Perſon, der König zum Beiſpiel, Euch bemerken würde."

„Der König?"

„Seine Majeſtät, ja, Herr Poulain; ich verſichere
Euch, ſie iſt ſehr geneigt, jede Arbeit zu bewundern und
jede Mühe zu belohnen."

„Ah! Herr Briquet, ich bitte ..."

„Ich wiederhole Euch, Herr Poulain, daß Ihr ein

todter Mann ſeid, wenn Ihr Euch rührt; bleibt alſo ruhig, um dieſe Unannehmlichkeit zu vermeiden."

„Aber was wollt Ihr denn von mir, in des Himmels Namen?"

„Euer Wohl, nichts Anderes; ſagte ich Euch nicht, ich wäre Euer Freund?"

„Mein Herr," rief Nicolas Poulain in Verzweiflung, „ich weiß wahrhaftig nicht, welches Unrecht ich Seiner Majeſtät, oder Euch, oder irgend Jemand in der Welt zugefügt habe!"

„Lieber Herr Nicolas Poulain, Ihr werdet Euch mit demjenigen erklären, welcher ein Recht hierauf hat; das ſind nicht meine Angelegenheiten; ich habe meine Gedanken, ſeht Ihr, und darauf halte ich; ich denke nämlich, der König wüßte es nicht zu billigen, daß ſein Lieutenant der Prevoté, wenn er ſeine Wegmeiſterfunctionen vollzieht, den Geberden und Andeutungen von Herrn von Mayneville gehorcht; wer weiß übrigens, ob es Seine Majeſtät nicht ſchlimm finden würde, daß es ihr Lieutenant der Prevoté unterlaſſen hat, in ſeinem täglichen Berichte aufzuführen, Frau von Montpenſier und Herr von Mayneville ſeien geſtern Morgen in ihrer guten Stadt Paris angekommen? Schon dies allein, Herr Poulain, würde Euch ſicherlich mit ſeiner Majeſtät entzweien."

„Herr Briquet, eine Unterlaſſung iſt kein Verbrechen, und Seine Majeſtät iſt offenbar zu ſehr erleuchtet ..."

„Mein lieber Herr Briquet, Ihr macht Euch, glaube ich, Chimären; ich ſehe klarer in dieſer Sache."

„Was ſeht Ihr?"

„Einen ſchönen, guten Galgen."

„Herr Briquet!"

„Wartet doch, beim Teufel! ... mit einem neuen Strick, vier Soldaten an den vier Hauptpunkten, nicht wenig Pariſer um den Galgen und einen meiner Bekannten, einen gewiſſen Lieutenant der Prevoté, am Ende des Strickes."

Nicolas Poulain zitterte so gewaltig, daß er das ganze Hag damit erschütterte.

„Mein Herr," sprach er, die Hände faltend.

„Doch ich bin Euer Freund," fuhr Chicot fort, „und als Freund gebe ich Euch einen Rath . . ."

„Einen Rath?"

„Ja, der sehr leicht zu befolgen ist, Gott sei Dank! Ihr sucht auf der Stelle, hört Ihr wohl, auf der Stelle..."

„Aufsuchen, . . ." unterbrach ihn Nicolas Poulain, voll Angst, „wen soll ich aufsuchen?"

„Laßt mich einen Augenblick nachdenken," sagte Chicot. „Ihr sucht Herrn von Epernon auf."

„Herrn von Epernon, den Freund des Königs?"

„Ganz richtig . . . Ihr nehmt ihn beiseit."

„Herrn von Epernon?"

„Ja, und Ihr erzählt ihm die ganze Geschichte von der Straßenmessung."

„Ist das Wahnsinn, mein Herr?"

„Es ist im Gegentheil Weisheit, erhabene Weisheit."

„Ich begreife das nicht."

„Es ist doch klar und deutlich . . . Zeige ich Euch einfach als den Mann mit den Messungen und den Mann mit den Panzern an, so läßt man Euch baumeln, thut Ihr aber freiwillig, was Eure Pflicht ist, so wird man Euch mit Belohnungen und Ehren überhäufen. Ihr scheint nicht überzeugt. Vortrefflich! das wird mir die Mühe machen, nach dem Louvre zurückzukehren, doch, meiner Treue, ich werde unter jeder Bedingung gehen; es gibt nichts! was ich nicht für Euch thun würde."

Bei diesen Worten hörte Nicolas Poulain ein Geräusch, das Chicot machte, indem er die Zweige auseinander schob.

„Nein, nein," sagte er, „bleibt hier, ich werde gehen."

„Das ist gut; doch Ihr begreift, lieber Herr Poulain, keine List, keine Falschheit; denn ich werde morgen einen kleinen Brief an den König schicken, dessen vertrau-

ter Freund ich, wie Ihr mich seht, oder wie Ihr mich vielmehr nicht seht, zu sein die Ehre habe, so daß man Euch, wenn Ihr auch erst übermorgen gehängt werdet, darum doch eben so kurz und eben so hoch hängen wird."

„Ich gehe, mein Herr," sagte der Lieutenant ganz niedergeschmettert; „doch Ihr täuscht Euch seltsam."

„Ich!"

„Oh!"

„Ei! mein lieber Herr Poulain, errichtet mir Altäre, vor fünf Minuten waret Ihr noch ein Verräther, ich mache aus Euch einen Retter des Vaterlands. Doch lauft schnell, mein lieber Herr Poulain, denn ich muß schleunigst von hier weggehen und kann es doch nur thun, wenn Ihr weggegangen seid: Hotel von Herrn von Epernon, vergeßt es nicht."

Nicolas Poulain stand auf und schoß mit dem Gesichte eines Verzweifelten in der Richtung der Porte Saint-Antoine fort.

„Oh! es war Zeit, denn man kommt aus der Priorei," sagte Chicot.

„Doch das ist mein kleiner Jacques nicht.

„Ei! ei! wer mag dieser Bursche sein, der gestaltet ist, wie der Baumeister von Alexander den Berg Athos gestalten wollte? Alle Teufel, das ist ein sehr großer Hund, um einen armen Spitz meiner Art zu begleiten."

Als Chicot diesen Emissär des Priors sah, lief er eilig nach der Croix-Faubin, wo er mit dem Andern zusammentreffen sollte.

Da er genöthigt war, auf einem im Kreise laufenden Weg zu gehen, so hatte die gerade Linie vor ihm den Vortheil der Geschwindigkeit, das heißt, der riesige Mönch, der die Straße mit ungeheuren Schritten durchmaß, kam vor ihm an Ort und Stelle.

Chicot verlor auch ein wenig Zeit damit, daß er, während des Gehens prüfend seinen Mann betrachtete, dessen Physiognomie ihm nicht im Mindesten behagte.

Dieser Mönch war in der That ein wahrer Philister.

In der Eile, mit der er Chicot aufsuchte, hatte er seinen Jacobinerrock nicht einmal geschlossen, und man sah durch eine Oeffnung seine muskeligen Beine, welche in eine ganz laienmäßige Hose gehüllt waren.

Seine schlecht niedergeschlagene Capuce ließ eine Mähne erschauen, mit der die Scheere der Priorei noch nichts zu schaffen gehabt hatte.

Dabei zog ein äußerst wenig religiöser Ausdruck seine tiefen Mundwinkel zusammen, und wenn er vom Lächeln zum Lachen übergehen wollte, ließ er drei Zähne sehen, welche hinter den Wall von dicken Lippen gepflanzte Palissaden zu sein schienen.

Arme, so lang wie die von Chicot, aber dicker, Schultern, fähig, die Thore von Gaza auszuheben, ein großes Küchenmesser, das in seiner Gürtelschnur stak, dies waren, nebst einem wie ein Schild um seine Brust gewickelten Sack, die Vertheidigungs- und Angriffswaffen dieses Golliaths der Jacobiner.

„Er ist offenbar sehr häßlich," sagte Chicot, „und wenn er mir nicht eine vortreffliche Neuigkeit bringt, so finde ich ein solches Geschöpf mit einem solchen Kopf sehr unnütz auf Erden."

Als der Mönch Chicot immer näher kommen sah, grüßte er beinahe militärisch.

„Was wollt Ihr, mein Freund?" fragte Chicot.

„Ihr seid Herr Robert Briquet?"

„In Person."

„Dann habe ich einen Brief vom ehrwürdigen Herrn Prior für Euch."

„Gebt."

Chicot nahm den Brief; er war in folgenden Worten abgefaßt:

„Mein lieber Freund, ich habe mir seit unserer Trennung die Sache wohl überlegt. Es ist mir nicht möglich, den gefräßigen Wölfen der Welt das Lamm zu überlassen, das mir der Herr anvertraut hat. Ihr versteht, ich

ſpreche von unſerem kleinen Jacques Clement, welcher ſo eben vom König empfangen worden iſt und ſich ſeines Auftrags vollkommen entledigt hat.

„Statt Jacques, der noch in zu zartem Alter ſteht und ſeine Dienſte der Priorei ſchuldig iſt, ſchicke ich Euch einen guten und würdigen Bruder unſerer Gemeinde: ſeine Sitten ſind ſanft und ſeine Gemüthsſtimmung iſt unſchuldig; ich bin überzeugt, Ihr werdet ihn als Reiſegefährten annehmen . . .“

„Ja, ja, rechne darauf,“ dachte Chicot, indem er einen Seitenblick auf den Mönch warf.

Und er fuhr fort:

„Ich füge dieſem Briefe meinen Segen bei und bedaure, daß ich ihn Euch nicht mündlich gegeben habe.

„Gott befohlen, theurer Freund.“

„Das iſt eine ſchöne Handſchrift,“ ſagte Chicot, als er bis zu Ende geleſen hatte. „Ich wollte wetten, der Brief iſt vom Säckelmeiſter geſchrieben worden; er hat eine herrliche Hand.“

„Bruder Borromée hat in der That dieſen Brief geſchrieben,“ erwiederte der Goliath.

„Nun wohl! mein Lieber, Ihr werdet ſomit in die Priorei zurückkehren,“ ſprach Chicot, dem großen Mönch freundlich zulächelnd.

„Ich?“

„Ja, und Ihr werdet dem ehrwürdigen Herrn Prior ſagen, ich habe meine Anſicht geändert und wünſche allein zu reiſen.“

„Wie, mein Herr, Ihr nehmt mich nicht mit?“ verſetzte der Mönch mit einem Erſtaunen, das nicht ganz von einer Drohung frei war.

„Nein, mein Freund, nein.“

„Und warum dies, wenn's beliebt?“

„Weil ich zu ſparen habe, die Zeiten ſind hart und Ihr müßt ungeheuer eſſen.“

Der Riese zeigte seine drei Vertheidigungswaffen.

„Jacques ißt so viel als ich," sagte er.

„Ja, aber Jacques ist ein Mönch," entgegnete Chicot.

„Und ich, was bin denn ich?"

„Ihr, mein Freund, Ihr seid ein Lanzknecht oder ein Gendarme, was, unter uns gesagt, ein Aergerniß bei Unserer-Lieben-Frau erregen könnte, zu der ich abgeordnet bin."

„Was sprecht Ihr von Lanzknecht oder Gendarme?" rief der Mönch. „Ich bin ein Jacobiner; ist mein Rock nicht erkennbar?"

„Das Kleid macht nicht den Mönch," erwiederte Chicot; „doch das Schwert macht den Soldaten; sagt das dem Bruder Borromée, wenn es Euch beliebt."

Hienach verbeugte sich Chicot vor dem Riesen, der knurrend wie ein Hund, den man fortjagt, zur Priorei zurückkehrte.

Unser Reisender aber ließ denjenigen weggehen, welcher sein Reisegefährte hätte werden sollen, und als er ihn in der großen Pforte des Klosters verschwinden sah, verbarg er sich hinter einer Hecke, streifte sein Wamms ab und zog das uns bekannte feine Panzerhemd unter seinem Linnenhemde an.

Sobald seine Toilette beendigt war, schritt er querfeldein, um wieder auf die Straße nach Charenton zu gelangen.

Zehntes Kapitel.

Die Guisen.

An demſelben Abend, wo Chicot nach Navarra abreiſte, finden wir in dem großen Gemache des Hotel Guiſe, wohin wir in unſerer früheren Erzählung ſchon mehr als einmal unſern Leſer führten, den kleinen jungen Mann mit dem lebhaften Auge, den wir auf dem Kreuze hinter Herrn von Carmainges haben in Paris einreiten ſehen, und der, wie wir bereits wiſſen, kein Anderer war, als die ſchöne Beichterin von Dom Gorenflot.

Diesmal hatte ſie keine Maßregel getroffen, um ihre Perſon oder ihr Geſchlecht zu verſtellen. Mit einem zierlichen Kleide angethan, das am Halſe weit ausgeſchnitten war, die Haare mit Edelſteinen beſternt, wie es damals Mode, erwartete Frau von Montpenſier, in einer Fenſtervertiefung ſtehend, ungeduldig irgend Jemand, der zu kommen zögerte.

Der Schatten fing an ſich zu verdichten, die Herzogin unterſchied nur mit Mühe die Pforte des Hotels, worauf ihre Augen beſtändig gerichtet waren.

Endlich vernahm man den Hufſchlag eines Pferdes, und zehn Minuten nachher meldete die Stimme des Huiſſier geheimnißvoll bei der Herzogin den Herzog von Mayenne.

Frau von Montpenſier erhob ſich und lief ihrem Bruder mit ſolcher Haſt entgegen, daß ſie auf der Spitze des rechten Fußes zu gehen vergaß, wie es ihre Gewohnheit war, wenn ſie nicht hinken wollte.

„Allein, mein Bruder," ſagte ſie, „ſeid Ihr allein?"

„Ja, meine Schweſter," antwortete der Herzog, der ſich ſetzte, nachdem er der Herzogin die Hand geküßt hatte.

„Aber Heinrich . . . wo iſt denn Heinrich? Wißt Ihr, daß ihn Jedermann hier erwartet?“

„Heinrich, meine Schweſter, hat hier in Paris noch nichts zu thun, während er im Gegentheil dort in den Städten von Flandern und der Picardie viel zu thun hat. Unſer Werk iſt langſamer und unterirdiſcher Natur, doch wir haben dort Arbeit; warum ſollten wir dieſe Arbeit verlaſſen, um nach Paris zu kommen, wo Alles gethan iſt?“

„Ja; wo jedoch Alles wieder rückgängig werden wird, wenn Ihr Euch nicht ſputet.“

„Bah!“

„Bah! ſo lange Ihr wollt, mein Bruder; ich ſage Euch, daß ſich die Bürger nicht mehr mit ſolchen Gründen begnügen, daß ſie ihren Herzog Heinrich ſehen wollen, daß dies ihr Hunger, ihre Heißgier iſt.“

„Sie werden ihn im geeigneten Augenblicke ſehen. Hat ihnen Mayneville nicht dies Alles erklärt?“

„Ganz gewiß; doch Ihr wißt, ſeine Stimme hat nicht die Macht der Eurigen.“

„Das Dringendſte, meine Schweſter — und Salcède?“

„Todt!“

„Ohne zu ſprechen?“

„Ohne eine Sylbe von ſich zu geben.“

„Gut. Und die Bewaffnung?“

„Vollendet.“

„Und Paris?“

„In ſechzehn Viertel abgetheilt.“

„Und jedes Viertel hat den von uns bezeichneten Chef?“

„Ja.“

„Gottes Oſtern! leben wir alſo in Ruhe, dies will ich unſern guten Bürgern ſagen.“

„Sie werden Euch nicht hören.“

„Bah!“

„Ich ſage Euch, daß ſie vom Teufel beſeſſen ſind.“

„Meine Schweſter, Ihr habt ein wenig die Gewohnheit, die Haſt der Andern nach Eurer eigenen Ungeduld zu beurtheilen.“

„Werdet Ihr mir hierüber einen ernſten Vorwurf machen?“

„Gott behüte mich; aber was mein Bruder Heinrich ſagt, muß geſchehen. Mein Bruder Heinrich will aber, daß man ſich durchaus nicht beeile.“

„Was iſt alſo zu thun?“ fragte die Herzogin voll Ungeduld.

„Drängt irgend Etwas, meine Schweſter?“

„Alles, wenn man will.“

„Womit ſoll man Eurer Anſicht nach anfangen?“

„Damit, daß man den König feſtnimmt.“

„Das iſt Eure fixe Idee. Ich ſage nicht, daß ſie ſchlecht wäre, wenn man ſie in Ausführung bringen könnte; aber entwerfen und thun iſt zweierlei; erinnert Euch, wie oft wir ſchon geſcheitert ſind.“

„Die Zeiten haben ſich geändert. Der König hat Niemand mehr zu ſeiner Vertheidigung.“

„Nein, außer den Schweizern, den Schottländern und den franzöſiſchen Leibwachen.“

„Mein Bruder, wollt Ihr, ſo zeige ich, die ich mit Euch ſpreche, Euch den König nur von zwei Lackeien begleitet auf der Landſtraße.“

„Man hat mir dies hundertmal geſagt und ich habe ihn nicht ein einziges Mal geſehen.“

„Ihr werdet ihn ſehen, wenn Ihr nur drei Tage in Paris bleibt.“

„Abermals ein Entwurf.“

„Ein Plan, wollt Ihr ſagen.“

„Habt alſo die Güte, ihn mir mitzutheilen.“

„Oh! es iſt ein Weibergedanke und Ihr werdet folglich darüber lachen.“

„Ah! Gott verhüte, daß ich Euere Urheber-Eitelkeit verletze! Laßt Euren Plan hören.“

„Ihr ſpottet meiner, Mayenne.“

„Nein, ich höre.“

„Nun also mit vier Worten ...“

In diesem Augenblick hob der Huissier den Thürvorhang und fragte:

„Gefällt es Euren Hoheiten, Herrn von Mayneville zu empfangen?“

„Mein Genosse,“ erwiederte die Herzogin, „er trete ein.“

Herr von Mayneville trat ein und küßte dem Herzog von Mayenne die Hand.

„Ein einziges Wort, gnädigster Herr,“ sagte er, „ich komme vom Louvre.“

„Nun!“ riefen gleichzeitig Mayenne und die Herzogin.

„Man vermuthet Eure Ankunft.“

„Wie dies?“

„Ich plauderte mit dem Führer des Posten von Saint-Germain-l'Auxerrois, zwei Gascogner gingen vorüber.“

„Kennt Ihr sie?“

„Nein — sie funkelten ganz in ihren neuen Kleidern. „„Cap de Bious,““ sagte der Eine, „„wir haben da ein herrliches Wamms, doch es würde Euch bei Gelegenheit nicht denselben Dienst leisten, wie Euer Panzer von gestern.““

„„Bah! bah!““ erwiederte der Andere, „„so soll auch das Schwert von Herrn Mayenne sein mag, so wetten wir doch, daß es eben so wenig diesen Atlaß aufritzen wird, als daß es meinen Panzer aufgeritzt hätte.““

„Und hienach verbreitete sich der Gascogner in Prahlereien, welche andeuteten, daß man Euch in der Nähe wußte.“

„Und wem gehören diese Gascogner?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und sie entfernten sich?“

„Nicht so rasch; sie schrieen laut; der Name Eurer Hoheit wurde gehört, einige Vorübergehende blieben stehen und fragten, ob Ihr wirklich ankämet. Sie wollten eben diese Frage beantworten, als sich plötzlich ein Mann

dem Gascogner näherte und ihm auf die Schulter klopfte; wenn mich nicht Alles täuscht, gnädiger Herr, war dieser Mann Lolgnac."

„Hernach?" fragte die Herzogin.

„Auf ein paar Worte, die er leise sprach, antwortete der Gascogner nur mit einer Geberde der Unterwürfigkeit und folgte seinem Unterbrecher.

„Nun?"

„Mehr konnte ich nicht in Erfahrung bringen; mittlerweile aber mißtraut."

„Ihr seid Ihnen nicht gefolgt?"

„Allerdings, doch nur von ferne, ich befürchtete als Edelmann Eurer Hoheit erkannt zu werden. Sie wandten sich nach dem Louvre und verschwanden hinter dem Geräthemagazin. Doch hinter ihnen wiederholte eine ganze Anzahl von Stimmen: „„Mayenne! Mayenne!""

„Ich habe ein äußerst einfaches Mittel, zu antworten," sagte Mayenne.

„Welches?" fragte seine Schwester.

„Ich gehe diesen Abend zum König, um ihn zu begrüßen."

„Den König begrüßen?"

„Ganz gewiß, ich komme nach Paris, ich gebe ihm Kunde von seinen guten Städten in der Picardie, dagegen kann er nichts sagen."

„Das Mittel ist gut," sagte Mayneville.

„Es ist unklug," versetzte die Herzogin.

„Meine Schwester, es ist unerläßlich, wenn man wirklich meine Ankunft in Paris vermuthet. Es war übrigens die Ansicht meines Bruders, daß ich völlig gerüstet vor dem Louvre absteige, um dem König die Huldigung der ganzen Familie darzubringen. Ist einmal diese Pflicht erfüllt, so bin ich frei und kann empfangen, wen ich will."

„Die Mitglieder des Comité, zum Beispiel, sie erwarten Euch."

„Ich werde sie im Hotel Saint-Denis bei meiner

Rückkehr aus dem Louvre empfangen," sprach Mayenne. „Mayneville, man gebe mir wieder mein Pferd, so wie es ist, ohne es abzureiben. Ihr kommt mit mir in den Louvre. Ihr, meine Schwester, erwartet mich, wenn es Euch gefällig ist."

„Hier, mein Bruder?"

„Nein, im Hotel Saint-Denis, wo ich meine Equipagen gelassen. Wir werden in zwei Stunden dort sein."

Elftes Kapitel.

Im Louvre.

An demselben an Abenteuern reichen Tag trat der König aus seinem Cabinet und ließ Epernon rufen.

Es mochte etwa Mittag sein.

Der Herzog beeilte sich, zu gehorchen und beim König zu erscheinen.

Er fand Seine Majestät in einem ersten Zimmer, wo sie aufmerksam einen Jacobinermönch betrachtete, welcher erröthete und die Augen unter dem durchdringenden Blick des Königs niederschlug.

Der König nahm Epernon beiseit und sagte zu ihm auf den jungen Mann deutend:

„Sieh doch dieses drollige Mönchsgesicht an."

„Worüber erstaunt Euer Majestät?" versetzte Epernon; „ich finde das Gesicht sehr gewöhnlich."

„Wirklich?"

Und der König versank wieder in Träume. Nach einer Pause fragte er:

„Wie heißest Du?"

„Bruder Jacques, Sire."

„Du hast keinen andern Namen?"

„Mein Familienname? Clement.“

„Bruder Jacques Clement,“ wiederholte der König.

„Findet Euere Majestät nicht auch etwas Seltsames an diesem Namen?“ sagte der Herzog lachend.

Der König antwortete nicht.

„Du hast Deinen Auftrag gut besorgt,“ sprach er zu dem Mönch, den er unablässig anschaute.

„Welchen Auftrag?“ fragte der Herzog mit jener Keckheit, die man ihm zum Vorwurf machte, während sie ihn in der täglichen Vertraulichkeit erhielt.

„Nichts,“ sagte der König, „ein kleines Geheimniß zwischen mir und einem, den Du nicht kennst oder vielmehr nicht mehr kennst.“

„In der That, Sire,“ sprach Epernon, „Ihr schaut das Kind sonderbar an und bringt es in Verlegenheit.“

„Ja, es ist wahr ... Ich weiß nicht, warum sich meine Blicke nicht von ihm trennen können, es kommt mir vor, als hätte ich diesen jungen Menschen schon einmal gesehen oder ich werde ihn sehen. Er ist mir, glaube ich, im Traume erschienen. Oh! ich rede unvernünftiges Zeug ... Gehe, kleiner Mönch, Deine Sendung ist beendigt. Man wird den verlangten Brief demjenigen schicken, welcher ihn fordert. Höre, Epernon.“

„Sire.“

„Man gebe ihm zehn Thaler.“

„Ich danke,“ sagte der Mönch.

„Es ist, als müßtest Du Dich zwingen, zu danken.“ versetzte Epernon, der nicht begriff, daß ein Mönch zehn Thaler zu verachten schien.

„Ich sage gezwungen Dank,“ erwiederte der kleine Jacques, „weil mir eines von den schönen spanischen Messern, die dort an der Wand hängen, viel lieber wäre.“

„Wie, das Geld ist Dir nicht lieber, daß Du den Postenreitern vom Saint-Laurent-Markt oder den Kaninchen der Rue Sainte-Marguerite nachlaufen kannst?“ fragte Epernon.

„Ich habe das Gelübde der Armuth und Keusch abgelegt," entgegnete Jacques.

„Gib ihm doch eine von den spanischen Klingen laß ihn gehen, Lavalette," sagte der König.

Als ein sparsamer Mann wählte der Herzog u den Messern dasjenige, welches ihm am wenigsten vorkam, und gab es dem Mönch.

Es war ein catalonisches Messer mit breiter, scha Klinge und einem soliden Hefte von schönem ciselir Horn.

Jacques nahm es, ganz freudig, eine so schöne W zu besitzen, und entfernte sich.

Als Jacques weggegangen war, suchte der Her abermals den König zu befragen.

„Herzog," unterbrach ihn der König, „hast Du u Deinen Fünf und Vierzig zwei oder drei Männer, we zu reiten verstehen?"

„Wenigstens zwölf, und in einem Monat wer Alle Reiter sein."

„Wähle eigenhändig zwei aus und schicke sie sogl zu mir, ich will sie sprechen."

Der Herzog verbeugte sich, ging hinaus und Loignac in das Vorzimmer.

Loignac erschien nach einigen Sekunden.

„Loignac," sagte der Herzog, „schicke mir sogl zwei tüchtige Reiter; sie haben einen unmittelbaren A trag Seiner Majestät zu besorgen."

Loignac durchschritt rasch die Gallerie und kam dem Gebäude, das wir fortan die Wohnung der Fü und Vierzig nennen werden.

Hier öffnete er die Thüre und rief mit gebietend Stimme:

„Herr von Carmaignes!

„Herr von Biron!"

„Herr von Biron ist ausgegangen," erwiederte Schildwache.

„Wie! ausgegangen ohne Erlaubniß?"

„Er ſtudirt das Quartier, das ihm Monſeigneur der Herzog von Epernon dieſen Morgen empfohlen hat.“

„Sehr gut! ruft alſo Herrn von Sainte Maline.“

Die zwei Namen erſcholen unter den Gewölben und die zwei Auserwählten erſchienen alsbald.

„Meine Herren,“ ſprach Loignac, „folgt mir zu dem Herrn Herzog von Epernon.“

Und er brachte ſie zu dem Herzog, der Loignac entließ und ſie ſeinerſeits zum König führte.

Auf eine Geberde Seiner Majeſtät entfernte ſich der Herzog und die zwei jungen Leute blieben.

Es war das erſte Mal, daß ſie ſich vor dem König befanden. Heinrich hatte ein ſehr impoſantes Ausſehen.

Die Aufregung prägte ſich bei ihnen auf verſchiedene Weiſe aus.

Bei Sainte-Maline war das Auge glänzend, die Kniebeuge geſpannt, der Schnurrbart emporſtehend.

Bleich, doch ebenfalls entſchloſſen, obgleich minder ſtolz, wagte es Carmainges nicht, ſeinen Blick auf dem König ruhen zu laſſen.

„Ihr gehört zu meinen Fünf und Vierzig, meine Herren?“ fragte der König.

„Ich habe dieſe Ehre, Sire,“ erwiederte Sainte-Maline.

„Und Ihr, mein Herr?“

„Ich glaubte, dieſer Herr antworte für uns Beide, Sire; deshalb hat meine Antwort auf ſich warten laſſen; doch wenn es ſich darum handelt, im Dienſte Eurer Majeſtät zu ſein, ſo bin ich es ſo ſehr, als irgend Jemand auf der Welt.“

„Gut, Ihr werdet zu Pferde ſteigen und den Weg nach Tours einſchlagen. Kennt Ihr ihn?“

„Ich werde fragen,“ erwiederte Sainte-Maline.

„Ich werde mich orientiren,“ antwortete Carmaignes.

„Zu größerer Sicherheit reitet Ihr zuerſt durch Charenton.“

„Sehr wohl, Sire.“

„Ihr reitet fort, bis Ihr einen allein reisenden M trefft."

„Will Eure Majestät die Gnade haben, uns Signalement zu geben?" fragte Sainte-Maline.

„Ein großes Schwert an der Seite oder auf Rücken, lange Arme, lange Beine."

„Dürfen wir seinen Namen wissen?" fragte Ern ton von Carmainges, den das Beispiel seines Gefäh den König, trotz der Etiquette, zu befragen verlockte.

„Er heißt der Schatten," sagte Heinrich.

„Wir werden alle Reisende, die wir treffen, ihrem Namen fragen, Sire."

„Und wir durchsuchen alle Gasthöfe."

„Sobald Ihr den Mann getroffen und erkannt h übergebt Ihr ihm diesen Brief."

Die jungen Leute streckten gleichmäßig die Hand nach aus.

Der König blieb einen Augenblick verlegen.

„Wie heißt Ihr?" fragte er einen derselben.

„Ernauton von Carmainges," antwortete er.

„Und Ihr?"

„René von Sainte-Maline."

„Herr von Carmainges, Ihr werdet den Brief tra und Herr von Sainte-Maline wird ihn übergeben."

Ernauton nahm das kostbare anvertraute Gut schickte sich an, es in sein Wamms zu schließen.

Sainte-Maline hielt seinen Arm im Augen zurück, wo der Brief verschwinden sollte und küßte furchtsvoll das Siegel.

Dann gab er den Brief Ernauton zurück.

Der König lächelte über diese Schmeichelei.

„Ah! meine Herren, ich sehe, daß ich gut bed sein werde," sagte er.

„Ist das Alles, Sire?" fragte Ernauton.

„Ja, meine Herren ... nur noch eine letzte Ern nung"

Die jungen Leute verbeugten sich und warteten.

„Dieser Brief, meine Herren," sprach Heinrich, „ist kostbarer als das Leben eines Menschen. Bei Eurem Kopfe, verliert ihn nicht, übergebt ihn insgeheim dem Schatten, der Euch einen Empfangsschein dafür ausstellen wird, den Ihr mir einhändigt ... und reist besonders als Leute, die in ihren eigenen Angelegenheiten reisen. Geht."

Die zwei jungen Leute verließen das Cabinet des Königs, Ernauton von Freude erfüllt, Sainte-Maline von Eifersucht aufgeschwollen, der Eine die Flamme in den Augen, der Andere mit einem gierigen Blick, der das Wamms seines Gefährten versengte.

Herr von Epernon wartete auf sie. Er wollte sie befragen.

„Herr Herzog," antwortete Ernauton, „der König hat uns nicht zum Sprechen bevollmächtigt."

Sie gingen sogleich in die Ställe, wo ihnen der Piqueur des Königs zwei kräftige und gut equipirte Reisepferde übergab.

Herr von Epernon wäre ihnen sicherlich gefolgt, um mehr zu erfahren, hätte man ihm nicht in dem Augenblick, wo ihn Carmainges und Sainte-Maline verließen, gemeldet, es wolle ihn ein Mann auf der Stelle und unter jeder Bedingung sprechen.

„Wer ist der Mann?" fragte der Herzog ungeduldig.

„Der Lieutenant der Prevoté der Ile-de-France." *)

„Ei! Parfandious!" rief er, „bin ich Schöppe, Prevot, oder Hauptmann von der Scharwache?"

„Nein, gnädigster Herr, aber Ihr seid der Freund des Königs," antwortete demüthig eine Stimme zu seiner Linken. „Unter diesem Titel flehe ich Euch an, hört mich."

Der Herzog wandte sich um.

In seiner Nähe stand, den Hut in der Hand und die Ohren gesenkt, ein armer Bittsteller, der in jeder

*) So hieß ehemals eine Provinz von Frankreich, welche gegenwärtig in den Departements der Seine, Seine und Oise, Seine und Marne und Oise begriffen ist, und wozu hauptsächlich das Stadtgebiet von Paris gehörte.

Secunde von einer Nuance des Regenbogens zur andern überging.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Herzog mit barschem Tone.

„Nicolas Poulain, Euch zu dienen, gnädigster Herr.“

„Und Ihr wollt mich sprechen?“

„Ich bitte um diese Gunst.“

„Ich habe keine Zeit.“

„Selbst nicht einmal, um ein Geheimniß zu hören, gnädigster Herr?“

„Ich höre hundert jeden Tag, das Eurige würde hundert und eines machen, das wäre um eins zu viel.“

„Selbst wenn bei diesem das Leben Seiner Majestät betheiligt wäre?“ sagte Nicolas Poulain, sich an das Ohr von Epernon neigend.

„Oh! oh! ich will Euch anhören. Kommt in mein Zimmer.“

Nicolas Poulain, wischte seine von Schweiß triefende Stirne ab und folgte dem Herzog.

Zwölftes Kapitel.

Die Enthüllung.

Durch sein Vorzimmer schreitend, wandte sich Herr von Epernon an einen von den Edelleuten, welche beständig hier verweilten.

„Wie heißt Ihr, mein Herr?“ fragte er das ihm unbekannte Gesicht.

„Pertinax von Montcrabeau, Monseigneur,“ antwortete der Edelmann.

„Wohl! Herr von Montcrabeau, stellt Euch an meine Thüre und laßt Niemand herein.“

„Ja, Herr Herzog.“

„Niemand, hört Ihr?“

„Ganz recht.“

Herr Pertinax, der kostbar gekleidet war und in orangefarbigen Strümpfen, mit einem Wamms von blauem Atlaß, den Schönen spielte, gehorchte dem Befehl von Epernon. Er lehnte sich an der Wand an und faßte mit gekreuzten Armen am Thürvorhang Posto.

Nicolas Poulain folgte dem Herzog, der in sein Cabinet ging. Er sah die Thüre sich öffnen und wieder schließen, dann den Vorhang vor die Thüre fallen, und fing ernstlich an zu zittern.

„Laßt Eure Verschwörung hören, mein Herr,“ sprach der Herzog mit trockenem Tone; „doch es mag, bei Gott! eine gute sein, denn ich hatte heute eine Menge angenehmer Dinge zu thun, und wenn ich meine Zeit damit verliere, daß ich Euch höre, nehmt Euch in Acht.“

„Herr Herzog,“ sprach Nicolas Poulain, „es handelt sich ganz einfach um das schrecklichste der Verbrechen.“

„Nennt also das Verbrechen.“

„Herr Herzog . . .“

„Nicht wahr, man will mich umbringen?“ unterbrach ihn Epernon, der sich unerschütterlich machte, wie ein Spartaner; „nun, es sei, mein Leben gehört Gott und dem König; man nehme es.“

„Es betrifft nicht Euch, gnädigster Herr.“

„Ah! das wundert mich.“

„Es betrifft den König. Man will ihn entführen, Herr Herzog.“

„Oh! abermals diese alte Entführungsgeschichte!“ versetzte Epernon verächtlich.

„Diesmal ist die Sache ziemlich ernst, Herr Herzog, wenn ich dem Anschein glauben darf.“

„An welchem Tag will man Seine Majestät entführen?“

„Gnädigster Herr, das erste Mal, wo sich Seine Majestät in der Sänfte nach Vincennes begeben wird.“

Secunde von einer Nuance des Regenbogens zur andern überging.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Herzog mit barschem Tone.

„Nicolas Poulain, Euch zu dienen, gnädigster Herr.“

„Und Ihr wollt mich sprechen?“

„Ich bitte um diese Gunst.“

„Ich habe keine Zeit.“

„Selbst nicht einmal, um ein Geheimniß zu hören, gnädigster Herr?“

„Ich höre hundert jeden Tag, das Eurige würde hundert und eines machen, das wäre um eins zu viel.“

„Selbst wenn bei diesem das Leben Seiner Majestät betheiligt wäre?“ sagte Nicolas Poulain, sich an das Ohr von Epernon neigend.

„Oh! oh! ich will Euch anhören. Kommt in mein Zimmer.“

Nicolas Poulain, wischte seine von Schweiß triefende Stirne ab und folgte dem Herzog.

Zwölftes Kapitel.

Die Enthüllung.

Durch sein Vorzimmer schreitend, wandte sich Herr von Epernon an einen von den Edelleuten, welche beständig hier verweilten.

„Wie heißt Ihr, mein Herr?“ fragte er das ihm unbekannte Gesicht.

„Pertinax von Montcrabeau, Monseigneur,“ antwortete der Edelmann.

„Wohl! Herr von Montcrabeau, stellt Euch an meine Thüre und laßt Niemand herein.“

„Ja, Herr Herzog.“

„Niemand, hört Ihr?“

„Ganz recht.“

Herr Pertinax, der kostbar gekleidet war und in orangefarbigen Strümpfen, mit einem Wamms von blauem Atlaß, den Schönen spielte, gehorchte dem Befehl von Epernon. Er lehnte sich an der Wand an und faßte mit gekreuzten Armen am Thürvorhang Posto.

Nicolas Poulain folgte dem Herzog, der in sein Cabinet ging. Er sah die Thüre sich öffnen und wieder schließen, dann den Vorhang vor die Thüre fallen, und fing ernstlich an zu zittern.

„Laßt Eure Verschwörung hören, mein Herr,“ sprach der Herzog mit trockenem Tone; „doch es mag, bei Gott! eine gute sein, denn ich hatte heute eine Menge angenehmer Dinge zu thun, und wenn ich meine Zeit damit verliere, daß ich Euch höre, nehmt Euch in Acht.“

„Herr Herzog,“ sprach Nicolas Poulain, „es handelt sich ganz einfach um das schrecklichste der Verbrechen.“

„Nennt also das Verbrechen.“

„Herr Herzog . . .“

„Nicht wahr, man will mich umbringen?“ unterbrach ihn Epernon, der sich unerschütterlich machte, wie ein Spartaner; „nun, es sei, mein Leben gehört Gott und dem König; man nehme es.“

„Es betrifft nicht Euch, gnädigster Herr.“

„Ah! das wundert mich.“

„Es betrifft den König. Man will ihn entführen, Herr Herzog.“

„Oh! abermals diese alte Entführungsgeschichte!“ versetzte Epernon verächtlich.

„Diesmal ist die Sache ziemlich ernst, Herr Herzog, wenn ich dem Anschein glauben darf.“

„An welchem Tag will man Seine Majestät entführen?“

„Gnädigster Herr, das erste Mal, wo sich Seine Majestät in der Sänfte nach Vincennes begeben wird.“

Secunde von einer Nuance des Regenbogens zur andern überging.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Herzog mit barschem Tone.

„Nicolas Poulain, Euch zu dienen, gnädigster Herr.“

„Und Ihr wollt mich sprechen?“

„Ich bitte um diese Gunst.“

„Ich habe keine Zeit.“

„Selbst nicht einmal, um ein Geheimniß zu hören, gnädigster Herr?“

„Ich höre hundert jeden Tag, das Eurige würde hundert und eines machen, das wäre um eins zu viel.“

„Selbst wenn bei diesem das Leben Seiner Majestät betheiligt wäre?“ sagte Nicolas Poulain, sich an das Ohr von Epernon neigend.

„Oh! oh! ich will Euch anhören. Kommt in mein Zimmer.“

Nicolas Poulain, wischte seine von Schweiß triefende Stirne ab und folgte dem Herzog.

Zwölftes Kapitel.

Die Enthüllung.

Durch sein Vorzimmer schreitend, wandte sich Herr von Epernon an einen von den Edelleuten, welche beständig hier verweilten.

„Wie heißt Ihr, mein Herr?“ fragte er das ihm unbekannte Gesicht.

„Pertinax von Montcrabeau, Monseigneur,“ antwortete der Edelmann.

„Wohl! Herr von Montcrabeau, stellt Euch an meine Thüre und laßt Niemand herein.“

„Ja, Herr Herzog.“

„Niemand, hört Ihr?“

„Ganz recht.“

Herr Pertinax, der kostbar gekleidet war und in orangefarbigen Strümpfen, mit einem Wamms von blauem Atlaß, den Schönen spielte, gehorchte dem Befehl von Epernon. Er lehnte sich an der Wand an und faßte mit gekreuzten Armen am Thürvorhang Posto.

Nicolas Poulain folgte dem Herzog, der in sein Cabinet ging. Er sah die Thüre sich öffnen und wieder schließen, dann den Vorhang vor die Thüre fallen, und fing ernstlich an zu zittern.

„Laßt Eure Verschwörung hören, mein Herr,“ sprach der Herzog mit trockenem Tone; „doch es mag, bei Gott! eine gute sein, denn ich hatte heute eine Menge angenehmer Dinge zu thun, und wenn ich meine Zeit damit verliere, daß ich Euch höre, nehmt Euch in Acht.“

„Herr Herzog,“ sprach Nicolas Poulain, „es handelt sich ganz einfach um das schrecklichste der Verbrechen.“

„Nennt also das Verbrechen.“

„Herr Herzog . . .“

„Nicht wahr, man will mich umbringen?“ unterbrach ihn Epernon, der sich unerschütterlich machte, wie ein Spartaner; „nun, es sei, mein Leben gehört Gott und dem König; man nehme es.“

„Es betrifft nicht Euch, gnädigster Herr.“

„Ah! das wundert mich.“

„Es betrifft den König. Man will ihn entführen, Herr Herzog.“

„Oh! abermals diese alte Entführungsgeschichte!“ versetzte Epernon verächtlich.

„Diesmal ist die Sache ziemlich ernst, Herr Herzog, wenn ich dem Anschein glauben darf.“

„An welchem Tag will man Seine Majestät entführen?“

„Gnädigster Herr, das erste Mal, wo sich Seine Majestät in der Sänfte nach Vincennes begeben wird.“

Secunde von einer Nuance des Regenbogens zur andern überging.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Herzog mit barschem Tone.

„Nicolas Poulain, Euch zu dienen, gnädigster Herr.“

„Und Ihr wollt mich sprechen?“

„Ich bitte um diese Gunst.“

„Ich habe keine Zeit.“

„Selbst nicht einmal, um ein Geheimniß zu hören, gnädigster Herr?“

„Ich höre hundert jeden Tag, das Eurige würde hundert und eines machen, das wäre um eins zu viel.“

„Selbst wenn bei diesem das Leben Seiner Majestät betheiligt wäre?“ sagte Nicolas Poulain, sich an das Ohr von Epernon neigend.

„Oh! oh! ich will Euch anhören. Kommt in mein Zimmer.“

Nicolas Poulain, wischte seine von Schweiß triefende Stirne ab und folgte dem Herzog.

Zwölftes Kapitel.

Die Enthüllung.

Durch sein Vorzimmer schreitend, wandte sich Herr von Epernon an einen von den Edelleuten, welche beständig hier verweilten.

„Wie heißt Ihr, mein Herr?“ fragte er das ihm unbekannte Gesicht.

„Pertinax von Montcrabeau, Monseigneur,“ antwortete der Edelmann.

„Wohl! Herr von Montcrabeau, stellt Euch an meine Thüre und laßt Niemand herein.“

„Ja, Herr Herzog.“

„Niemand, hört Ihr?“

„Ganz recht.“

Herr Pertinax, der kostbar gekleidet war und in orangefarbigen Strümpfen, mit einem Wamms von blauem Atlaß, den Schönen spielte, gehorchte dem Befehl von Epernon. Er lehnte sich an der Wand an und faßte mit gekruzten Armen am Thürvorhang Posto.

Nicolas Poulain folgte dem Herzog, der in sein Cabinet ging. Er sah die Thüre sich öffnen und wieder schließen, dann den Vorhang vor die Thüre fallen, und fing ernstlich an zu zittern.

„Laßt Eure Verschwörung hören, mein Herr,“ sprach der Herzog mit trockenem Tone; „doch es mag, bei Gott! eine gute sein, denn ich hatte heute eine Menge angenehmer Dinge zu thun, und wenn ich meine Zeit damit verliere, daß ich Euch höre, nehmt Euch in Acht.“

„Herr Herzog,“ sprach Nicolas Poulain, „es handelt sich ganz einfach um das schrecklichste der Verbrechen.“

„Nennt also das Verbrechen.“

„Herr Herzog . . .“

„Nicht wahr, man will mich umbringen?“ unterbrach ihn Epernon, der sich unerschütterlich machte, wie ein Spartaner; „nun, es sei, mein Leben gehört Gott und dem König; man nehme es.“

„Es betrifft nicht Euch, gnädigster Herr.“

„Ah! das wundert mich.“

„Es betrifft den König. Man will ihn entführen, Herr Herzog.“

„Oh! abermals diese alte Entführungsgeschichte!“ versetzte Epernon verächtlich.

„Diesmal ist die Sache ziemlich ernst, Herr Herzog, wenn ich dem Anschein glauben darf.“

„An welchem Tag will man Seine Majestät entführen?“

„Gnädigster Herr, das erste Mal, wo sich Seine Majestät in der Sänfte nach Vincennes begeben wird.“

Poulain ſeufzte.

„Ihr, der Ihr die Anzeige macht?“ fuhr Epernon fort.

„Gnädigſter Herr,“ ſprach Poulain, „ein guter Diener des Königs muß Alles für ſeinen Dienſt wagen.“

„Gottes Tod! Ihr lauft in der That Gefahr, gehängt zu werden.“

„Ich ziehe meinen Tod der Erniedrigung oder dem Tod des Königs vor; deshalb bin ich gekommen.“

„Das ſind ſchöne Gefühle, mein Herr, und Ihr müßt große Urſachen haben, um ſie zu hegen.“

„Gnädigſter Herr, ich dachte, Ihr wäret der Freund des Königs, Ihr würdet mich nicht verrathen und zum Nutzen Aller von meiner Offenbarung Gebrauch machen.“

Der Herzog ſchaute lange Poulain an und forſchte tief in den Linien dieſes bleichen Geſichtes.

„Es muß hier noch etwas Anderes im Spiele ſein,“ ſagte er; „ſo entſchloſſen auch die Herzogin iſt, würde ſie es doch nicht wagen, ein ſolches Unternehmen zu verſuchen.“

„Sie erwartet ihren Bruder,“ antwortete Nicolas Poulain.

„Den Herzog Heinrich!“ rief Epernon mit einem Schrecken, von dem man bei Annäherung des Löwen ergriffen werden muß.

„Nicht den Herzog Heinrich, gnädigſter Herr, nur den Herzog von Mayenne.“

„Ah!“ machte Epernon athmend; „doch gleichviel, man muß auf alle dieſe ſchönen Pläne Bedacht haben.“

„Ganz gewiß, gnädigſter Herr, und deshalb habe ich mich beeilt.“

„Habt Ihr die Wahrheit geſprochen, Herr Lieutenant, ſo ſollt Ihr belohnt werden.“

„Warum ſollte ich lügen, gnädigſter Herr? Was iſt das Intereſſe von mir, der ich das Brod des Königs eſſe? Bin ich ihm meine Dienſte ſchuldig, oder bin ich ſie ihm nicht ſchuldig? Ich ſage Euch, ich werde bis zum König

gehen, wenn Ihr mir nicht glaubt, und ich will sterben, um zu beweisen, was ich behaupte."

„Parfandious! nein, Ihr werdet nicht zum König gehen, hört Ihr, Meister Nicolas; mit mir allein habt Ihr zu thun."

„Wohl, gnädigster Herr; ich sagte dies nur, weil Ihr zu zögern schienet."

„Nein, ich zögere nicht, und ich bin Euch vor Allem tausend Thaler schuldig."

„Der gnädigste Herr wünscht also, daß ich ihm allein . . .?"

„Ja, ich habe Feuereifer und behalte das Geheimniß für mich. Ihr tretet es mir ab, nicht wahr?"

„Ja, gnädigster Herr."

„Mit der Gewährschaft, daß es ein wirkliches Geheimniß ist?"

„Oh! mit jeder Gewährschaft."

„Tausend Thaler gehören also Euch, ohne die Zukunft zu rechnen."

„Ich habe eine Familie, gnädigster Herr."

„Nun wohl! aber tausend Thaler! Parfandious!"

„Und wenn man in Lothringen erführe, daß ich eine solche Offenbarung gemacht habe, würde mich jedes Wort, das ich gesprochen, eine Pinte Blut kosten."

„Lieber armer Mann."

„Meine Familie muß also im Falle eines Unglücks leben können."

„Nun!"

„Deshalb nehme ich die tausend Thaler an."

„Zum Teufel mit dieser Erklärung! was kümmere ich mich darum, aus welchem Grunde Ihr sie annehmt, sobald Ihr sie nicht ausschlagt. Die tausend Thaler gehören also Euch."

„Ich danke, Herr Herzog," sprach Poulain.

Und als er sah, daß sich der Herzog einer Kiste näherte und in diese seine Hand tauchte, ging er ihm nach.

Doch der Herzog begnügte ſich, aus der Kiſte ein kleines Buch zu ziehen, in das er mit einer rieſigen und furchtbaren Handſchrift ſchrieb:

„Drei tauſend Livres an Herrn Nicolas Poulain.“

So daß man nicht wiſſen konnte, ob er dieſe drei tauſend Livres gegeben hatte, oder ob er ſie ſchuldig war.

„Es iſt, als ob Ihr ſie hättet,“ ſagte er.

Nicolas Paulain, der die Hand und das Bein vorgeſtreckt hatte, zog ſeine Hand und ſein Bein zurück, wodurch er eine Verbeugung machte.

„Wir ſind alſo übereingekommen?“ ſagte der Herzog.

„Worüber?“

„Daß Ihr mich noch fortwährend unterrichtet.“

Nicolas Poulain zögerte: es war das Handwerk eines Spions, was man ihm auferlegte.

„Nun!“ fragte der Herzog, „iſt die ſo unendliche Ergebenheit ſchon verſchwunden?“

„Nein, gnädigſter Herr.“

„Ich kann alſo auf Euch zählen?“

„Ihr könnt auf mich zählen,“ erwiederte Poulain mit einer gewiſſen Anſtrengung.

„Und ich allein weiß dies Alles?“

„Ihr allein, ja, gnädigſter Herr.“

„Geht, mein Freund, geht; Parfandious! Herr von Mayenne halte ſich gut.“

Er ſprach dieſe Worte, während er den Thürvorhang aufhob, um Poulain hinaus zu laſſen; als er ihn aber durch das Vorzimmer ſchreiten und verſchwinden ſah, kehrte er raſch zum König zurück.

Müde, mit ſeinen Hunden zu ſpielen, ſpielte der König Bilboquet.

Epernon nahm eine geſchäftige, ſorgenvolle Miene an, die der König, von einer ſo wichtigen Angelegenheit in Anſpruch genommen, gar nicht bemerkte.

Da jedoch der Herzog ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachtete, hob der König den Kopf in die Höhe und ſchaute ihn einen Augenblick an.

„Nun!“ ſagte er, „was haben wir wieder, Lavalette; ſprich, biſt Du todt?“

„Geſtele es dem Himmel, Sire!“ erwiederte Epernon, „ich würde dann nicht ſehen, was ich ſehe.“

„Was? mein Bilboquet?“

„Sire, bei großen Gefahren kann ein Unterthan über die Sicherheit ſeines Herrn in Unruhe gerathen.“

„Abermals Gefahren? der ſchwarze Teufel hole Dich, Herzog!“

Und mit einer merkwürdigen Geſchicklichkeit fing der König die elfenbeinerne Kugel mit dem kleinen Ende ſeines Bilboquet auf.

„Ihr wißt alſo nicht, was vorgeht?“ fragte der Herzog.

„Meiner Treue, nein.“

„Eure grauſamſten Feinde umgeben Euch in dieſem Augenblick, Sire.“

„Bah! wer denn?“

„Einmal die Herzogin von Montpenſier.“

„Ah! ja, es iſt wahr, ſie hat geſtern Salcède rädern ſehen.“

„Wie dies Eure Majeſtät ſagt!“

„Was macht das mir?“

„Ihr wußtet es alſo?“

„Du ſiehſt wohl, daß ich es wußte, da ich es Dir ſage.“

„Und daß Herr von Mayenne kömmt, wußtet Ihr auch?“

„Seit geſtern Abend.“

„Wie, dieſes Geheimniß! ...“ rief der Herzog in ein unangenehmes Erſtaunen verſetzt.

„Gibt es Geheimniſſe für den König, mein Theurer?“

„Aber wer konnte es Euch mittheilen?“

„Weißt Du nicht, daß wir Fürſten Offenbarungen haben?“

„Oder eine Polizei.“

„Das ist dasselbe.“

„Oh! Eure Majestät hat ihre Polizei und sagt nichts davon,“ versetzte Epernon gereizt.

„Bei Gott! wer wird mich denn lieben, wenn ich mich nicht liebe?“

„Ihr beleidigt mich, Sire.“

„Wenn Du eifrig bist, Lavalette, was eine große Tugend ist, so bist Du langsam, was man einen großen Fehler nennen muß. Deine Nachricht wäre gestern um vier Uhr sehr gut gewesen, aber heute . . .“

„Nun wohl, Sire, heute?“

„Kommt sie zu spät, das mußt Du gestehen.“

„Es ist noch zu früh, Sire, da ich Euch nicht geneigt finde, mich anzuhören,“ entgegnete Epernon.

„Ich höre Dich schon seit einer Stunde.“

„Wie! Ihr werdet bedroht, angegriffen, man legt Euch Hinterhalte und Ihr rührt Euch nicht!“

„Warum dies, da Du mir eine Wache gegeben und gestern behauptet hast, meine Unsterblichkeit wäre gesichert? Du runzelst die Stirne. Sprich, sind Deine Fünf und Vierzig nach Gascogne zurückgekehrt, oder sind sie etwa nichts mehr werth? Ist es mit diesen Herren wie mit den Maulthieren? am Tage, wo man sie probirt, ist Alles Feuer, hat man sie gekauft, so weichen sie zurück.“

„Es ist gut, Eure Majestät wird sehen, was sie sind.“

„Das soll mir nicht unangenehm sein; werde ich es bald sehen, Herzog?“

„Eher, als Ihr denkt, Sire.“

„Du machst mir bange.“

„Ihr werdet sehen, Ihr werdet sehen, Sire. Doch sagt, wann geht Ihr auf das Land?“

„Nach Vincennes?“

„Ja.“

„Am Sonnabend.“

„In drei Tagen also?“

„In drei Tagen“

„Das genügt, Sire.“

Epernon verbeugte ſich vor dem König und ging hinaus.

Im Vorzimmer bemerkte er, daß er Herrn Pertinax von ſeiner Wache abzulöſen vergeſſen, doch Herr Pertinax hatte ſich ſelbſt abgelöſt.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Freunde.

Wenn es dem Leſer gefällt, wollen wir nun den zwei jungen Leuten folgen, die der König, entzückt, ſeine eigenen kleinen Geheimniſſe zu haben, ſeinem Boten Chicot zuſandte.

Kaum zu Pferde, hätten ſich Ernauton und Sainte-Maline als ſie durch die Pforte ritten, beinahe erdrückt, damit nicht einer dem andern zuvorkomme.

Die beiden Pferde, welche neben einander gingen, preßten in der That die Kniee ihrer zwei Reiter zuſammen.

Das Geſicht von Sainte-Maline wurde purpurroth, das von Ernauton wurde blaß.

„Ihr thut mir wehe, mein Herr,“ rief der erſtere, als ſie außerhalb des Thores waren, „wollt Ihr mich denn zermalmen?“

„Ihr thut auch mir wehe,“ ſagte Ernauton; „nur beklage ich mich nicht.“

„Ihr wollt mir, glaube ich, eine Lection geben.“

„Ich will Euch gar nichts geben.“

„Hoho!“ verſetzte Saint-Maline, der ſein Pferd antrieb, um mehr in der Nähe mit ſeinem Gefährten

sprechen zu können, „wiederholt mir ein wenig dieses Wort.“

„Warum?“

„Weil ich es nicht verstehe.“

„Ihr sucht Streit mit mir, nicht wahr?“ sagte phlegmatisch Ernauton. „Schlimm für Euch!“

„Aus welchem Grunde sollte ich Streit mit Euch suchen? kenne ich Euch?“ entgegnete Sainte-Maline verächtlich.

„Ihr kennt mich ganz gut,“ erwiederte Ernauton. „Einmal, weil dort, woher wir kommen, mein Haus zwei Meilen von dem Eurigen liegt und ich im Land als von gutem Geschlecht bekannt bin; sodann, weil Ihr wüthend seid, daß Ihr mich in Paris seht, während Ihr allein berufen zu sein glaubtet; und endlich, weil mir der König seinen Brief zu tragen gegeben hat.“

„Wohl! es mag sein,“ rief Sainte-Maline, bleich vor Wuth, „ich nehme dies Alles für wahr an. Doch es geht Eines daraus hervor . . .“

„Was?“

„Daß ich mich schlimm bei Euch befinde.“

„Geht, wenn Ihr wollt, ich halte Euch, bei Gott! nicht zurück.“

„Ihr stellt Euch, als verstündet Ihr nicht.“

„Im Gegentheil, mein Herr, ich verstehe Euch vortrefflich. Es wäre Euch lieb, wenn Ihr mir den Brief nehmen könntet, um ihn selbst zu tragen? Leider müßtet Ihr mich zu diesem Behufe tödten.“

„Wer sagt Euch, daß ich nicht Lust hiezu habe?“

„Wünschen und thun ist zweierlei.“

„Steigt mit mir nur bis zum Rande des Wassers hinab, und Ihr werdet sehen, ob für mich wünschen und thun mehr als eines ist.“

„Mein lieber Herr, wenn mir der König einen Brief zu tragen gibt . . .“

„Nun?“

„Nun! so trage ich ihn.“

„Ich werde ihn Euch mit Gewalt entreißen, Ihr Geck.“

„Ihr wollt mich hoffentlich nicht in die Nothwendigkeit versetzen, Euch wie einem tollen Hund den Schädel zu zerschmettern?“

„Ihr?“

„Allerdings; ich habe eine große Pistole, und Ihr habt keine.“

„Ah! Du wirst mir das bezahlen,“ rief Sainte-Maline, der sein Pferd einen Seitensprung machen ließ.

„Ich hoffe es wohl, nachdem ich meinen Auftrag besorgt habe.“

„Schelm.“

„Für diesen Augenblick gebt auf Euch Obacht, ich bitte Euch, Herr von Sainte-Maline, denn wir haben die Ehre, dem König zu gehören, und wir müßten einen schlimmen Begriff vom königlichen Haus geben, wenn wir das Volk aufwiegelten. Und dann bedenkt, welch ein Triumph für die Feinde Seiner Majestät, wenn sie Uneinigkeit zwischen den Vertheidigern des Thrones wahrnehmen würden.“

Sainte-Maline biß in seine Handschuhe; das Blut lief unter seinem wüthenden Zahn.

„Oh! oh! mein Herr!“ sagte Ernauton, „bewahrt Eure Hände, um den Degen zu halten, wenn wir daran sind.“

„Oh! ich zerberste!“ rief Sainte-Maline.

„Dann ist das ganze Geschäft für mich abgemacht,“ versetzte Ernauton.

Man kann nicht wissen, wie weit die wachsende Wuth von Sainte-Maline gegangen wäre, als plötzlich Ernauton durch die Rue Saint-Antoine, in der Nähe von Saint-Paul, reitend eine Sänfte erblickte, einen Schrei des Erstaunens ausstieß und anhielt, um eine halb verschleierte Dame zu betrachten.

„Mein Page von gestern!“ murmelte er.

Die Dame sah nicht aus, als erkennete sie ihn; sie

fuhr vorüber, ohne eine Miene zu verziehen, warf sich jedoch in den Hintergrund der Sänfte.

„Cordieu! ich glaube, Ihr laßt mich warten," sagte Sainte-Maline, „und zwar, um Frauen anzuschauen."

„Ich bitte Euch um Verzeihung, mein Herr," versetzte Ernauton und ritt weiter.

Von diesem Augenblick an folgten die jungen Leute in starkem Trab der Rue du Faubourg-Saint-Marceau, und sprachen nicht einmal mehr, um zu streiten.

Sainte-Maline schien äußerlich ziemlich ruhig; in Wirklichkeit bebten aber noch alle Muskeln seines Körpers vor Zorn.

Ueberdies hatte er erkannt, und diese Entdeckung besänftigte ihn keines Wegs, wie man leicht begreifen wird, er hatte erkannt, sagen wir, daß er, obgleich ein guter Reiter, im gegebenen Fall Ernauton nicht zu folgen vermöchte, indem sein Pferd weit geringer war, als das seines Gefährten, und schon schwitzte, ohne nur gelaufen zu sein.

Dies beunruhigte ihn ungemein; um sich zu versichern, was sein Roß zu thun im Stande wäre, plagte er es mit der Gerte und mit dem Sporn.

Sein Drängen führte einen Streit zwischen seinem Pferde und ihm herbei. Dies fiel in der Gegend der Bièvre vor. Das Thier setzte sich nicht durch Beredtsamkeit in Unkosten, wie es Ernauton gethan hatte; sondern es machte, sich seines Ursprungs erinnernd, (es war normannisch), seinem Reiter einen Prozeß, den dieser verlor.

Es debutirte mit einem Seitensprung, bäumte sich sodann, bockte und manoeuvrirte so fort bis in die Bièvre, wo es sich seines Reiters entledigte.

Man hätte auf eine Stunde die Verwünschungen von Sainte-Maline hören können, obgleich sie halb durch das Wasser erstickt wurden. Als es ihm gelungen war, sich wieder auf seine Beine zu stellen, hingen ihm die Augen

aus dem Kopf und einige Blutstropfen, die aus seiner ſchundenen Stirne floßen, durchfurchten sein Geſicht.

Sainte-Maline ſchaute umher; ſein Pferd war ſch wieder die Böſchung hinaufgeſtiegen, und man erblic nur noch ſein Kreuz, woraus hervorging, daß der Ko dem Louvre zugewendet ſein mußte.

Gerädert, mit Koth bedeckt, bis auf die Knochen na blutend und gequetſcht, begriff Sainte-Maline die Un möglichkeit, ſein Roß wieder einzufangen; nur einen Ve ſuch in dieſer Hinſicht zu machen, wäre lächerlich geweſe

Da erinnerte er ſich der Worte, die er zu E nauton geſagt hatte; wenn er in der Rue Saint-A toine nicht eine Minute auf ſeinen Gefährten wart wollte, warum ſollte ſein Gefährte die Gefälligkeit habe ein paar Stunden auf der Straße auf ihn zu warten?

Dieſe Betrachtung verſetzte Sainte-Maline vom Zor in die heftigſte Verzweiflung, beſonders als er aus ſeir Tiefe ſah, wie der ſchweigſame Ernauton ſeinem Pfer beide Sporen gab und eine ſchräge Richtung auf ein Wege nahm, den er ohne Zweifel für den kürzeſten hie

Bei wahrhaft zornmüthigen Menſchen iſt der E mationspunkt des Zorns ein Blitz des Wahnſinn Einige kommen nur bis zum Delirium, Andere geh bis zum gänzlichen Zuſammenſinken der Kräfte und d Verſtandes.

Sainte-Maline zog maſchinenmäßig ſeinen Dolc einen Augenblick hatte er den Gedanken, ſich denſelben bi an das Heft in die Bruſt zu bohren. Was er in dieſe Augenblick litt, vermöchte Niemand zu ſagen, nicht einma er ſelbſt... Man ſtirbt an einer ſolchen Kriſe, oder wer man ſie aushält, wird man darüber um zehn Jahre ält

Er ſtieg die Böſchung des Fluſſes hinauf, wobei e ſich ſeiner Kniee und ſeiner Hände bediente, bis er di Höhe erreicht hatte; als er hier angelangt war, befragte ſein irres Auge die Straße; man ſah nichts mehr; rech war Ernauton verſchwunden, auf der andern Seite wa ſein eigenes Pferd ebenfalls verſchwunden.

Während Sainte-Maline in seinem trostlosen Geiste tausend finstere Gedanken gegen die Anderen und gegen sich selbst hin und herwälzte, erscholl der Galopp eines Pferdes an sein Ohr, und er sah auf der Straße rechts, welche Ernauton gewählt hatte, ein Pferd und einen Reiter herbeikommen.

Dieser Reiter hielt ein anderes Pferd an der Hand. Es war dies das Resultat des Rennens von Herrn von Carmainges; er war nach rechts geritten, da er wohl wußte, daß ein Pferd verfolgen seine Thätigkeit durch die Furcht verdoppeln hieß.

Er hatte also einen Umweg gemacht, dem Niedernormannen den Weg abgeschnitten und ihn auf einer schmalen Straße erwartet.

Bei diesem Anblick überströmte das Herz von Sainte-Maline vor Freude, er fühlte eine Bewegung des Ergusses und der Dankbarkeit, welche seinem Blick einen milden Ausdruck verlieh; doch plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht: er begriff, in welchem Grade Ernauton über ihm erhaben war, denn er gestand sich, daß er an der Stelle seines Gefährten nicht einmal den Gedanken gehabt hätte, zu handeln wie er.

Das Edle dieses Benehmens beugte ihn nieder, er ermaß dasselbe und litt darunter.

Er stammelte einen Dank, dem Ernauton keine Aufmerksamkeit schenkte, ergriff wüthend den Zaum seines Pferdes und schwang sich, trotz des Schmerzes, in den Sattel.

Ernauton war, seinem Pferde schmeichelnd, ohne ein Wort zu sagen, im Schritt vorangeritten.

Sainte-Maline war, wie gesagt, ein vortrefflicher Reiter; der Unfall, dessen Opfer er gewesen, hatte sich in Folge einer Ueberraschung ereignet; nach einem kurzen Kampfe, bei welchem der Vortheil diesmal auf seiner Seite blieb, wieder Meister seines Rosses, ließ er dieses traben.

„Ich danke, mein Herr," sagte er zum zweiten Male

zu Ernauton, nachdem er ſich hundertmal mit ſeinem Stolz und dem Wohlanſtand berathen hatte.

Ernauton verbeugte ſich nur und berührte ſeinen Hut mit der Hand.

Der Weg kam Sainte-Maline lang vor.

Ungefähr gegen halb drei Uhr erblickten ſie einen Mann, der in Begleitung eines Hundes marſchirte; er war groß und hatte einen Degen an ſeiner Seite, doch es war nicht Chicot, obgleich er deſſelben würdige Arme und Beine hatte.

Noch ganz kothig, konnte Sainte-Maline nicht an ſich halten; er ſah, daß Ernauton weiter ritt und gar nicht auf dieſen Mann Obacht nahm. Der Gedanke, ſeinen Gefährten auf einem Fehler zu ertappen, durchzuckte wie ein boshafter Blitz den Geiſt des Gascognerś; er ritt auf den Unbekannten zu und ſprach ihn an.

„Reiſender," fragte er, „erwartet Ihr etwas?"

Der Reiſende ſchaute Sainte-Maline an, deſſen Ausſehen, es iſt nicht zu leugnen, in dieſem Augenblick nicht ſehr lieblich war. Das durch den Zorn verſtörte Geſicht, der auf den Kleidern ſchlecht getrocknete Koth, das auf den Wangen ſchlecht getrocknete Blut, ſeine dicken zuſammengezogenen Augbrauen, eine fieberhafte, mehr mit einer Geberde der Drohung als der Frage gegen ihn ausgeſtreckten Hand, dies Alles kam dem Fußgänger Unheil weiſſagend vor.

„Erwarte ich etwas, ſo erwarte ich nicht einen Menſchen," antwortete er, „und erwarte ich einen Menſchen, ſo ſeid Ihr dieſer Menſch ſicherlich nicht."

„Ihr ſeid ſehr unhöflich," ſagte Sainte-Maline, entzückt, endlich eine Gelegenheit zu finden, ſeinem Zorn die Zügel ſchießen laſſen zu können, und zugleich wüthend, daß er durch ſeinen Irrthum ſeinem Gegner einen neuen Triumph verſchaffte.

Und während er ſprach, hob er ſeine mit einer Gerte bewaffnete Hand auf, um den Reiſenden zu ſchlagen; dieſer aber ſchwang ſeinen Stock, verſetzte Sainte-Maline einen

Schlag auf die Schulter und pfiff ſodann ſeinem Hund, der dem Pferde an die Häkſen und dem Reiter an den Schenkel ſprang und von jedem Ort einen Fetzen Fleiſch und ein Stück Stoff abriß.

Durch den Schmerz geſtachelt, lief das Pferd abermals davon, diesmal geradeaus, doch ohne daß es Sainte-Maline, der im Sattel blieb, anhalten konnte.

So fortgetragen, ſchoß er an Ernauton vorüber, der ihn vorbeireiten ſah, ohne nur über ſein Mißgeſchick zu lächeln.

Als es ihm gelungen war, ſein Pferd wieder zu beruhigen, und als ihn Ernauton wieder eingeholt hatte, fing ſein Stolz an, nicht abzunehmen, ſondern ſich zu legen.

„Nun, nun!“ ſprach er, indem er zu lächeln ſuchte, „ich habe heute meinen unglücklichen Tag, wie es ſcheint. Dieſer Menſch glich doch ſehr dem Portrait, das uns Seiner Majeſtät von dem entworfen hat, welchen wir aufſuchen ſollen.“

Ernauton ſchwieg.

„Ich ſpreche mit Euch, mein Herr,“ ſagte Sainte-Maline, außer ſich über dieſe Kaltblütigkeit, die er mit Recht als einen Beweis der Verachtung anſah, und die er durch einen entſcheidenden Schlag aufhören machen wollte, und ſollte es ihn auch das Leben koſten. „Ich ſpreche mit Euch ... hört Ihr nicht?“

„Derjenige, welchen uns ſeine Majeſtät bezeichnete, hatte keinen Stock und keinen Hund,“ antwortete Herr von Carmainges.

„Es iſt wahr,“ ſagte Sainte-Maline; „wenn ich es überlegt hätte, ſo hätte ich eine Quetſchung weniger an den Schultern und zwei Biſſe weniger am Schenkel. Wie ich ſehe iſt es erſprießlich, weiſe und ruhig zu ſein.“

Ernauton antwortete nicht; doch er erhob ſich auf den Steigbügeln, hielt die Hand in Form eines Lichtſchirms über die Augen und rief:

„Dort iſt der, welchen wir ſuchen; er wartet auf uns.“

„Pest! mein Herr, Ihr habt ein gutes Gesicht,“ sprach mit dumpfem Tone Sainte-Maline, eifersüchtig über diesen neuen Vorzug seines Gefährten. „Ich unterscheide nur einen schwarzen Punkt, und dies mit Mühe.“

Ernauton ritt, ohne etwas zu erwiedern, weiter; bald konnte Sainte-Maline ebenfalls den vom König bezeichneten Mann sehen und erkennen. Es ergriff ihn eine schlimme Bewegung. Er trieb sein Pferd vorwärts, um zuerst anzukommen.

Ernauton war darauf gefaßt: er schaute ihn ohne eine Drohung und ohne eine scheinbare Absicht an. Dieser Blick machte, daß Sainte-Maline in sich ging und sein Pferd wieder in Schritt setzte.

Vierzehntes Kapitel.

Sainte-Maline.

Ernauton hatte sich nicht getäuscht, der bezeichnete Mann war wirklich Chicot.

Chicot besaß seinerseits ein gutes Gesicht und ein gutes Gehör; er hatte die Reiter von ferne gesehen und gehört. Er vermuthete, sie hätten mit ihm zu thun, und erwartete sie deshalb.

Als ihm in dieser Hinsicht kein Zweifel mehr blieb und er gesehen hatte, daß die Reiter ihre Richtung gegen ihn nahmen, legte er ohne Affectation seine Hand an den Griff seines Degens, als wollte er eine edle Haltung annehmen.

Ernauton und Sainte-Maline schauten sich eine Minute lang, Beide stumm, an.

„An Euch ist es, mein Herr,“ sagte Ernauton, sich vor seinem Gegner verbeugend, denn unter solchen Um-

ständen ist das Wort Gegner passender, als das Wort Gefährte.

Sainte-Maline erstickte beinahe; die Ueberraschung durch diese Höflichkeit schnürte ihm die Gurgel zusammen; er antwortete nur, indem er den Kopf neigte.

Als Ernauton sah, daß er schwieg, nahm er das Wort und sprach zu Chicot:

„Mein Herr, wir sind, dieser Herr und ich, Eure Diener."

Chicot verbeugte sich mit seinem anmuthigsten Lächeln.

„Wäre es unbescheiden, Euch um Euren Namen zu fragen?" fuhr der junge Mann fort.

„Ich heiße der Schatten, mein Herr," antwortete Chicot.

„Ihr erwartet etwas?"

„Ja, mein Herr."

„Nicht wahr, Ihr werdet so gut sein, uns zu sagen, was Ihr erwartet?"

„Ich erwarte einen Brief."

„Ihr begreift unsere Neugierde, mein Herr, sie hat nichts Beleidigendes für Euch."

Chicot verbeugte sich beständig und zwar mit einem immer freundlicheren Lächeln.

„Woher erwartet Ihr diesen Brief?" fuhr Ernauton fort.

„Vom Louvre."

„Mit welchem Siegel?"

„Mit dem königlichen Siegel."

Ernauton legte die Hand an die Brust und fragte:

„Ihr würdet diesen Brief wohl erkennen?"

„Ja, wenn ich ihn sehen würde."

Ernauton zog den Brief aus der Brust.

„Das ist er," sagte Chicot; „und nicht wahr, Ihr wißt, daß ich Euch etwas dafür geben muß?"

„Einen Empfangsschein."

„Ganz richtig."

„Mein Herr," sagte Ernauton, „ich war vom König bestellt, Euch diesen Brief zu tragen, doch dieser Herr ist beauftragt, Euch denselben zu übergeben."

Und er reichte den Brief Sainte-Maline, der ihn nahm und Chicot in die Hände legte.

„Ich danke, meine Herren," sagte der Letztere.

„Ihr seht," fügte Ernauton bei, „wir haben unsere Sendung getreulich erfüllt: es ist Niemand auf der Straße, und es hat uns folglich Niemand mit Euch sprechen oder Euch den Brief überreichen sehen."

„Das ist wahr, ich muß es anerkennen und werde es im Falle der Noth beschwören. Nun ist die Reihe an mir."

„Den Empfangsschein," sagten gleichzeitig die zwei jungen Leute.

„Welchem von Beiden soll ich ihn übergeben?"

„Der König hat es nicht gesagt," rief Sainte-Maline und schaute dabei seinen Gefährten mit einer drohenden Miene an.

„Macht ein Duplicat von dem Empfangsschein und gebt jedem von uns einen, mein Herr," sagte Ernauton; „es ist weit von hier bis in den Louvre, und unter Wegs kann dem Einen oder dem Andern Unglück zustoßen."

„Ihr seid ein weiser Mann, mein Herr," sprach Chicot zu Ernauton.

Und er zog Tabletten aus seiner Tasche, zerriß zwei Blätter und schrieb auf jedes:

„Aus den Händen von Herrn René von Sainte-Maline den von Herrn Ernauton von Carmainges getragenen Brief empfangen zu haben, bescheint

„Der Schatten."

„Gott befohlen, mein Herr," sagte Sainte-Maline, der sich seines Scheins bemächtigte.

„Gott befohlen, und glückliche Reise," fügte Ernau-

ton bei; „habt Ihr noch etwas Anderes im Louvre zu bestellen?“

„Durchaus nichts, meine Herren, großen Dank,“ erwiederte Chicot.

Ernauton und Sainte-Maline wandten ihre Pferde gegen Paris und Chicot entfernte sich mit einem Schritt, um den ihn das beste Maulthier beneidet hätte.

Als Chicot verschwunden war, hielt Ernauton, der kaum hundert Schritte zurückgelegt hatte, sein Pferd kurz an und sagte zu Sainte-Maline:

„Nun, mein Herr, steigt ab, wenn Ihr wollt?“

„Und warum dies?“ fragte Sainte-Maline erstaunt.

„Unsere Aufgabe ist vollbracht, und wir haben zu plaudern. Der Ort scheint mir vortrefflich für ein Gespräch nach Art des unserigen.“

„Nach Eurem Belieben,“ erwiederte Sainte-Maline, indem er vom Pferd stieg, wie es sein Gefährte schon gethan hatte.

Als er auf der Erde war, näherte sich ihm Ernauton und sprach:

„Ihr wißt, mein Herr, daß Ihr mich ohne eine Veranlassung von meiner Seite und ohne ein Ermessen von der Eurigen, ohne allen Grund endlich, auf dem ganzen Wege schwer beleidigt habt. Mehr noch: Ihr wolltet mich bewegen, in einem ungeeigneten Augenblick den Degen in die Hand zu nehmen, und ich weigerte mich. Doch zu dieser Stunde ist der Augenblick gut geworden, und ich bin Euer Mann.“

Sainte-Maline hörte diese Worte mit düsterer Miene und gefalteter Stirne; aber Sainte-Maline, der nicht mehr in dem Strome des Zornes war, welcher ihn über alle Grenzen fortgerissen hatte, wollte sich seltsamer Weise nicht mehr schlagen. Die Ueberlegung hatte ihm seinen gesunden Verstand wieder gegeben. Er fühlte das ganze Untergeordnete seiner Stellung.

„Mein Herr,“ antwortete er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, „Ihr habt mir meine Beleidi-

gungen durch Dienste erwiedert; ich vermöchte daher nicht mehr die Sprache gegen Euch zu führen, die ich vorhin führte."

Ernauton faltete die Stirne und entgegnete:

„Nein, mein Herr, doch Ihr denkt noch, was Ihr vorhin aussprachet."

„Wer sagt Euch das? warum?"

„Weil alle Eure Worte vom Haß und Neid dictirt waren, und weil seit den zwei Stunden, da Ihr sie ausgesprochen, dieser Haß und dieser Neid nicht in Eurem Herzen erloschen sein können."

Sainte-Maline erröthete, antwortete aber nicht.

Ernauton wartete einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Hat mich der König Euch vorgezogen, so geschah dies, weil ihm mein Gesicht besser gefällt, als das Eurige; habe ich mich nicht in die Bièvre geworfen, so geschah dies, weil ich besser reite, als Ihr; habe ich Eure Ausforderung in dem Augenblick nicht angenommen, wo es Euch dieselbe zu machen gefiel, so war dies der Fall, weil ich mehr Weisheit besitze, als Ihr; ließ ich mich nicht von dem Hund des Mannes beißen, so war dies Folge davon, daß ich vorsichtiger bin, als Ihr; fordere ich Euch endlich zu dieser Stunde auf, mir Genugthuung zu geben und den Degen zu ziehen, so ist dies der Fall, weil ich mehr wahre Ehre und, nehmt Euch in Acht ... wenn Ihr zögert, sage ich, mehr Muth besitze."

Sainte-Maline bebte, und seine Augen schleuderten Blitze; alle schlimme Leidenschaften, welche Ernauton bezeichnete, hatten nach und nach ihre Brandmahle auf sein bleiches Gesicht gedrückt. Bei dem letzten Worte des jungen Mannes zog er seinen Degen wie ein Wüthender.

Ernauton hatte den seinigen schon in der Hand.

„Hört, mein Herr," rief Sainte-Malene, „nehmt das letzte Wort, das Ihr gesprochen, zurück, es ist zu viel, Ihr müßt es gestehen, Ihr, der Ihr mich genau kennt, da

wir, wie Ihr gesagt, nur zwei Meilen von einander wohnen; nehmt es zurück, Ihr müßt Euch mit meiner Demüthigung begnügen; entehrt mich nicht."

„Mein Herr," erwiederte Ernauton, „da ich nie in Zorn gerathe, so sage ich immer nur das, was ich sagen will, folglich werde ich gar nichts zurücknehmen. Ich bin auch empfindlich und neu bei Hofe, und will nicht zu erröthen haben, so oft ich Euch begegne. Einen Degenstich, wenn's beliebt, das ist eben so wohl zur Genugthuung für mich, als für Euch."

„Oh! mein Herr," sprach Sainte-Maline, mit einem düstern Lächeln, „ich habe mich eilfmal geschlagen, und von meinen eilf Gegnern sind zwei gestorben. Ich denke, Ihr wißt das noch?"

„Und ich, mein Herr," entgegnete Ernauton, „ich habe mich nie geschlagen, weil sich mir nie eine Gelegenheit geboten hat; ich finde sie nach meinem Wohlgefallen, sie kommt auf mich zu, da ich sie nicht suchte, und ich ergreife sie bei den Haaren. Ich erwarte Euer Belieben, mein Herr."

„Hört," sagte Sainte-Maline den Kopf schüttelnd, „wir sind Landsleute, wir sind im Dienst des Königs, zanken wir uns nicht mehr, ich halte Euch für einen wackern Mann; ich würde Euch sogar die Hand bieten, wenn dies nicht beinahe unmöglich wäre. Was wollt Ihr? ich zeige mich Euch, wie ich bin, geschworen bis in den Grund des Herzens, das ist nicht mein Fehler. Ich bin neidisch, was soll ich machen? Die Natur hat mich an einem schlimmen Tag geschaffen. Herr von Chalabre, oder Herr von Montcrabeau, oder Herr von Pincorney hätten mich nicht in Zorn gebracht; Euer Verdienst ist es, was meinen Aerger verursacht; tröstet Euch also, da mein Neid nichts gegen Euch vermag und Euch Euer Verdienst zu meinem großen Bedauern bleibt. Wir werden nicht weiter gehen, nicht wahr, mein Herr, ich würde zu sehr leiden, wenn Ihr den Beweggrund unseres Streites sagtet."

„Niemand wird unseren Streit erfahren, mein Herr.“

„Niemand?“

„Nein, mein Herr, in Betracht, daß, wenn wir uns schlagen, ich entweder Euch tödten oder mich tödten lassen werde. Ich bin keiner von denen, welchen wenig am Leben gelegen ist, im Gegentheil, es liegt mir sehr viel daran. Ich zähle drei und zwanzig Jahre, habe einen schönen Namen, bin nicht ganz arm; ich hoffe auf mich und auf die Zukunft, und werde mich, seid unbesorgt, wie ein Löwe vertheidigen.“

„Ich, mein Herr, zähle im Gegentheil schon dreißig Jahre, und bin des Lebens ziemlich überdrüßig, denn ich glaube weder an die Zukunft noch an mich; doch obgleich des Lebens überdrüssig, obgleich ungläubig in Beziehung auf das Glück, will ich mich lieber nicht mit Euch schlagen.“

„Dann werdet Ihr Euch bei mir entschuldigen?“

„Nein, ich habe genug gethan und genug gesagt. Seid Ihr nicht zufrieden, desto besser, dann hört Ihr auf, mir überlegen zu sein.“

„Ich muß Euch daran erinnern, mein Herr, daß man einen Streit nicht so endigt, ohne sich dem Gelächter auszusetzen, wenn der Eine und der Andere ein Gascogner ist.“

„Das ist es gerade, worauf ich warte.“

„Ihr wartet?“

„Auf einen Lacher! . . . Oh! das wird ein herrlicher Augenblick für mich sein.“

„Ihr verweigert also den Zweikampf?“

„Ich wünsche mich nicht zu schlagen, es versteht sich, mit Euch.“

„Nachdem Ihr mich herausgefordert?“

„Ich gestehe es.“

„Aber wenn mir die Geduld ausgeht und ich Euch mit dem Degen angreife?“

Sainte-Maline ballte krampfhaft die Fäuste und erwiederte:

„Dann desto besser, ich werfe meinen Degen zehn Schritte von mir.“

„Nehmt Euch in Acht, mein Herr, denn in diesem Falle bediene ich mich nicht der Spitze.“

„Gut, dann habe ich einen Grund, Euch zu hassen. Und eines Tages, an einem Tage der Schwäche von Eurer Seite, werde ich Euch erwischen, wie Ihr es gethan habt, und Euch in der Verzweiflung tödten.“

Ernauton steckte seinen Degen wieder in die Scheide und sprach:

„Ihr seid ein seltsamer Mann, und ich beklage Euch aus tiefstem Herzen.“

„Ihr beklagt mich?“

„Ja, denn Ihr müßt furchtbar leiden.“

„Furchtbar.“

„Ihr müßt nie lieben?“

„Nie.“

„Doch Ihr habt wenigstens Leidenschaften?“

„Eine einzige.“

„Die Eifersucht, wie Ihr mir gesagt habt.“

„Ja, und Folge davon ist, daß ich sie alle in einem unsäglichen Grade der Schande und des Unglücks habe, — ich bete eine Frau an, sobald sie einen Andern als mich liebt, — ich liebe das Gold, wenn es von einer andern Hand berührt wird, — ich bin stets durch Vergleichung stolz, — ich trinke, um den Zorn in mir zu erhitzen, das heißt, um ihn scharf zu machen, wenn er nicht chronisch ist, um ihn ausbrechen und brennen zu lassen, wie Blitz und Donner; — oh! ja, ja, Ihr habt es gesagt, Herr von Ernauton, ich bin unglücklich.“

„Habt Ihr es nie versucht, gut zu werden?“ fragte Ernauton.

„Es ist mir nicht gelungen?“

„Was hofft Ihr denn? was gedenkt Ihr zu thun?“

„Was thut die Giftpflanze? sie hat Blüthen, wie die anderen Pflanzen, und einige Leute wissen Nutzen daraus zu ziehen. Was machen der Bär und der Raub-

vogel? sie beißen; doch gewisse Aufzieher wissen sie für die Jagd zu dressiren; so bin ich und so bleibe ich wahrscheinlich in den Händen von Herrn von Epernon und Herrn von Loignac, bis zu dem Tage, wo man sagen wird: diese Pflanze ist schädlich, reißen wir sie aus, dieses Thier ist wüthend, tödten wir es."

Ernauton hatte sich allmälig besänftigt. Sainte-Maline war für ihn nicht mehr ein Gegenstand des Zorns, sondern des Studiums; er fühlte beinahe Mitleid mit diesem Menschen, den die Umstände ihm ein so seltsames Geständniß abzulegen gezwungen hatten.

„Ein großes Vermögen, und Ihr könnt es Euch machen, da Ihr große Eigenschaften habt, wird Euch heilen," sagte er; „entwickelt Euch in der Richtung Eurer Instincte, Herr von Sainte-Maline, und es wird Euch im Krieg oder in der Intrigue gelingen; weil Ihr dann herrschen könnt, — werdet Ihr weniger hassen."

„So hoch ich mich erhebe, so tief ich Wurzel schlage, so wird immer noch über mir dieses oder jenes höhere Glück sein, das mich verletzt, unter mir höhnisches Gelächter, das mir die Ohren zerreißt."

„Ich beklage Euch," wiederholte Ernauton.

Und dies war Alles.

Ernauton ging zu seinem Pferd, das er an einen Baum gebunden hatte, band es los und schwang sich in den Sattel.

Sainte-Maline hatte den Zaum des seinigen nicht losgelassen.

Beide schlugen wieder den Weg nach Paris ein. Der Eine stumm und düster über das was er gehört, der Andere über das, was er gesagt hatte.

Plötzlich reichte Ernauton Sainte-Maline die Hand und sprach:

„Soll ich Euch heilen?"

„Kein Wort mehr, mein Herr," erwiederte Sainte-Maline; „versucht das nicht, Ihr würdet scheitern. Haßt

mich im Gegentheil, dies wird das Mittel sein, daß ich Euch bewundere.“

„Noch einmal, ich beklage Euch,“ sprach Ernauton.

Eine Stunde nachher kamen die zwei Reiter in den Louvre zurück und wandten sich nach der Wohnung der Fünf und Vierzig.

Der König war ausgefahren und sollte erst am Abend zurückkehren.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Herr von Loignac eine Anrede an die Fünf und Vierzig hielt.

Jeder von den beiden jungen Leuten stellte sich an das Fenster seiner kleinen Wohnung, um die Rückkehr des Königs zu beobachten.

Jeder stand hier mit sehr verschiedenen Gedanken.

Sainte-Maline ganz von seinem Haß, ganz von seiner Scham, ganz von seinem Ehrgeiz erfüllt, die Stirne gerunzelt, das Herz glühend.

Ernauton, das, was vorgefallen, schon wieder vergessend und nur mit Einem beschäftigt, nämlich, wer die Frau sein könnte, die er in der Kleidung eines Pagen in Paris eingeführt und nun in einer so reichen Sänfte wiedergefunden hatte.

Hierin lag Stoff genug zum Nachdenken für ein Herz, das mehr zu Liebesabenteuern, als zu Berechnungen des Ehrgeizes geneigt war.

Ernauton versenkte sich auch allmälig in seine Betrachtungen und zwar so tief, daß er erst, als er den Kopf wieder erhob, bemerkte, daß Sainte-Maline nicht mehr da war.

Ein Blitz durchzuckte seinen Geist. Minder in Anspruch genommen als er, hatte Sainte-Maline auf die Rückkehr des Königs gelauert, der König war zurückgekehrt, und Sainte-Maline befand sich beim König.

Er erhob sich rasch, durchschritt die Gallerie, und kam zu der Thüre des Königs gerade in dem Augenblick, wo Sainte-Maline heraustrat.

„Seht," sagte dieser strahlend, „das hat mir der König gegeben."

Und er zeigte ihm eine goldene Kette.

„Ich mache Euch mein Compliment, mein Herr," erwiederte Ernauton, ohne daß seine Stimme die geringste Aufregung verrieth.

Und er trat ebenfalls beim König ein.

Sainte-Maline hatte sich auf eine Kundgebung der Eifersucht von Herrn von Carmainges gefaßt gemacht. Er war daher ganz erstaunt über diese Ruhe und wartete, bis Ernauton wieder herauskam.

Ernauton verweilte ungefähr zehn Minuten bei Heinrich. Diese zehn Minuten waren Jahrhunderte für Sainte-Maline.

Endlich kam er heraus. Sainte-Maline war noch an derselben Stelle; mit einem raschen Blicke überschaute er seinen Gefährten; dann erweiterte sich sein Herz: Ernauton brachte nichts zurück, wenigstens nichts Sichtbares.

„Und Euch?" fragte Sainte-Maline, seinen Gedanken verfolgend, „was hat Euch der König gegeben?"

„Seine Hand zu küssen," antwortete Ernauton lächelnd.

Sainte-Maline quetschte seine Kette dergestalt in seinen Händen, daß er einen Ring zerbrach.

Beide gingen schweigsam nach der Wohnung der Fünf und Vierzig.

In dem Augenblick, wo sie in den Saal eintraten, erscholl die Trompete; bei diesem Signal kamen die Fünf

und Vierzig, jeder aus seiner Abtheilung hervor, wie die Bienen aus ihren Zellen.

Jeder fragte sich, was Neues vorgefallen, während er zugleich diesen Augenblick der allgemeinen Versammlung benützte, um die Veränderung zu bewundern, die sich in der Person und der Kleidung seiner Gefährten ergeben hatte.

Die Meisten trugen einen großen Luxus zur Schau, einen Luxus von schlechtem Geschmack vielleicht, wobei indessen die Eleganz durch die Pracht ersetzt war.

Ueberdies besaßen sie, was Epernon, ein geschickter Politiker, wenn auch ein schlechter Soldat, gesucht hatte: die Einen Jugend, die Anderen Stärke, die Dritten Erfahrung, und dies entschädigte bei Allen wenigstens für eine Unvollkommenheit.

Im Ganzen glichen sie einem Corps von Officieren in Straßenkleidern und ihre militärische Tournure war mit wenigen Ausnahmen die, welche der Eitelkeit des Einzelnen gerade am meisten entsprach.

Lange Degen, klirrende Sporen, Schnurrbärte mit verwegenen Biegungen, Stiefel und Handschuhe von Hirschleder oder Büffelleder, Alles gut vergoldet, Alles gut eingesalbt, oder gut mit Bändern besetzt, um zu *scheinen*, wie man damals sagte, dies war die von der Mehrzahl aus Instinkt gewählte Ausstattung.

Die Bescheidensten erkannte man an den düsteren Farben, die Geizigsten an den soliden Tüchern, die Munterſten an den Spitzen und an dem rosenfarbenen oder weißen Atlas.

Perducas von Pincorney hatte bei irgend einem Juden eine Kette von vergoldetem Kupfer, so dick wie eine Gefängnißkette, gefunden.

Pertinax von Montcrabeau war ganz überzogen mit seidenen Bändern und Stickereien; er hatte seinen Anzug von einem Handelsmann der Rue des Haudriettes gekauft, welcher einen von Räubern verwundeten Edelmann

aufgenommen. Dieſer Edelmann ließ nämlich eine andere Kleidung von Hauſe kommen und ſchenkte, erkenntlich, für die empfangene Gaſtfreundſchaft, dem Handelsmann ſeinen etwas mit Koth und Blut beſchmutzten Anzug; doch der Kaufmann ließ die Flecken an dem Kleide reinigen, das ſehr anſtändig ausſah; es blieben allerdings zwei Löcher, Spuren von zwei Dolchſtichen; Pertinax aber ließ dieſe zwei Stellen mit Gold überſticken, wodurch ein Mangel durch eine Zierrath erſetzt wurde.

Euſtache von Miradour glänzte nicht; er hatte Lardille, Militor uns die zwei Kinder kleiden müſſen. Lardille hatte ein ſo reiches Coſtume gewählt, als es die Prachtgeſetze jener Zeit den Frauen zu tragen geſtatteten; Militor hatte ſich mit Sammet und Seide bedeckt, mit einer ſilbernen Kette, einem beſiederten Toquet und ſeidenen Strümpfen geſchmückt, ſo daß Euſtache kaum noch genug Geld blieb, daß er nicht in Lumpen gehen mußte.

Herr von Chalabre hatte ſein eiſengraues Wamms behalten, das er nur von einem Schneider auffriſchen und neu füttern ließ; einige da und dort geſchickt angebrachte Sammetbänder gaben dieſer unabnutzbaren Kleidung ein neues Relief. Herr von Chalabre behauptete, er habe ungemein ein anderes Wamms zu kaufen gewünſcht; aber trotz der ängſtlichſten Nachforſchungen ſei es ihm unmöglich geweſen, ein beſſeres und vortheilhafteres Tuch zu finden.

Uebrigens hatte er eine Ausgabe für hochrothe Beinkleider, Stiefeln, Mantel und Hut gemacht . . . Alles harmoniſch für das Auge, wie dies ſtets bei der Kleidung des Geizigen der Fall iſt.

Seine Waffen waren tadellos. Ein alter Kriegsmann, hatte er einen vortrefflichen ſpaniſchen Degen, einen Dolch von guter Arbeit und einen vollkommenen Ringkragen zu finden gewußt.

Das war noch eine Erſparniß an beſtrichenen Kragen und Krauſen.

Dieſe Herren bewunderten ſich alſo gegenſeitig, als

Herr von Loignac mit gefalteter Stirne eintrat; er ließ einen Kreis bilden, und ſtellte ſich mitten in den Kreis mit einer Haltung, welche nichts Angenehmes verkündigte.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß alle Blicke auf den Anführer gerichtet waren.

„Meine Herren, ſeid Ihr Alle hier?“ fragte er.

„Alle,“ antworteten fünf und vierzig Stimmen mit einer Gleichzeitigkeit, welche alles Mögliche für die zukünftigen Manoeuvres verſprach.

„Meine Herren,“ fuhr Loignac fort, „Ihr ſeid hierher berufen worden, um als beſondere Wache für den König zu dienen, das iſt ein ehrenvoller Titel, der jedoch viel fordert.“

Loignac machte eine Pauſe, welche von einem ſanften Gemurmel der Zufriedenheit ausgefüllt wurde.

„Einige von Euch ſcheinen jedoch ihre Pflichten nicht ganz begriffen zu haben; ich will ſie an dieſelben erinnern.“

Jeder ſpitzte das Ohr; man war offenbar begierig, ſeine Pflichten kennen zu lernen, wenn auch nicht eifrig, ſie zu erfüllen.

„Ihr dürft Euch nicht einbilden, der König habe Euch angeworben und bezahle Euch, daß Ihr als Stahren handelt und da oder dort nach Eurer Laune Hiebe mit dem Schnabel oder mit den Nägeln austheilt; Disciplin iſt ein dringendes Bedürfniß, obgleich ſie geheim bleibt, und Ihr ſeid ein Verein von Edelleuten, welche die erſten Gehorſamen und die erſten Ergebenen des Königreiches ſein müſſen.“

Die Verſammlung athmete nicht, aus dieſem feierlichen Eingang war leicht zu ſchließen, die Folge würde ernſter Natur ſein.

„Von heute an lebt Ihr in der innigen Gemeinſchaft des Louvre; das heißt unmittelbar in der Werkſtätte der Regierung. Wenn Ihr auch nicht allen Berathungen beiwohnt, ſo werdet Ihr doch oft gewählt werden, um den Inhalt derſelben zu vollziehen; Ihr ſeid alſo in dem

Fall jener Officiere, welche in sich nicht nur die Verantwortlichkeit eines Geheimnisses, sondern auch die Macht der vollziehenden Gewalt tragen."

Ein zweites Gemurmel der Zufriedenheit durchlief die Reihen der Gascogner; man sah die Köpfe sich erheben, als ob der Stolz diese Männer um mehrere Zoll größer gemacht hätte.

„Denkt Euch nun," fuhr Loignac fort, „einer von diesen Officieren, auf welchen zuweilen die Sicherheit des Staates, oder die Ruhe der Krone beruht, denkt, sage ich, ein Officier verrathe das Geheimniß der Berathungen oder ein mit einem Befehle beauftragter Soldat vollziehe denselben nicht . . . Ihr wißt, daß es sich dann um den Tod handelt?"

„Allerdings," antworteten mehrere Stimmen.

„Nun wohl! meine Herren," fuhr Loignac mit einem furchtbaren Nachdruck fort, „gerade hier, am heutigen Tage, hat man eine Berathung des Königs verrathen, und vielleicht eine Maßregel unmöglich gemacht, welche Seine Majestät ergreifen wollte."

Der Schrecken fing an, an die Stelle des Stolzes und der Bewunderung zu treten, die Fünf und Vierzig schauten einander mit Mißtrauen und Unruhe an.

„Zwei von Euch sind auf offener Straße ertappt worden, wo sie schwatzten wie zwei alte Weiber und in den Nebel so ernste Worte warfen, daß jedes derselben nun einen Menschen treffen und tödten kann."

Sainte-Maline schritt sogleich auf Herrn von Loignac zu und sprach:

„Mein Herr, ich glaube die Ehre zu haben, hier im Namen meiner Kameraden mit Euch zu reden; es ist von Gewicht, daß Ihr nicht länger einen Verdacht über allen Dienern des Königs schweben laßt; sprecht geschwinde, wenn es Euch beliebt, damit wir wissen, an wen wir uns zu halten haben, und daß die Guten nicht mit den Schlechten vermischt werden."

„Das ist leicht," antwortete Loignac.

Die Aufmerksamkeit verdoppelte sich.

„Der König hat heute Nachricht erhalten, einer von seinen Feinden, gerade einer von denjenigen, welche Ihr zu bekämpfen berufen seid, komme in Paris an, um ihm zu trotzen und gegen ihn zu conspiriren.

„Der Name dieses Feindes ist geheim ausgesprochen, aber von einer Schildwache gehört worden, welche man hätte für eine Mauer halten sollen, und die, wie sie, hätte taub, stumm und unerschütterlich sein müssen; doch eben dieser Mensch hat auf offener Straße den Namen dieses Feindes des Königs wiederholt, und zwar mit einem Lärmen und mit Prahlereien, welche die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregten und eine Art von Bewegung zur Folge hatten; ich weiß es, ich, der ich denselben Weg ging, wie dieser Mensch, und Alles mit meinen eigenen Ohren hörte; ich, der ich ihm die Hand auf die Schulter legte, um ihn vom Fortfahren abzuhalten; denn wie er im Zuge war, hätte er mit einigen Worten mehr die heiligsten Interessen gefährdet, und ich wäre genöthigt gewesen, ihn auf dem Platze zu erdolchen, würde er nicht auf meine erste Warnung stumm geblieben sein."

Man sah in diesem Augenblick Pertinax von Montcrabeau und Perducas von Pincorney erbleichen und beinahe ohnmächtig auf einander zurücksinken.

Montcrabeau suchte, während er wankte, einige Worte der Entschuldigung zu stammeln.

Sobald sich die beiden Schuldigen durch ihre Unruhe verrathen hatten, wandten sich alle Blicke gegen sie.

„Nichts kann Euch rechtfertigen, mein Herr," sagte Loignac zu Montcrabeau; „waret Ihr berauscht, so müßt Ihr bestraft werden, weil Ihr getrunken habt; waret Ihr nur hochmüthig und prahlerisch, so müßt Ihr abermals bestraft werden."

Es trat ein furchtbares Stillschweigen ein. Herr von Loignac hatte, wie man sich erinnert, von Anfang eine Strenge angekündigt, welche unheilvolle Resultate verhieß.

„Dem zu Folge," fuhr Loignac fort, „werdet Ihr, Herr von Montcrabeau, und Ihr auch, Herr von Pincorney, bestraft werden."

„Verzeiht, Herr," erwiederte Pertinax, „wir kommen aus der Provinz, sind Neulinge bei Hofe und kennen die Lebensart in der Politik nicht."

„Ihr hättet die Ehre, in die Dienste Seiner Majestät zu treten, nicht annehmen sollen, ohne die Pflichten dieses Dienstes abzuwägen."

„In Zukunft werden wir stumm sein wie die Gräber, das schwören wir."

„Das ist Alles gut, meine Herren, aber könnt Ihr morgen das Uebel wieder gut machen, das Ihr heute begangen habt?"

„Wir werden uns bemühen."

„Unmöglich, sage ich Euch, unmöglich!"

„Dann verzeiht für diesmal."

Ohne unmittelbar auf die Bitte der zwei Schuldigen zu antworten, fuhr Loignac fort:

„Ihr lebt in einer scheinbaren Ungebundenheit, der ich ein Ziel stecken will durch strenge Disciplin, hört Ihr, meine Herren? Diejenigen, welche diese Lage hart finden, mögen sie verlassen; ich bin nicht in Verlegenheit, Freiwillige zu finden, die sie ersetzen werden."

Keiner erwiederte ein Wort; aber viele Stirnen falteten sich.

„Es ist daher gut," sagte Loignac, „wenn Ihr von Folgendem unterrichtet werdet: die Gerechtigkeit wird unter uns, insgeheim, ohne schriftliches Verfahren, ohne Prozeß gepflogen; die Verräther werden auf der Stelle mit dem Tod bestraft. Es gibt allerlei Vorwände hiefür und Niemand wird etwas davon sehen. Nehmen wir zum Beispiel an, Herr von Pincorney und Herr von Montcrabeau wären, statt freundschaftlich mit einander auf der Straße über Dinge zu plaudern, die sie hätten vergessen sollen, über andere Dinge in Streit gerathen, deren sie sich zu erinnern berechtigt waren, nun! hätte

dieſer Streit nicht ein Duell zwiſchen Herrn von Pincorney und Herrn von Montcrabeau herbeiführen können? Bei einem Duell kommt es zuweilen vor, daß man zu gleicher Zeit ausfällt und daß man beim Ausfallen in den Degen ſeines Feindes rennt; am Tag nach dem Streit findet man dieſe Herren todt auf dem Pré-aux-Clercs, wie man die Herren von Quelus, von Schomberg und von Maugiron todt in den Tournelles gefunden hat; die Sache macht den Lärmen, den ein Duell machen muß, und mehr nicht.

„Ich laſſe alſo, verſteht mich wohl, meine Herren, ich laſſe im Duell oder auf eine andere Weiſe Jeden tödten, der das Geheimniß des Königs verrathen haben wird.“

Montcrabeau wurde ganz ſchwach und ſtützte ſich auf ſeinen Gefährten, deſſen Geſicht leichenartige Bläſſe bedeckte, während er ſeine Zähne zum Brechen an einander preßte.

„Für minder ſchwere Vergehen werde ich weniger ſchwere Strafen haben,“ ſprach Loignac, „das Gefängniß zum Beiſpiel, und ich werde davon Gebrauch machen, um den Schuldigen zu züchtigen, deſſen der Kerker den König nicht beraubt.

„Heute ſchenke ich Herrn von Montcrabeau, der geſprochen, und Herrn von Pincorney, der ihn angehört hat, das Leben; ich verzeihe ihnen, ſage ich, weil ſie ſich täuſchen konnten und unwiſſend waren; ich beſtrafe ſie nicht einmal mit dem Gefängniß, weil ich ihrer vielleicht dieſen Abend oder morgen bedarf. Ich wende bei ihnen folglich die dritte Strafe an, von der ich gegen die Delinquenten Gebrauch machen will, — die Geldbuße.“

Bei dem Worte Geldbuße verlängerte ſich das Geſicht von Herrn von Chalabre wie eine Marderſchnauze.

„Ihr habt tauſend Livres erhalten, meine Herren, Ihr gebt hundert davon zurück, und dieſes Geld wird von mir angewendet werden, um nach ihren Verdienſten

diejenigen zu belohnen, welchen ich nichts vorzuwerfen habe."

„Hundert Livres," murmelte Pincorney, „Cap de Bious! ich besitze die hundert Livres nicht mehr, ich habe sie zu meiner Equipirung angewendet."

„Ihr werdet Eure Kette verkaufen," sagte Loignac.

„Ich will sie wohl dem Dienste des Königs überlassen," erwiederte Pincorney.

„Nein, mein Herr, der König kauft keine Effecten von seinen Unterthanen, um ihre Geldbußen zu bezahlen; verkauft selbst und bezahlt selbst. Ich habe noch ein Wort beizufügen," fuhr Loignac fort:

„Ich mußte verschiedene Keime der Aufregung zwischen verschiedenen Mitgliedern dieser Gesellschaft bemerken; so oft sich eine Zwistigkeit erhebt, soll man sie mir unterwerfen, und ich werde allein das Recht haben, die Bedeutung dieser Zwistigkeit zu beurtheilen und den Zweikampf zu befehlen, wenn ich den Zweikampf für nothwendig erachte. Man tödtet sich viel im Duell in unseren Tagen, das ist so Mode, und ich will nicht, daß, um diese Mode zu befolgen, meine Compagnie beständig gelichtet und unzulänglich wird. Der erste Zweikampf, die erste Aufforderung, welche ohne meine Einwilligung stattfindet, wird mit strengem Gefängniß, mit einer sehr starken Geldbuße, oder mit einer noch härteren Strafe geahndet, wenn der Fall einen ernsten Schaden für den Dienst zur Folge hat.

„Diejenigen, auf welche diese Verordnungen Anwendung finden dürften, mögen sich dieselben merken; geht, meine Herren.

„Doch hört noch: Fünfzehn von Euch werden sich diesen Abend am Fuß der Treppe Seiner Majestät aufstellen, wenn sie empfängt, und sich, wenn es nöthig ist, auf das erste Zeichen in den Vorzimmern zerstreuen. Fünfzehn halten sich außen, ohne einen scheinbaren Auftrag, und mischen sich unter das Gefolge der Leute, welche

in den Louvre kommen, die übrigen fünfzehn bleiben in der Wohnung."

„Mein Herr," sagte Sainte-Maline, sich Loignac nähernd, „erlaubt mir, nicht einen Rath zu geben, Gott behüte mich! sondern um eine Aufklärung zu bitten; bei jeder guten Truppe ist es Bedürfniß, gut befehligt zu werden; wie sollen wir gemeinschaftlich handeln, wenn wir keinen Anführer haben?"

„Was bin denn ich?"

„Ihr seid unser General."

„Nein, mein Herr, Ihr täuscht Euch, der Herr Herzog von Epernon ist es."

„Ihr seid also unser Brigadier; doch das ist nicht genug, wir müssen einen Officier zu einer Abtheilung von fünfzehn Mann haben."

„Das ist richtig," sprach Loignac; „ich kann mich nicht jeden Tag in drei Theile theilen, und dennoch soll nach meinem Willen keiner von Euch einen andern Vorzug haben, als den des Verdienstes."

„Oh! was diesen Vorzug betrifft, er wird wohl ganz allein zu Tage kommen, und bei der Arbeit werdet Ihr Unterschiede erkennen, wenn dies auch bei dem Gemeinschaftlichen nicht der Fall ist."

„Ich werde also für vorübergehende Führer sorgen," sagte Herr von Loignac, nachdem er einen Augenblick über die Worte von Sainte-Maline nachgedacht hatte; „mit dem Losungswort gebe ich den Namen des Chef; durch dieses Mittel wird jeder seiner Reihe nach zu gehorchen und zu befehlen verstehen; doch bis jetzt kenne ich die Fähigkeiten noch von Keinem; diese Fähigkeiten müssen sich entwickeln, um meine Wahl zu bestimmen. Ich werde beobachten und urtheilen."

Sainte-Maline verbeugte sich und trat in die Reihen zurück.

„Ihr versteht," sagte Loignac, „ich habe Euch in Corporalschaften von fünfzehn abgetheilt; Ihr kennt Eure Nummern: die erste an der Treppe, die zweite im Hof,

die dritte zu Hause; die letztere halb angekleidet und den Degen unter dem Kopfkissen, das heißt bereit, auf das erste Zeichen zu marschiren. Nun geht, meine Herren.

„Herr von Montcrabeau und Herr von Pincorney, morgen bezahlt Ihr Eure Bußen; ich bin der Einnehmer, geht."

Alle gingen hinaus; Ernauton von Carmainges blieb allein.

„Ihr wünscht etwas, mein Herr?" fragte Loignac.

„Ja," antwortete Ernauton sich verbeugend; „mir scheint, Ihr habt vergessen, genau anzugeben, was wir zu thun haben werden. Im Dienste des Königs sein, ist allerdings ein glorreiches Wort; aber ich hätte zu erfahren gewünscht, wie weit dieser Dienst führt."

„Mein Herr," erwiederte Loignac, „das ist eine Frage von zarter Natur, auf welche ich nicht kategorisch zu antworten wüßte."

„Dürfte ich wohl von Euch hören, warum?"

Alle diese Worte wurden mit so ausnehmender Höflichkeit an Herrn von Loignac gerichtet, daß dieser, gegen seine Gewohnheit, vergebens eine strenge Antwort suchte.

„Weil ich selbst zuweilen am Morgen nicht weiß, was ich am Abend zu thun haben werde."

„Mein Herr," sagte Carmainges, „Ihr seid im Verhältniß zu uns so hoch gestellt, daß Ihr viele Dinge wissen müßt, die wir nicht wissen."

„Macht es wie ich, Herr von Carmainges; lernt diese Dinge, ohne daß man sie Euch sagt; ich hindere Euch nicht."

„Ich appellire an Eure Erleuchtung, mein Herr, weil ich, der ich ohne Haß und ohne Freundschaft an den Hof gekommen bin und von keiner Leidenschaft geleitet werde, Euch, ohne mehr werth zu sein, doch nützlicher werden kann, als ein Anderer."

„Ihr habt weder Haß noch Freundschaft?"

„Nein, mein Herr."

„Ihr liebt jedoch wenigſtens den König, ſetze ich voraus?“

„Ich muß es und will es, Herr von Loignac, als Diener, wie als Unterthan und als Edelmann.“

„Nun wohl! das iſt einer von den Hauptpunkten, nach denen Ihr Euch richten müßt; ſeid Ihr ein geſchickter Mann, ſo muß er Euch den finden helfen, welcher demſelben entgegengeſetzt iſt.“

„Sehr gut, mein Herr,“ ſprach Ernauton ſich verbeugend, „ich habe nun meine Richtung. Es bleibt indeſſen noch ein Punkt, der mich ungemein beunruhigt.“

„Welcher, mein Herr?“

„Der leidende Gehorſam?“

„Das iſt die erſte Bedingung.“

„Ich habe dies wohl verſtanden, Herr von Loignac, doch der leidende Gehorſam iſt zuweilen ſchwierig für Männer, welche im Punkte der Ehre zart fühlen.“

„Das geht mich nichts an, Herr von Carmainges.“

„Wenn Euch jedoch ein Befehl mißfällt?“

„Ich leſe die Unterſchrift von Herrn von Epernon, und das tröſtet mich.“

„Und Herr von Epernon?“

„Herr von Epernon lieſt die Unterſchrift Seiner Majeſtät, und tröſtet ſich wie ich.“

„Ihr habt Recht, und ich bin Euer ergebenſter Diener,“ ſprach Ernauton.

Hienach machte er einen Schritt, um ſich zu entfernen; Loignac hielt ihn zurück.

„Ihr habt gewiſſe Gedanken in mir erweckt,“ ſprach er, „und ich werde Euch Dinge ſagen, die ich Anderen nicht ſagen würde, weil dieſe Anderen weder den Muth, noch den Anſtand hatten, mit mir zu reden, wie Ihr es gethan.“

Ernauton verbeugte ſich.

„Mein Herr,“ fuhr Loignac fort, indem er ſich dem jungen Mann näherte, „vielleicht wird dieſen Abend irgend ein Großer kommen. Verliert ihn nicht aus dem Blick,

und folgt ihm überallhin, wohin er gehen wird, wenn er den Louvre verläßt."

„Herr von Loignac erlaubt mir, Euch zu bemerken, mir scheint, das heißt spioniren?"

„Spioniren! glaubt Ihr?" versetzte Loignac mit kaltem Tone; „es ist möglich, doch seht . . ."

Er zog ein Papier aus seiner Brust und reichte es Carmainges; dieser entfaltete dasselbe und las:

„Laßt diesen Abend Herrn von Mayenne Jemand folgen, sollte er es wagen, sich im Louvre einzufinden."

„Unterzeichnet?" fragte Loignac.

„Unterzeichnet von Epernon," las Carmainges.

„Nun, mein Herr?"

„Es ist richtig," erwiederte Ernauton, sich tief verbeugend, „ich werde Herrn von Mayenne folgen."

Und er entfernte sich.

Sechzehntes Kapitel.

Die Herren Bürger von Paris.

Herr von Mayenne, mit dem man sich so viel im Louvre beschäftigte, ohne daß er es vermuthete, entfernte sich aus dem Hotel Guise durch eine Hinterthüre, ganz gestiefelt und zu Pferd, als ob er gerade von der Reise käme, und begab sich mit drei Edelleuten in den Louvre.

Von seiner Ankunft benachrichtigt, ließ Herr von Epernon seinen Besuch dem König melden.

Ebenfalls in Kenntniß gesetzt, hatte Herr von Loignac den Fünf und Vierzig eine zweite Nachricht geben lassen: fünfzehn befanden sich, verabredeter Maßen, in den Vorzimmern, fünfzehn im Hof und vierzehn in ihrer Wohnung.

Wir ſagen vierzehn, weil Ernauton, der, wie der Leſer weiß, einen beſonderen Auftrag erhalten hatte, nicht unter ſeinen Gefährten war.

Da jedoch das Gefolge von Herrn von Mayenne durchaus keine Furcht einflößen konnte, ſo erhielt die zweite Abtheilung Erlaubniß, in die Kaſerne zurückzukehren.

Bei Seiner Majeſtät eingeführt, machte Herr von Mayenne ehrfurchtsvoll dem König eine Aufwartung, die dieſer liebevoll aufnahm.

„Nun, mein Vetter,“ fragte der König, „Ihr beſucht Paris wieder einmal?“

„Ja, Sire,“ antwortete Mayenne: „ich glaubte in meiner Brüder und in meinem Namen kommen zu müſſen, um Eure Majeſtät daran zu erinnern, daß ſie keine treueren Unterthanen hat, als uns.“

„Bei Gott,“ ſprach Heinrich, „das iſt ſo bekannt, daß Ihr, abgeſehen von dem Vergnügen, das Ihr mir, wie Ihr wißt, durch Euren Beſuch macht, Euch in der That dieſe kleine Reiſe erſparen konntet. Ihr müßt ſicherlich noch einen andern Grund gehabt haben.“

„Sire, ich befürchtete, Euer Wohlwollen für das Haus Guiſe könnte durch die ſeltſamen Gerüchte geſchwächt worden ſein, welche unſere Feinde ſeit einiger Zeit in Umlauf bringen.“

„Was für Gerüchte?“ fragte der König mit jener Gutmüthigkeit, die ihn für die Vertrauteſten ſo gefährlich machte.

„Wie,“ fragte Mayenne etwas aus der Faſſung gebracht, „Eure Majeſtät hätte nichts ſagen hören, was für uns ungünſtig geweſen wäre?“

„Mein Vetter,“ ſprach der König, „wißt einmal für allemal, daß ich es nicht dulden würde, wenn man hier Schlimmes von den Herren von Guiſe ſagen wollte; und da man dies hier beſſer weiß, als Ihr es zu wiſſen ſcheint, ſo ſagt man auch nichts.“

„Dann werde ich es nicht bedauern, gekommen zu

ſein, da ich das Glück habe, meinen König zu ſehen und ihn in ſolcher Stimmung zu finden; nur muß ich geſtehen, daß meine Eile unnöthig geweſen ſein wird."

„Oh! Herzog, Paris iſt eine gute Stadt, von der man immer irgend einen Nutzen zu ziehen hat," erwiederte der König.

„Ja, Sire, aber wir betreiben unſere Angelegenheiten in Soiſſons."

„Welche, Herzog?"

„Die Eurer Majeſtät, Sire."

„Es iſt wahr, es iſt wahr, Mayenne, fahrt alſo fort, ſie zu betreiben, wie Ihr es angefangen habt; ich weiß das Benehmen meiner Diener nach Gebühr zu ſchätzen und anzuerkennen."

Der Herzog entfernte ſich lächelnd.

Der König kehrte ſich die Hände reibend in ſein Zimmer zurück.

Loignac machte Ernauton ein Zeichen; dieſer ſagte ſeinem Diener ein Wort und ſchickte ſich an, den vier Reitern zu folgen.

Der Diener lief in den Stall und Ernauton folgte zu Fuß.

Es war keine Gefahr, Herrn von Mayenne zu verlieren; durch die Schwatzhaftigkeit von Perducas von Pincorney war die Ankunft eines Prinzen vom Hauſe Guiſe in Paris bekannt geworden. Bei dieſer Nachricht fingen die guten Liguiſten an, ihre Häuſer zu verlaſſen und ſeine Spur aufzuſuchen.

Mayenne war mit ſeinen breiten Schultern, mit ſeiner runden Geſtalt und ſeinem napfförmigen Bart nicht ſchwer zu erkennen.

Man war ihm bis zum Louvre gefolgt, und hier erwarteten ihn dieſelben Geſellen, um ihn bei ſeinem Austritt wieder in Empfang zu nehmen und bis zu den Pforten ſeines Hotel zu begleiten.

Vergebens ſuchte Mayneville die Eifrigſten zu entfernen, indem er zu ihnen ſagte:

„Nicht so viel Feuer, meine Freunde, nicht so viel Feuer, beim wahrhaftigen Gott! Ihr gefährdet uns.“

Der Herzog hatte nichtsdestoweniger ein Geleite von zwei bis dreihundert Personen, als er zum Hotel Saint-Denis kam, das er zur Wohnung gewählt hatte.

Es war dadurch Ernauton sehr leicht gemacht, dem Herzog zu folgen, ohne bemerkt zu werden.

In dem Augenblick, wo der Herzog zurückkam und sich umkehrte um zu grüßen, glaubte er in einem von den Edelleuten, welche zugleich mit ihm grüßten, den Reiter zu erkennen, der den Pagen oder den der Page begleitete, welchen er durch die Porte Sainte-Antoine hereingebracht, wobei derselbe eine so seltsame Neugierde in Beziehung auf die Einrichtung von Salcède geoffenbart hatte.

Beinahe in demselben Moment und während Mayenne verschwand, durchschnitt eine Sänfte die Menge. Mayneville ging ihr voran, ein Vorhang wurde auf die Seite geschoben, und bei einem Lichtstrahl glaubte Ernauton sowohl seinen Pagen, als die Dame von der Porte Sainte-Antoine zu erkennen.

Mayneville und die Dame wechselten ein paar Worte, und die Sänfte verschwand ebenfalls unter dem Thorweg des Hotels; Mayneville folgte der Sänfte und das Thor wurde wieder geschlossen.

Einen Augenblick nachher erschien Mayneville auf dem Balcon, dankte den Parisern im Namen des Herzogs, und forderte sie, da es spät war, auf, nach Hause zurückzukehren, damit Böswillige ihre Versammlung nicht auf eine schlimme Weise benützen könnten.

Jedermann entfernte sich nach dieser Aufforderung, mit Ausnahme von zehn Männern, welche im Gefolge des Herzogs eingetreten waren.

Ernauton entfernte sich wie die Anderen, oder gab sich vielmehr, während die Anderen weggingen, den Anschein, als entfernte er sich.

Die zehn Auserwählten, die mit Ausschluß der

Uebrigen blieben, waren die Abgeordneten der Ligue, welche bei Herrn von Mayenne erſchienen, um ihm für ſeine Ankunft zu danken, zugleich aber, um ihn zu beſchwören, er möge ſeinen Bruder zum Kommen beſtimmen.

Dieſe würdigen Bürger, die wir ſchon im Helldunkel an dem Abend mit den Panzern geſehen haben, dieſe würdigen Bürger, denen es nicht an Einbildungskraft gebrach, hatten in ihren vorbereitenden Verſammlungen eine Menge von Plänen erſonnen, denen nur noch die Sanction und die Unterſtützung eines Hauptes fehlte, auf das man zählen konnte.

Buſſy-Leclerc meldete, er habe drei Klöſter in der Handhabung der Waffen eingeübt und fünfhundert Bürger einregimentirt, das heißt einen Effectivſtand von tauſend Mann zur Verfügung geſtellt.

Lachapelle hatte die Beamten, die Schreiber und das ganze Volk von Paris bearbeitet. Er konnte zugleich den Rath und die That anbieten, den Rath durch zweihundert Schwarzröcke, die That durch zweihundert Stadtbogenſchützen repräſentiren.

Brigard hatte die Kaufleute der Rue des Lombards, die Pfeiler der Hallen und der Rue Saint-Denis.

Crucé theilte die Anwälte mit Lachapelle-Marteau und verfügte dabei noch über die Univerſität von Paris.

Debar bot alle Schiffsleute und Perſonen vom Hafen, eine gefährliche Gattung, welche ein Contingent von fünf hundert Mann bildete.

Louchard verfügte über fünfhundert Roßtäuſcher und Pferdehändler, wüthende Katholiken.

Ein Kannegießer Namens Bollard und ein Speckhändler Namens Gilbert machten ſich für fünfzehn hundert Schlächter und Speckhändler der Stadt und der Vorſtädte verbindlich.

Meiſter Nicolas Poulain, der Freund von Chicot, bot Alles und Jedermann.

Als der Herzog, gut eingeſchloſſen in einem ſichern

Zimmer, dieſe Mittheilungen und Anerbietungen vernommen hatte, ſagte er:

„Ich bewundere die Kräfte der Ligue, aber ich ſehe das Ziel nicht, das ſie mir ohne Zweifel vorſchlagen will.“

Meiſter Lachapelle-Marteau ſchickte ſich an, eine Rede in drei Punkten zu halten; er pflegte ſehr weitſchweifig zu ſein, das war bekannt; Mayenne ſagte ſchauernd:

„Machen wir geſchwinde.“

Buſſy-Leclerc ſchnitt Marteau das Wort ab und ſprach:

„Gnädigſter Herr, wir haben Durſt nach einer Veränderung, wir ſind die Stärkeren und wollen folglich dieſe Veränderung: das iſt kurz, klar und beſtimmt.“

„Aber wie werdet Ihr zu Werke gehen, um dieſe Veränderung zu erreichen?“ fragte Mayenne.

„Mir ſcheint,“ antwortete Buſſy-Leclerc mit der Freimüthigkeit, welche bei einem Mann von ſeiner niedrigen Stellung für Frechheit angeſehen werden konnte, „mir ſcheint, da der Gedanke der Union von unſeren Häuptern herrührt, ſo iſt es an dieſen, und nicht an uns, das Ziel zu bezeichnen.“

„Meine Herren,“ ſprach Mayenne, „Ihr habt vollkommen Recht, das Ziel muß von denjenigen bezeichnet werden, welche die Ehre haben, Eure Führer zu ſein; doch es iſt hier nothwendig, zu wiederholen, daß der General zu beurtheilen hat, in welchem Augenblick die Schlacht geliefert werden ſoll, und daß er, mag er immerhin ſeine Truppen in Reihe und Glied aufgeſtellt, bewaffnet und voll Eifer ſehen, das Signal zum Angriff nur geben wird, wenn er dies thun zu müſſen glaubt.“

„Aber, gnädigſter Herr,“ erwiederte Crucé, „die Ligue hat Eile, was wir ſchon einmal Euch zu ſagen uns erlaubten.“

„Eile wozu, Herr Crucé?“ fragte Mayenne.

„Anzukommen.“

„Wo?“

„Bei unserem Ziele; wir haben auch unsern Plan.“

„Dann ist es etwas Anderes,“ versetzte Mayenne; „wenn Ihr Euren Plan habt, vermag ich nichts mehr zu sagen.“

„Ja, gnädigster Herr; doch können wir auf Eure Unterstützung rechnen?“

„Ganz gewiß, wenn dieser Plan mir und meinem Bruder entspricht.“

„Es ist wahrscheinlich, Monseigneur, daß er Euch entsprechen wird.“

„Laßt Euren Plan hören.“

Die Liguisten schauten sich an; zwei oder drei bedeuteten Lachapelle-Marteau durch ein Zeichen, er möge sprechen.

Lachapelle-Marteau trat vor und schien den Herzog um Erlaubniß zu bitten, sich erklären zu dürfen.

„Sprecht,“ sagte der Herzog.

„Hört,“ begann Lachapelle-Marteau. „Der Gedanke ist Leclerc, Crucé und mir gekommen. Wir haben unsern Plan wohl überlegt, und es ist wahrscheinlich, daß sein Resultat gewiß ist.“

„Zur Sache, Herr Marteau, zur Sache.“

„Es gibt mehrere Punkte in der Stadt, welche die Kräfte der Stadt unter sich verbinden: das kleine und das große Chatelet, den Pallast des Temple, das Stadthaus, das Arsenal und den Louvre.“

„Das ist wahr,“ sprach der Herzog.

„Alle diese Punkte werden durch stehende Garnisonen vertheidigt, welche jedoch zu überwinden sind, da sie nicht auf einen Handstreich gefaßt sein können.“

„Ich gebe auch dieses zu.“

„Die Stadt wird jedoch überdies vertheidigt vom Hauptmann von der Scharwache mit seinen Bogenschützen, welche die Vertheidigung von Paris bis zu den wirklich von Gefahren bedrohten Stellen erstrecken.

„Wir haben nun Folgendes ersonnen:“

„In seiner Wohnung den Hauptmann von der Scharwache festnehmen„ der bei der Couture-Sainte-Catherine wohnt.

„Der Handstreich läßt sich ohne Lärmen ausführen, da der Ort öde und abgelegen ist.“

Mayenne schüttelte den Kopf und erwiederte:

„So öde und abgelegen er sein mag, so sprengt man doch nicht ein gutes Thor und thut nicht etliche und zwanzig Büchsenschüsse ohne einigen Lärmen.“

„Wir haben diesen Einwurf vorhergesehen, gnädigster Herr; einer von den Bogenschützen des Hauptmanns von der Scharwache ist uns ergeben. Mitten in der Nacht klopfen wir nun zwei oder dreimal an das Thor; der Bogenschütze öffnet uns und meldet dem Hauptmann, Seine Majestät wolle ihn sprechen. Das ist nichts Auffallendes. Ungefähr einmal im Monat wird dieser Officier zum König berufen, um Meldungen zu machen und Aufträge in Empfang zu nehmen. Ist das Thor offen, so lassen wir zehn Mann von den Schiffsleuten eintreten, welche im Quartier Saint-Paul wohnen und den Hauptmann von der Scharwache expediren.“

„Das heißt erwürgen.“

„Ja, gnädigster Herr. So sind die ersten Befehle zur Vertheidigung abgeschnitten. Es ist wahr, es können andere Behörden, andere Beamte von den zitternden Bürgern oder den Politikern vorgeschoben werden; da ist der Herr Präsident, sodann der Chevalier d'O, Herr von Chiverney, der Herr Staatsanwalt Laguesle; nun wohl! man wird sich ihrer Häuser zu gleicher Zeit bemächtigen; die Bartholomäus-Nacht hat uns gelehrt, wie man das macht, und man wird sie behandeln, wie man den Herrn Hauptmann von der Scharwache behandelt hat.“

„Ah! ah!“ rief der Herzog, der die Sache ernst fand.

„Das wird eine vortreffliche Gelegenheit sein, gnädigster Herr, über die Politiker herzufallen, welche sämmtlich

unſeren Quartieren bezeichnet ſind, um den religiöſen wie den politiſchen Ketzern den Garaus zu machen."

„Dies Alles iſt herrlich," ſprach Mayenne, „doch Ihr habt mir nicht erklärt, ob Ihr auch in einem Augenblick den Louvre, ein wahres befeſtigtes Schloß, nehmen werdet, wo beſtändig Garden und Edelleute wachen. Der König, ſo ſchüchtern er auch ſein mag, wird ſich nicht erwürgen laſſen, wie der Hauptmann von der Scharwache; er wird das Schwert ergreifen, und, bedenkt wohl, er iſt der König; ſeine Gegenwart wird eine große Wirkung auf die Bürger hervorbringen und man wird Euch ſchlagen."

„Wir haben vier tauſend Mann zur Expedition nach dem Louvre ausgewählt, und vier tauſend Mann lieben den Valois nicht hinreichend, daß ſeine Gegenwart die von Euch bezeichnete Wirkung hervorbringen dürfte."

„Ihr glaubt, das werde genügen?"

„Gewiß, wir ſind Zehn gegen Einen," ſprach Buſſy-Leclerc.

„Und die Schweizer? es ſind ihrer vier tauſend, meine Herren."

„Ja, aber ſie ſtehen in Lagny, und Lagny iſt acht Meilen von Paris; nehme ich nun an, der König könne ſie benachrichtigen laſſen, ſo brauchen die Boten zwei Stunden zu dem Ritt, die Schweizer acht Stunden, um den Weg zu Fuß zurückzulegen, das macht zehn Stunden, und ſie werden gerade zu rechter Zeit kommen, um an den Barrieren feſtgenommen zu werden, denn in zehn Stunden ſind wir Herren der ganzen Stadt."

„Wohl! es ſei, ich gebe dies Alles zu; der Hauptmann von der Scharwache iſt erwürgt; die Politiker ſind umgebracht, die Behörden der Stadt ſind verſchwunden; alle dieſe Hinderniſſe ſind überwunden; ohne Zweifel habt Ihr Euch entſchieden, was Ihr dann thun werdet?"

„Wir machen eine Regierung als ehrliche Leute, wie wir ſind," ſprach Brigard, „und wenn wir nur in unſerem kleinen Gewerbe mit Vortheil arbeiten, wenn uns

das Brod für unsere Frauen und Kinder gesichert ist, verlangen wir nicht mehr. Der Ehrgeiz des Einen oder des Andern von uns wird ihn vielleicht wünschen lassen, Zehner, oder Viertelsmeister oder Commandant einer Compagnie zu werden; nun, Herr Herzog, wir werden es sein, aber höher streben unsere Wünsche nicht; Ihr seht, daß wir nicht anspruchsvoll sind."

„Herr Brigard, Ihr sprecht goldene Worte," sagte der Herzog; „ja, Ihr seid ehrlich, ich weiß es wohl, und Ihr werdet in Euren Reihen keine Mischung dulden."

„Oh! nein, nein," riefen mehrere Stimmen, „keine Hefe bei dem guten Wein."

„Vortrefflich!" rief der Herzog, „das heiße ich sprechen. Laßt nun hören, Herr Lieutenant von der Prevoté, sagt, gibt es viele Taugenichtse und schlimmes Volk auf der Ile-de-France?"

Nicolas Poulain, der sich nicht ein einziges Mal vorangestellt hatte, trat nun gleichsam wider seinen Willen vor und antwortete:

„Ja, gnädigster Herr; es gibt nur zu viel."

„Könnt Ihr uns ungefähr die Zahl dieses Pöbels nennen?"

„Ja, ungefähr."

„Schätzt ihn also, Meister Poulain."

Poulain rechnete an den Fingern.

„Diebe: drei bis vier tausend.

„Müßiggänger und Bettler: zwei tausend bis zwei tausend fünfhundert.

„Gelegentliche Diebe: fünfzehn hundert bis zwei tausend.

„Mörder: vier bis fünf hundert."

„Gut: gering gerechnet sind dies sechs tausend oder sechs tausend fünf hundert Galgenvögel. Welcher Religion gehören diese Leute an?"

„Wie beliebt, gnädigster Herr?" fragte Poulain.

„Sind es Hugenotten oder Katholiken?"

Lachend erwiederte Poulain:

„Sie sind von allen Religionen, Monseigneur, oder vielmehr von einer einzigen: ihr Gott ist das Gold, und das Blut ist ihr Prophet.“

„Gut, und was ist ihr politisches Glaubensbekenntniß? Sind sie Anhänger von Valois, sind sie Ligwisten, eifrige Politiker, oder Navarresen?“

„Sie sind Räuber und Diebe.“

„Gnädigster Herr,“ sprach Crucé, „glaubt nicht, daß wir diese Menschen je zu Verbündeten nehmen werden.“

„Nein, ich denke das nicht, und das ist es gerade, was mich ärgert.“

„Und warum ärgert Euch das?“ fragten erstaunt einige Mitglieder der Deputation.

„Ah! begreift wohl, meine Herren, diese Leute, welche keine Religion, keine Meinung haben, und folglich nicht mit Euch fraterniſiren, werden, wenn sie sehen, daß es in Paris keine Behörden, keine öffentliche Macht, kein Königthum, nichts mehr von dem gibt, was sie noch im Zaum hält, Eure Buden plündern, während Ihr Krieg führt, und Eure Häuser ausleeren, indeß Ihr den Louvre besetzt; bald werden sie sich an die Schweizer gegen Euch, bald an Euch gegen die Schweizer anschließen, so daß sie stets die Stärkeren sind.“

„Teufel!“ riefen die Deputirten, indem sie sich einander anschauten.

„Ich denke, das ist ernst genug, um es in Erwägung zu ziehen, nicht wahr, meine Herren?“ sagte der Herzog. „Ich meines Theils beschäftige mich sehr viel hiemit und werde ein Mittel suchen, diesem Uebel zu begegnen; denn vor Allem Euer Intereſſe, das ist der Wahlspruch meines Bruders und der meinige.“

Die Deputirten ließen ein Gemurmel des Beifalls vernehmen.

„Meine Herren, erlaubt einem Mann, der vier und zwanzig Meilen Tag und Nacht zu Pferd zurückgelegt hat, einige Stunden zu schlafen; es ist keine Gefahr im

Verzug, wenigstens jetzt nicht, während, wenn Ihr handeln würdet, Gefahr vorhanden wäre; das ist vielleicht nicht Eure Ansicht?"

„Doch, Herr Herzog," sprach Brigard.

„Sehr gut."

„Wir nehmen also unterthänigst Abschied von Euch, gnädigster Herr," fuhr Brigard fort, „und wenn Ihr uns eine neue Zusammenkunft bestimmen wolltet . . ."

„Seid unbesorgt, so bald als möglich, meine Herren," sagte Mayenne; „morgen vielleicht, spätestens übermorgen."

Und er entließ sie ganz betäubt über diese Vorhersehung, welche eine Gefahr entdeckt hatte, die ihnen entfernt nicht eingefallen war.

Doch kaum war er verschwunden, als sich eine in der Tapete verborgene Thüre öffnete und eine Frau hastig in den Saal trat.

„Die Herzogin!" riefen die Abgeordneten.

„Ja, meine Herren, und sie wird Euch der Verlegenheit entziehen," rief die Herzogin.

Die Abgeordneten, welche ihre Entschlossenheit kannten, aber auch ihren Enthusiasmus fürchteten, drängten sich um sie.

„Meine Herren," fuhr die Herzogin lächelnd fort, „was die Hebräer thun konnten, hat Judith allein gethan; hofft. Ich habe auch meinen Plan."

Und sie reichte den Liguisten zwei weiße Hände, welche die Artigsten küßten, und entfernte sich sodann durch die Thüre, durch die Mayenne weggegangen war.

„Bei Gott!" rief Buffy-Leclerc, der sich den Schnurrbart leckte und der Herzogin folgte, „das ist entschieden der Mann der Familie!"

„Uf!" murmelte Nicolas Poulain, indem er sich den Schweiß abwischte, der ihm beim Anblick von Frau von Montpensier auf die Stirne getreten war, „ich wollte, ich wäre aus Allem heraus."

Siebzehntes Kapitel.

Bruder Borromée.

Es war ungefähr zehn Uhr Abends; die Herren Abgeordneten kehrten ziemlich zerknirscht zurück und verließen sich an jeder Straßenecke, wo sie ihren Privatwohnungen nahe kamen, unter dem Austausch von Höflichkeiten.

Nicolas Poulain, der am entferntesten von Allen wohnte, ging zuletzt allein und dachte über die peinliche Lage nach, die ihn hatte die Worte ausstoßen lassen, mit denen der letzte Paragraph unseres letzten Kapitels beginnt.

Der Tag war in der That für alle Welt und besonders für ihn furchtbar an Ereignissen gewesen.

Er kehrte also ganz schauernd über das, was er vernommen, nach Hause zurück und sagte sich, wenn es der Schatten für geeignet erachtet habe, ihn zur Anzeige des Complottes von Vincennes anzutreiben, so würde es ihm Robert Briquet nie vergeben, daß er den von Lachapelle-Marteau vor dem Herzog von Mayenne so naiv entwickelten Plan des Manoeuvrirens nicht geoffenbart.

Während er in das tiefste Nachdenken versunken war und durch die Rue de la Pierre-au-Réal, eine Art von vier Fuß breitem Darm ging, der nach der Rue Neuve-Saint-Méry führte, sah Nicolas Poulain in der ihm entgegengesetzten Richtung einen Jacobiner herbeilaufen, der seinen Rock bis an die Kniee aufgeschürzt hatte.

Man mußte ausweichen, denn es konnten nicht zwei Christen neben einander in dieser Gasse gehen.

Nicolas Poulain dachte, die mönchische Demuth würde ihm, dem Manne vom Schwert, die Höhe des Pflasters überlassen; doch dem war nicht so; der Mönch lief wie ein Hirsch, den man aufgetrieben; er lief dergestalt, daß er eine Mauer umgeworfen hätte, und Nicolas Poulain

trat brummend, um nicht niedergeworfen zu werden, auf die Seite.

Nun aber begann für sie in diesem von Häusern besetzten Engpaß die peinliche Evolution, die zwischen zwei unentschlossenen Menschen stattfindet, welche beide gern vorübergehen möchten, sich nicht hindern wollen und stets sich wieder in die Arme geführt sehen.

Poulain schwur, der Mönch fluchte, und der Kuttenmann packte, minder geduldig als der Schwertmann, diesen um den Leib, um ihn an die Wand zu drücken.

In diesem Gemenge und während sie auf dem Punkte waren, sich zu schelten, erkannten sie sich.

„Bruder Borromée!“ sagte Poulain.

„Meister Nicolas Poulain!“ rief der Mönch.

„Wie befindet Ihr Euch?“ fragte Poulain mit jener bewundernswürdigen Freundlichkeit und unstörbaren Zahmheit des Pariser Bürgers.

„Sehr schlecht,“ erwiederte der Mönch, der viel schwerer zu besänftigen war, als der Laie; „denn Ihr haltet mich auf und ich habe große Eile.“

„Ihr Teufel von einem Menschen!“ versetzte Poulain; „stets kriegerisch wie ein Römer! Aber wohin, des Teufels! lauft Ihr zu dieser Stunde in solcher Hast? brennt die Priorei?“

„Nein, aber ich ging zu der Frau Herzogin, um mit Mayneville zu sprechen.“

„Zu welcher Herzogin?“

„Es gibt nur eine, wie mir scheint, bei der man mit Mayneville reden kann,“ sagte Borromée, der Anfangs kategorisch mit dem Lieutenant der Prevots sprechen zu müssen geglaubt hatte, weil dieser Lieutenant ihn folgen lassen konnte, jedoch ohne daß er zu mittheilsam gegen den Neugierigen sein wollte.

„Was wolltet Ihr bei Frau von Montpensier machen?“ sagte Nicolas Poulain.

„Eil mein Gott,“ erwiederte Borromée auf eine scheinbare Antwort bedacht, „unser ehrwürdiger Prior

sollte auf die Bitte von Frau von Montpensier deren Gewissensrath werden; doch es hat ihn ein Skrupel erfaßt, und er weigert sich, dem Gesuch zu entsprechen. Die Zusammenkunft war auf morgen bestimmt, und ich soll nun im Auftrag von Dom Modeste Gorenflot der Herzogin sagen, sie könne nicht auf ihn rechnen."

„Sehr gut, aber, mein lieber Bruder, Ihr seht mir nicht aus, als ginget Ihr nach dem Hotel Guise; ich sage sogar noch mehr, Ihr wendet ihm völlig den Rücken zu."

„Das ist wahr, denn ich komme davon her," erwiederte Borromée.

„Aber wohin geht Ihr?"

„Man hat mir im Hotel gesagt, die Frau Herzogin mache einen Besuch bei Herrn von Mayenne, der diesen Abend angekommen sei und im Hotel Saint-Denis wohne."

„Reine Wahrheit . . . der Herzog ist wirklich im Hotel Saint-Denis und die Frau Herzogin bei ihm; aber, Gevatter, ich bitte Euch, wozu soll es nützen, daß Ihr den Schlauen gegen mich spielt? Der Säckelmeister ist es gewöhnlich nicht, den man die Commissionen des Klosters besorgen läßt."

„Bei einer Prinzessin, warum nicht?"

„Und Ihr, der Vertraute von Mayneville, glaubt nicht an die Beichten der Frau Herzogin von Montpensier?"

„Woran sollte ich denn glauben?"

„Was Teufels! mein Lieber, Ihr wißt wohl, wie weit die Mitte der Straße von der Priorei entfernt ist, da Ihr es mich habt messen lassen; nehmt Euch in Acht! Ihr sagt mir so wenig, daß ich vielleicht zu viel glauben werde."

„Und Ihr habt Unrecht, lieber Herr Poulain, ich weiß nichts Anderes. Haltet mich nicht länger zurück, ich bitte Euch, denn ich würde die Frau Herzogin nicht mehr finden."

„Ihr könnt sie immer in ihrem Hause finden, wohin sie zurückkehren wird, und wo Ihr hättet warten sollen.“

„Ah! bei Gott, es wäre mir auch nicht unangenehm, den Herrn Herzog ein wenig zu sehen; Ihr kennt ihn, wenn ich ihn zu seiner Geliebten gehen lasse, so kann man seiner nicht mehr habhaft werden.“

„Das heiße ich reden. Nun, da ich weiß, mit wem Ihr zu thun habt, lasse ich Euch gehen; Gott befohlen und viel Glück.“

Als Borromée den Weg frei sah, warf er im Austausch für die an ihn gerichteten Wünsche Nicolas Poulain leichthin einen guten Abend zu und enteilte durch die geöffnete Gasse.

„Oh! oh! abermals etwas Neues,“ sagte Nicolas Poulain zu sich selbst, während er dem allmälig im Schatten verschwindenden Jacobiner nachschaute; „doch welches Bedürfniß habe ich, in des Teufels Namen! Alles zu erfahren, was vorgeht? Sollte ich zufällig Geschmack an dem Handwerk finden, das ich zu treiben verdammt bin? Pfui doch!“

Und er legte sich zu Bette, nicht mit der Ruhe eines guten Gewissens, sondern mit der Ruhe, die uns in allen Lagen dieser Welt die Unterstützung eines Stärkeren, als wir sind, gewährt.

Mittlerweile setzte Borromée seinen Lauf fort, dem er eine Schnelligkeit verlieh, die ihm Hoffnung gab, die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Er kannte in der That die Gewohnheiten von Herrn von Mayenne und hatte ohne Zweifel Gründe, die er Meister Nicolas Poulain nicht auseinanderzusetzen müssen glaubte.

Immerhin ist es gewiß, daß er ganz schwitzend und schnaufend im Hotel Saint-Denis in dem Augenblick ankam, wo der Herzog, nachdem er mit Frau von Montpensier ihre wichtigen Angelegenheiten besprochen, sich

von seiner Schwester verabschiedete, um frei jene Dame der Cité besuchen zu können, über die sich Joyeuse, wie wir wissen, zu beklagen hatte.

Nach mehreren Bemerkungen über den Empfang des Königs und über den Plan der Zehn, waren der Bruder und die Schwester dahin übereingekommen:

Der König hätte keinen Verdacht und machte sich von Tag zu Tag leichter angreifbar.

Das Wichtige wäre, die Ligue in den nördlichen Provinzen zu organisiren, während der König seinen Bruder im Stiche ließe und Heinrich von Navarra vergäße.

Von den beiden letzteren Feinden wäre der Herzog von Anjou allein mit seinem dumpfen Ehrgeiz zu fürchten; von Heinrich von Navarra wüßte man durch gut unterrichtete Spione, daß er sich nur um seine Liebesangelegenheiten mit seinen drei oder vier Maitressen bekümmerte.

„Paris ist vorbereitet," sagte Mayenne laut; „doch ihre Verbindung mit der königlichen Familie gibt den Politikern und den wahren Royalisten Kraft; man muß einen Bruch zwischen dem König und seinen Verbündeten abwarten; bei dem unbeständigen Charakter von Heinrich kann dieser Bruch nicht lange ausbleiben.

„Da jedoch nichts drängt, so warten wir," fügte Mayenne bei.

„Ich," sagte die Herzogin ganz leise, „ich hatte zehn in allen Quartieren von Paris verbreitete Männer nöthig, um Paris zu dem Streiche aufzuwiegeln, auf den ich sinne; ich habe diese zehn Männer gefunden und verlange nicht mehr."

So weit waren sie, der Eine mit seinen Zwiegesprächen, die Andere mit ihren Beiseitreden, als Mayneville plötzlich eintrat und meldete, Bruder Borromée wolle den Herrn Herzog sprechen.

„Borromée?" sagte der Herzog erstaunt, „wer ist das?"

„Gnädigster Herr," antwortete Mayneville, „es ist

derjenige, welchen Ihr von Nancy schicktet, als ich Eure Hoheit um einen Mann von Thätigkeit und um einen Mann von Geist bat."

„Ich erinnere mich; ich antwortete Euch, ich hätte Beides in Einem, und schickte Euch den Kapitän Borroville. Hat er seinen Namen verändert und heißt jetzt Borromée?"

„Ja, gnädigster Herr, den Namen und die Uniform. Er nennt sich Borromée und ist Jacobiner."

„Borroville Jacobiner?"

„Ja, Herr Herzog."

„Und warum ist er denn Jacobiner? Der Teufel muß sehr gelacht haben, als er ihn unter der Kutte erkannte."

Die Herzogin machte Mayneville ein Zeichen.

„Warum er Jacobiner ist?" erwiederte er. „Ihr sollt es später erfahren, es ist nicht unser Geheimniß, Monseigneur, und mittlerweile hören wir immerhin den Kapitän Borroville oder den Bruder Borromée, wie es Euch beliebt."

„Ja, um so mehr, als mich sein Besuch beunruhigt," sagte Frau von Montpensier.

„Und mich auch, ich gestehe es," fügte Mayneville bei.

„So führt ihn also, ohne einen Augenblick zu verlieren, ein," rief die Herzogin.

Der Herzog schwebte zwischen dem Verlangen, den Boten zu hören, und der Furcht, das Rendezvous bei der Geliebten zu versäumen.

Er schaute nach der Thüre und auf die Uhr.

„Ei! Borroville," rief der Herzog, der sich trotz einer gewissen üblen Laune des Lachens nicht enthalten konnte, „wie seid Ihr verkleidet, mein Freund!"

„Gnädigster Herr," sprach der Kapitän, „es ist mir in der That sehr unbehaglich unter dem vertenfelten Rock, aber was sein muß, muß sein, wie Herr von Guise, der Vater, sagte."

„Ich habe Euch nicht in diesen Rock gesteckt,“ erwiederte der Herzog; „und Ihr dürft mir deshalb nicht grollen.“

„Nein, die Frau Herzogin hat es gethan, doch ich bin ihr darum nicht böse, weil ich in ihrem Dienste darin stecke.“

„Gut, empfangt meinen Dank, Kapitän; und nun laßt hören, was habt Ihr uns noch so spät zu sagen?“

„Was ich Euch leider nicht früher sagen konnte, Monseigneur, denn ich hatte die ganze Priorei auf dem Nacken,“

„Sprecht.“

„Herr Herzog, der König schickt dem Herrn Herzog von Anjou Hülfstruppen.“

„Bah!“ rief Mayenne, „wir kennen dieses Lied; man singt es uns schon drei Jahre.“

„Oh! ja. Doch diesmal gebe ich Euch die Kunde als sicher, gnädigster Herr.“

„Hm!“ machte Mayenne mit einer Kopfbewegung der eines Pferdes ähnlich, das sich bäumt, „als sicher?“

„Heute, in der vergangenen Nacht, nämlich Morgens um zwei Uhr ist Herr von Joyeuse nach Rouen abgereist. Er schifft sich in Dieppe ein und bringt drei tausend Mann nach Antwerpen.“

„Oh! oh!“ rief der Herzog, „wer hat Euch das gesagt?“

„Ein Mann, der selbst nach Navarra reist, gnädigster Herr.“

„Nach Navarra, zu Heinrich?“

„Ja, gnädigster Herr.“

„Und in wessen Auftrag geht er zu Heinrich?“

„Im Auftrag des Königs. Ja, Monseigneur, im Auftrag des Königs und mit einem Brief des Königs.“

„Wer ist dieser Mann?“

„Er heißt Robert Briquet.“

„Weiter?“

„Es ist ein vertrauter Freund von Dom Sorenflot. Sie duzen sich.“

„Botschafter des Königs?“

„Dessen bin ich sicher; er hat vom Louvre ein Beglaubigungsschreiben kommen lassen, und einer unserer Mönche hat diesen Auftrag besorgt.“

„Und dieser Mönch?“

„Ist unser kleiner Krieger, Jacques Clement, derjenige, welchen Ihr bemerkt habt, Frau Herzogin.“

„Und der Ungeschickte hat Euch den Brief nicht mitgetheilt?“ fragte Mayenne.

„Monseigneur, der König hat ihm denselben nicht übergeben, sondern durch eigene Leute dem Boten überbringen lassen.“

„Gottes Tod! wir müssen den Brief haben.“

„Gewiß müssen wir ihn haben,“ sagte die Herzogin.

„Warum habt Ihr nicht hieran gedacht?“ sprach Mayneville.

„Ich dachte wohl daran und wollte dem Boten einen meinen Leuten, einen wahren Hercules, beigeben; Robert Briquet mißtraute und schickte ihn zurück.“

„Ihr hättet selbst gehen müssen.“

„Unmöglich.“

„Warum?“

„Er kennt mich.“

„Als Mönch hoffentlich, nicht als Kapitän.“

„Meiner Treue! ich [illegible] nicht; dieser Robert Briquet hat ein Auge, das einen sehr in Verlegenheit bringt.“

„Was für ein Mensch ist es denn?“ fragte Mayenne.

„Groß, dürr, ganz Nerven, ganz Muskeln, ganz Knochen, gewandt, höhnisch und schweigsam.“

„Ah! ah! und er handhabt den Degen?“

„Wie derjenige, welcher ihn erfunden hat, Monseigneur.“

„Lange Gestalt?“

„Monseigneur, er hat alle Gestalten.“

„Freund des Priors?“

„Von der Zeit her, wo dieser noch einfacher Mönch war.“

„Oh! ich habe einen Verdacht und werde mir Aufklärung verschaffen,“ rief Mayenne.

„Thut das geschwinde, denn weit geschlitzt, wie er ist, muß dieser Bursche tüchtig marschiren.“

„Borroville,“ sprach Mayenne, „Ihr werdet nach Soissons abreisen, wo mein Bruder ist.“

„Aber die Priorei, gnädigster Herr?“

„Seid ihr so verlegen, Dom Gorenflot eine Geschichte zu machen?“ entgegnete Mayenne; „glaubt er nicht was Ihr ihm glauben machen wollt? Ihr sagt Herrn von Guise Alles, was Ihr von der Sendung von Herrn von Joyeuse wißt,“ fuhr Mayenne fort.

„Gut, Monseigneur.“

„Und Navarra, vergeßt Ihr Navarra, Mayenne?“ sagte die Herzogin.

„Ich vergesse es so wenig, daß ich dies selbst übernehme,“ erwiederte Mayenne. „Mann satle mir ein frisches Pferd, Maineville.“

Dann fügte er leise bei:

„Sollte er noch leben? ... Oh! ja, er muß leben!“

Achtzehntes Kapitel.

Chicot der Lateiner.

Man erinnert sich, daß Chicot nach dem Abgang der jungen Leute raschen Schrittes maschirt war.

Sobald sie aber an einem Abhange verschwunden, blieb Chicot, der wie ein Argus das Vorrecht, von hinten zu sehen, zu haben schien und weder Ernauton, noch

Sainte-Maline mehr sah, blieb Chicot, sagen wie, auf em Höhenpunkte des Hügels stehen und befragte den Horizont, die Ebene, die Gebüsche, den Fluß, Alles end- ich bis auf die Lämmerwolken, welche schief hinter den roßen Ulmen am Wege hinschlüpften, und als er sicher var, daß ihn Niemand belästigte oder bespähte, setzte er ich an den Rand eines Grabens, lehnte den Rücken an inen Baum und fing das an, was er seine Gewissens- rüfung nannte.

Er hatte zwei Börsen, denn es war ihm nicht ent- angen, daß der ihm von Sainte-Maline übergebene Beutel außer dem königlichen Brief gewisse runde, rollende Gegenstände enthielt, welche ungemein Gold oder gemünz- rm Silber glichen.

Der Beutel war eine wahre königliche Börse, mit wei H bezeichnet, von denen das eine unten, das andere ben aufgestickt.

„Das ist hübsch," sagte Chicot, indem er die Börse betrachtete, „das ist reizend vom König! Sein Name, sein Wappen! man kann nicht großmüthiger und nicht alberner sein.

„Ich werde entschieden nichts aus ihm machen!

„Bei meinem Ehrenwort," fuhr Chicot fort, „wenn Eines mich in Erstaunen setzt, so ist es das, daß der gute König nicht zugleich auf dieselbe Börse den Brief, mit dem er mich zu seinem Schwager schickt, und meinen Empfangsschein hat sticken lassen. Warum sollen wir uns Zwang anthun? Die ganze politische Welt handelt heut zu Tage unter freiem Himmel; treiben wir die Po- litik wie die ganze Welt. Bah! wenn man diesen armen Chicot ein wenig ermorden würde, wie man es schon mit dem Eilboten gemacht hat, den derselbe Heinrich nach Rom an Herrn von Joyeuse schickte, — das wäre nur ein Freund weniger; und die Freunde sind in diesen Zeit- läuften etwas so Gewöhnliches, daß man verschwenderisch damit sein kann.

„Wie schlecht wählt Gott, wenn er wählt.

„Sehen wir zuerst, wie viel Geld in der Börse ist
den Brief untersuchen wir hernach . . . hundert Thaler
gerade die Summe, welche ich von Gorenflot entlehnt
habe . . . Das ist in der That königlich. Ah! ich bitte
um Verzeihung, wir wollen nicht verleumden. Hier ist
ein kleines Päckchen spanisches Gold . . . fünf Quadrupel
. . . äußerst delicat; sehr hübsch, Henriquet! wahrlich,
wären nicht die Namenszüge und die Lilien, die mir
überflüssig scheinen, so würde ich ihm einen Kuß zusen-
den . . .

„Diese Börse belästigt mich; es kommt mir vor, als
müßten die Vögel, die über meinem Kopfe hinfliegen,
mich für einen königlichen Emissär halten und ver-
spotten, oder, was noch schlimmer ist, mich den Vorüber-
gehenden als einen solchen angeben."

Chicot leerte seine Börse in seine hohle Hand, zog
aus seiner Tasche den einfachen linnen Sack von Goren-
flot, schob das Gold und das Silber hinein und sagte
zu den Thalern:

„Ihr könnt ruhig beisammen bleiben, meine Kinder,
denn Ihr kommt aus demselben Land."

Hienach nahm er den Brief aus dem Beutel, legte
an seine Stelle einen Kiesel, den er aufhob, zog die
Schnüre über dem Kiesel zusammen und warf ihn, wie
es ein Schleuderer mit einem Steine thut, in die Orge,
die sich an seiner Seite hinschlängelte.

Das Wasser spritzte auf, es bildeten sich manchfal-
tig zwei oder drei Kreise auf der ruhigen Oberfläche, die
allmälig weiter wurden und sich an ihrem Rande brachen.

„Das ist für mich," sagte Chicot, „nun wollen wir
für Heinrich arbeiten."

Und er nahm den Brief, den er auf den Boden ge-
legt hatte, um den Beutel leichter in das Wasser zu
schleudern.

Doch es kam ein mit Holz beladener Esel des Weges.
Zwei Frauen führten diesen Esel, der so stolz ein

herschritt, als ob er statt des Holzes Reliquien tragen würde.

Chicot verbarg den Brief unter seiner breiten Hand, die er auf den Boden gestützt hatte, und ließ sie vorüberziehen.

Sobald er wieder allein war, nahm er den Brief, zerriß den Umschlag und zerbrach das Siegel mit der unstörbarsten Ruhe, als ob es sich um den Brief eines Anwalts gehandelt hätte.

Dann nahm er den Umschlag wieder, rollte ihn zusammen, zermalmte das Siegel zwischen zwei Steinen und schleuderte Alles dem Beutel nach.

„Nun wollen wir uns einmal den Styl betrachten," sagte Chicot.

Und er entfaltete den Brief und las:

„„Theuerster Bruder, die tiefe Liebe, welche unser theuerster Bruder, der selige König Karl IX. für Euch hegte, wohnt noch unter den Gewölben des Louvre und hält beharrlich Stand in meinem Herzen.""

Chicot verbeugte sich.

„„Es widerstrebt mir auch, daß ich über traurige, ärgerliche Dinge mit Euch sprechen muß; doch Ihr seid stark im Mißgeschick; ich zögere daher nicht, Euch diese Dinge mitzutheilen, die man nur muthigen und erprobten Freunden sagt.""

Chicot unterbrach sich mit einer abermaligen Verbeugung.

„„Ueberdies," fuhr er fort, „habe ich ein königliches Interesse, Euch zu überzeugen; dieses Interesse ist die Ehre meines Namens und des Eurigen, mein Bruder.

„„Wir gleichen uns in dem Punkt, daß wir Alle von Feinden umgeben sind. Chicot wird Euch das erklären.""

„Chicotus explicabit," ſagte Chicot, „oder vielmehr evolvet, was unendlich eleganter iſt."

„„Euer Diener, der Herr Vicomte von Turenne, gibt täglich Anlaß zum Aergerniß an Eurem Hofe; Gott verhüte es, daß ich in Eure Angelegenheiten ſchaue, wenn nicht für Euer Beſtes und für Eure Ehre, aber Eure Frau, die ich zu meinem großen Bedauern meine Schweſter nenne, ſollte ſtatt meiner mehr Rückſicht für Euch haben ... was ſie nicht thut.""

„Oh! oh!" ſagte Chicot in ſeinen lateiniſchen Ueberſetzungen fortfahrend: Quaeque omittit facere. Das iſt hart."

„„Ich fordere Euch daher auf, mein Bruder, darüber zu wachen, daß das Verhältniß von Margot mit dem Vicomte von Turenne, der ganz ſonderbar mit unſeren Feinden in Verbindung ſteht, dem Hauſe Bourbon nicht Schmach und Schaden bringt. Statuirt ein gutes Beiſpiel, ſobald Ihr der Sache ſicher ſeid, und verſichert Euch der Sache, ſobald Ihr Chicot meinen Brief habt erklären hören.""

„Statim atque audiveris Chicotum litteras explicantem. Fahren wir fort."

„„Es wäre ärgerlich, wenn der geringſte Verdacht über der Legitimität Eurer Nachkommenſchaft ſchwebte, mein Bruder, ein koſtbarer Punkt, an welchen zu denken Gott mir verbietet, denn leider bin ich verurtheilt, nicht in Nachkommen wiederaufzuleben.

„Die zwei Schuldigen, die ich Euch als Bruder und als König bezeichne, halten ihre Zuſammenkünfte meiſtens in einem kleinen Schloß, das man Loignac nennt; dieſes Schloß iſt dabei ein Herd von Intriguen, denen die Herren von Guiſe nicht fremd ſind; denn Ihr wißt ohne allen Zweifel, mein lieber Heinrich, mit welch ſeltſamer Liebe meine Schweſter Heinrich von Guiſe und meinen eigenen Bruder Herrn von Anjou zur Zeit verfolgt hat,

wo ich selbst noch diesen Namen führte und er Herzog von Alençon hieß.""

„Quo et quam irregulari amore sit persecuta et Henricum Guisium et germanum meum etc."

„„Ich umarme Euch und empfehle Euch meinen Rath, bereit, Euch in Allem und für Alles zu unterstützen. Mittlerweile bedient Euch der Rathschläge von Chicot, den ich Euch schicke.""

„Age auctore Chicoto. Gut, nun bin ich Rath des Königreichs Navarra.

„„Euer wohlgewogener u. s. w. u. s. w.""

Nachdem er so gelesen, legte Chicot seinen Kopf in seine zwei Hände und sprach:

„Oh! mir scheint, das ist ein böser Auftrag, und er beweist mir, daß man, wie Horatius Flaccus sagt, ein Uebel fliehend in ein schlimmeres fällt.

„In der That, Mayenne ist mir lieber.

„Und dennoch ist der Brief, abgesehen von seinem gestickten Beutel, den ich ihm beim Teufel nicht verzeihe, das Werk eines geschickten Mannes. Angenommen, daß Henriot von dem Taig geknetet ist, aus dem man gewöhnlich Ehemänner macht, so entzweit ihn dieser Brief mit einem Schlag mit seiner Frau, mit Turenne, Anjou, Guise und sogar mit Spanien. Um im Louvre so gut von dem unterrichtet zu sein, was bei Heinrich von Navarra in Pau vorgeht, muß Heinrich von Valois einen Spion dort haben, und dieser Spion wird Henriot ungemein ärgern.

„Andererseits wird mir dieser Brief viele Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn ich einen Spanier, einen Lothringer, einen Bearner oder einen Flamänder treffe, der neugierig genug ist, wissen zu wollen, warum man mich nach Bearn schickt.

„Oh! ich wäre sehr unvorsichtig, wenn ich mich nicht

auf das Begegnen von einem solchen Neugierigen gefaßt machen würde.

„Täusche ich mich nicht sehr, so muß besonders Herr Borromée etwas gegen mich im Schilde führen.

„Zweiter Punkt.

„Was hat Chicot gesucht, als er eine Sendung zu König Heinrich verlangte?

„Die Ruhe war sein Ziel.

„Nun wird Chicot den König von Navarra mit seiner Frau entzweien.

„Das ist nicht die Sache von Chicot, in Betracht, daß Chicot, wenn er so mächtige Personen entzweit, sich Todfeinde machen muß, die ihn hindern werden, das glückliche Alter von achtzig Jahren zu erreichen.

„Meiner Treue, desto besser, man lebt nur gut, so lange man jung ist.

„Aber es wäre eben so viel werth, den Messerstich von Herrn von Mayenne zu erwarten.

„Nein, denn es muß Gegenseitigkeit in allen Dingen stattfinden, das ist der Wahlspruch von Chicot.

„Chicot wird also seine Reise fortsetzen.

„Aber Chicot ist ein Mann von Geist; Chicot wird seine Vorsichtsmaßregeln nehmen. Dem zu Folge wird er nur Geld bei sich haben, damit man, wenn man Chicot tödtet, nur ihm Schaden zufügt.

„Chicot wird also die letzte Hand an das legen, was er begonnen hat, das heißt, er wird diesen Brief vom Anfang bis zum Ende ins Lateinische übersetzen und sich denselben in das Gedächtniß incrustiren, wo er schon zu zwei Dritteln eingegraben ist; dann wird er ein Pferd kaufen, weil man wirklich von Junisy bis Pau zu oft den rechten Fuß vor den linken setzen muß.

„Vor Allem aber wird Chicot den Brief von seinem Freund Heinrich von Valois in eine Unzahl von kleinen Stückchen zerreißen, und er wird besonders dafür sorgen, daß diese Stückchen, zu Atomen gemacht, die einen in die Orge, die andern in die Luft gehen, und daß der Rest der

Erde, unserer gemeinschaftlichen Mutter, anvertraut werde, in deren Schooß Alles zurückkehrt, selbst die Albernheiten der Könige.

„Hat Chicot beendigt, was er beginnt . . .“

Chicot unterbrach sich, um sein Theilungsvorhaben auszuführen. Ein Drittel des Briefes ging zu Wasser, das zweite ging in die Luft und das dritte verschwand in einem Loch, das er zu diesem Behufe in die Erde mit einem Instrumente grub, welches weder ein Degen, noch ein Messer war, aber zur Noth Beides ersetzen konnte und von Chicot im Gürtel getragen wurde.

Als er dieses Geschäft beendigt hatte, fuhr er fort:

„Chicot wird sich mit der ängstlichsten Vorsicht auf den Weg begeben und als ein ehrlicher Magen in der guten Stadt Corbeil zu Mittag essen.

„Mittlerweile beschäftigen wir uns mit dem lateinischen Thema, das wir zu machen beschlossen haben:

„Ich glaube, daß wir ein ziemlich hübsches Stück componiren werden.“

Plötzlich blieb Chicot stehen; er hatte bemerkt, daß er nicht im Stande sein würde, das Wort Louvre ins Lateinische zu übersetzen; das ärgerte ihn nicht wenig.

Er war gleichfalls genöthigt, das Wort Margot in Margota zu macaronisiren, wie er es mit Chicot in Chicotus gethan hatte, in Betracht, das er, um gut zu reden, Chicot durch Chicot und Margot durch Margot hätte übersetzen müssen, was nicht mehr lateinisch, sondern griechisch war. Was Margarita betrifft, so dachte er nicht daran, weil die Uebersetzung seiner Ansicht nach nicht genau gewesen wäre.

All dieses Lateinische, mit dem Nachsuchen nach Sprachreinheit und ciceronischer Wendung, führte Chicot bis Corbeil, einer angenehmen Stadt, wo der kühne Bote ein wenig die Wunder des heiligen Spirus und viel die eines Bratkochs, Herbergers, Gastwirthes beschaute, der mit seinen Appetit erregenden Dünsten die Umgegend der Kathedrale parfumirte.

Wir wollen das Mahl nicht beſchreiben, das er machte; wir werden es nicht einmal verſuchen, das Pferd zu ſchildern, das er im Stalle des Gaſtwirths kaufte; das wäre eine zu harte Aufgabe für uns; wir ſagen nur, daß das Mahl lange genug währte, und daß das Pferd mangelhaft genug war, um uns, wenn unſer Gewiſſen minder groß wäre, Stoff zu beinahe einem Bande zu liefern.

Neunzehntes Kapitel.

Die vier Winde.

Chicot, mit ſeinem kleinen Pferde, das ein ſehr ſtarkes Pferd ſein mußte, um eine ſo große Perſon zu tragen, Chicot, nachdem er in Fontainebleau über Nacht geblieben war, machte am andern Morgen eine Biegung nach rechts und ritt bis zu einem kleinen Dorfe Namens Orgeval. Er hätte gern an dieſem Tage noch einige Meilen zurückgelegt, denn es ſchien ihn zu drängen, ſich von Paris zu entfernen, aber ſein Roß fing an ſo häufig zu ſtolpern, daß er anhalten zu müſſen glaubte.

Ueberdies hatten ſeine ſonſt ſo geübten Augen den ganzen Weg entlang nichts bemerkt.

Menſchen, Wagen, Barrieren waren ihm völlig harmlos vorgekommen.

Doch obgleich ſcheinbar ſicher, lebte Chicot nicht in Sicherheit; Niemand, unſere Leſer müſſen dies wiſſen, glaubte und traute weniger dem Anſchein, als Chicot.

Ehe er ſich niederlegte. und ſein Pferd raſten ließ, unterſuchte er mit der größten Sorgfalt das ganze Haus.

Man zeigte Chicot ſehr hübſche Zimmer mit drei oder vier Eingängen, doch nach der Anſicht von Chicot hatten dieſe Zimmer nicht nur zu viele Thüren, ſondern dieſe Thüren ſchloßen auch nicht gut genug.

Der Wirth hatte ein großes Cabinet ausbessern lassen, woran keine Thüre, als die, welche auf die Treppe ging; diese Thüre war im Innern mit furchtbaren Riegeln versehen.

Chicot ließ sich ein Bett in diesem Cabinet aufschlagen, das er mit dem ersten Blick den prachtvollen Zimmern ohne Befestigung, die man ihm gezeigt, vorzog.

Er ließ die Riegel in ihren Schließkappen spielen, bestellte, zufrieden mit ihrem zugleich leichten und soliden Spiel, Abendbrod in sein Cabinet, speiste, verbot den Tisch wegzunehmen unter dem Vorwand, es befalle ihn oft in der Nacht ein Heißhunger, entkleidete sich sodann, legte seine Kleider auf einen Stuhl und ging zu Bette.

Doch ehe er zu Bette ging, zog er, zu größerer Sicherheit, seine Börse oder vielmehr den Sack mit Thalern aus seinen Kleidern und legte ihn mit seinem guten Schwerte unter sein Kopfkissen.

Dann durchging er dreimal den Brief in seinem Geiste.

Der Tisch bildete für ihn ein zweites Contrefort, und dennoch dünkte ihm dieser Wall nicht stark genug; er stand auf, nahm einen Schrank in seine Arme und stellte ihn vor den Ausgang, den er dadurch hermetisch verschloß.

Er hatte also zwischen sich und jedem möglichen Angriffe eine Thüre, einen Schrank und einen Tisch.

Das Wirthshaus hatte Chicot beinahe unbewohnt geschienen. Der Wirth hatte ein ehrliches Gesicht; es ging an diesem Abend ein Wind, um den Ochsen die Hörner auszureißen, und man hörte in den benachbarten Bäumen das furchtbare Krachen, das, um mit Lucrez zu sprechen, ein so süßes, so gastliches Geräusch für den wohlverschlossenen, wohlbedeckten, in einem guten Bett ausgestreckten Reisenden wird.

Nachdem Chicot alle seine Vertheidigungsanstalten getroffen hatte, versenkte er sich behaglich in sein Lager. Es ist nicht zu leugnen, das Bett war weich und so ein-

gerichtet, daß es einen Mann vor jeder Beunruhigung bewahrte, käme sie von Menschen oder Dingen.

Es war von großen Vorhängen von grüner Sarsche umgeben und eine Decke so zart wie Eiderdunen erquickte mit einer lieblichen Wärme die Glieder des entschlummerten Reisenden.

Chicot hatte gegessen, wie es Hippokrates vorschreibt, das heißt bescheiden: er hatte nur eine Flasche Wein getrunken; geziemend erweitert, sandte sein Magen dem ganzen Organismus jene Empfindung des Wohlbehagens zu, welche unfehlbar das gefällige Organ mittheilt, das bei vielen Menschen, die man ehrliche Leute nennt, Stellvertreter des Herzens ist.

Zur Beleuchtung diente Chicot eine Lampe, die er auf den Rand des Tisches gestellt hatte, der zunächst bei seinem Bette stand; er las, ehe er entschlummerte und ein wenig um zu entschlummern, ein sehr interessantes und sehr neues Buch, das kurz zuvor erschienen und das Werk eines Maire von Bordeaux war, den man Montagne oder Montaigne nannte.

Dieses Buch war in Bordeaux selbst im Jahre 1581 gedruckt worden; es enthielt die zwei ersten Abtheilungen eines seitdem ziemlich bekannt gewordenen und les Essais betitelten Werkes. Es war belustigend genug, daß es ein Mensch im Tag las und wiederlas. Aber es hatte zugleich den Vortheil, daß es langweilig genug war, um einen Menschen, der fünfzehn Meilen zu Pferde gemacht und seine Flasche edlen Wein beim Abendbrod getrunken hat, nicht am Einschlafen zu hindern.

Chicot schätzte dieses Werk sehr hoch, das er bei seiner Abreise von Paris in die Tasche gesteckt hatte, und dessen Verfasser er persönlich kannte. Der Cardinal du Perron hatte es das Brevier der ehrlichen Leute genannt, und Chicot, der in jeder Beziehung fähig war, den Geschmack und den Geist des Cardinals zu würdigen, nahm gern die Essais des Maire von Bordeaux als Brevier.

Es geſchah indeſſen, daß er, während er ſein achtes Kapitel las, entſchlief.

Die Lampe brannte noch; die Thüre war, durch den Schrank und den Tiſch befeſtigt, geſchloſſen; das Schwert lag mit den Thalern unter dem Kopfkiſſen. Der Erzengel Michael würde geſchlafen haben wie Chicot, ohne an Satan zu denken, ſelbſt wenn er den brüllenden Löwen jenſeits der Thüre gehabt hätte . . .

Wir haben bereits bemerkt, daß ein heftiger Wind ging; das Pfeifen dieſer rieſigen Schlange glitt mit ſchauderhaften Melodien unter der Thüre durch und erſchütterte die Dielen auf eine ſeltſame Weiſe; der Wind iſt die vollkommenſte Nachahmung oder vielmehr die vollſte Verhöhnung der menſchlichen Stimme, bald kreiſcht er wie ein weinendes Kind, bald ahmt er in ſeinem Murren die Stimme eines Mannes nach, der ſich mit ſeiner Frau zankt.

Chicot verſtand ſich auf den Sturm; nach einer Stunde war dieſer ganze Lärmen für ihn ein Element der Ruhe geworden, er kämpfte gegen alle Unbilden der Jahreszeit.

Gegen die Kälte mit ſeiner Decke.

Gegen den Wind mit ſeinem Schnarchen.

Während er indeſſen ſchlief, kam es Chicot vor, als ob der Sturm heftiger würde, und beſonders, als ob er auf eine ungewöhnliche Weiſe näher käme. Plötzlich erſchüttert ein Windſtoß von unbeſiegbarer Kraft die Thüre, ſprengt Schließkappen und Riegel und ſchlägt an den Schrank, der ſein Gleichgewicht verliert, auf die Lampe fällt, welche erliſcht, und den Tiſch umſtürzt.

Es war Chicot gegeben, während er gut ſchlief, leicht und raſch und mit aller Geiſtesgegenwart zu erwachen; dieſe Geiſtesgegenwart deutete ihm an, lieber in den Gang hinter dem Bett zu ſchlüpfen, als vorne hinauszuſteigen. Während er nun in den Bettgang ſchlüpfte, fuhren ſeine raſchen, geübten Hände links nach dem Geldſack und rechts nach dem Griffe des Schwertes.

Chicot riß seine Augen weit auf.

Tiefe Nacht.

Chicot öffnete die Ohren, und es schien ihm, als ob diese Nacht buchstäblich durch den Kampf der vier Winde zerrissen würde, welche sich das ganze Zimmer streitig machten ... von dem Schrank, den der Tisch immer mehr zerdrückte, bis zu den Stühlen, welche rollten und sich stießen, während sie sich an die anderen Geräthschaften anhingen.

Bei diesem ganzen Lärmen, kam es Chicot vor, als wären die vier Winde in Fleisch und Knochen bei ihm eingetreten, und als hätte er es mit Eurus, Notus, Aquilo und Boreas mit ihren dicken Backen und besonders mit ihren dicken Füßen zu thun.

Chicot fügte sich, weil er begriff, daß er nichts gegen diese Götter des Olymps zu thun vermochte, und kauerte sich in die Ecke seines Bettgangs, wie der Sohn des Oileus nach einem von den gewaltigen Wuthausbrüchen, von denen Homer erzählt.

Nur hielt er die Spitze seines Schwertes vorgestreckt gegen den Wind oder vielmehr gegen die Winde, damit die mythologischen Personen, sollten sie sich ihm nähern wollen, sich selbst spießen müßten, und würde daraus auch entstehen, was aus der Wunde entstand, welche Diomed der Venus beibrachte.

Nach einigen Minuten des abscheulichsten Gepolters, das je ein menschliches Ohr zerrissen, benützte Chicot jedoch einen Augenblick der Rast, den ihm der Sturm gönnte, um mit seiner Stimme die entfesselten Elemente und die Meubles zu beherrschen, die sich Gesprächen überließen, welche zu geräuschvoll waren, um natürlich zu sein.

Chicot rief und schrie: „Zu Hülfe!"

Kurz, Chicot machte ganz allein so viel Lärmen, daß die Elemente sich besänftigten, als ob Neptun in Person das berühmte quos ego gesprochen hätte, und nach sechs oder acht Minuten, während welcher Eurus, Notus, Boreas und Aquilo sich fechtend zurückzuziehen

ſchienen, kam der Wirth mit einer Laterne und beleuchtete das Drama.

Die Scene, auf der es geſpielt hatte, bot einen kläglichen Anblick und glich ſehr einem Schlachtfelde. Der große Schrank entblößte, auf den zermalmten Tiſch geſtürzt, die angelloſe Thüre, die nur noch von einem Riegel gehalten, hin und herſchwankte, wie das Segel eines Schiffes; die drei oder vier Stühle, welche die Ausſtattung des Cabinets vervollſtändigten, hatten den Rücken umgedreht und die Füße in der Luft. Das Faiencegeſchirr, welches auf dem Tiſch geſtanden hatte, lag in tauſend Stücke zerbrochen auf dem Boden.

„Iſt denn hier die Hölle los!“ rief Chicot, als er den Wirth beim Scheine der Laterne erkannte.

„Ah! mein Herr,“ rief der Wirth, da er den furchtbaren Schaden bemerkte, welcher angerichtet worden war; „oh! mein Herr, was iſt denn geſchehen?“

Und er hob die Hände und folglich auch ſeine Laterne zum Himmel.

„Sprecht, mein Freund, wie viel Teufel wohnen bei Euch?“ brüllte Chicot.

„Oh! Jeſus! welch ein Wetter!“ erwiederte der Wirth mit derſelben pathetiſchen Geberde.

„Eure Riegel halten alſo nicht?“ fuhr Chicot fort, „Euer Haus iſt ein Kartenhaus? ich will lieber von hier weggehen, ich ziehe das freie Feld vor.“

Und Chicot erhob ſich aus ſeinem Bettgange und erſchien, das Schwert in der Hand, in dem Raum, der zwiſchen dem Fuße des Bettes und der Wand frei geblieben war.

„Oh! meine armen Meubles!“ ſeufzte der Wirth.

„Und meine Kleider!“ rief Chicot, „wo ſind ſie, meine Kleider, die auf dieſem Stuhle lagen?“

„Eure Kleider,“ erwiederte der Wirth mit großer Naivetät, „wenn ſie hier waren, ſo müſſen ſie noch hier ſein.“

„Wie ... wenn ſie hier waren, glaubt Ihr denn zu-

fällig, ich sei gestern in dem Costume gekommen, in dem Ihr mich jetzt seht?"

Hiebei suchte sich Chicot, obwohl vergebens, in sein leichtes Hemd zu hüllen.

„Mein Gott!" sagte der Wirth, verlegen, was er auf ein solches Argument antworten sollte, „ich weiß wohl, daß Ihr angekleidet waret."

„Es ist ein Glück, daß Ihr dies zugesteht."

„Aber . . ."

„Was aber?"

„Der Wind hat Alles geöffnet, Alles zerstreut."

„Ah! das ist ein Grund."

„Ihr seht wohl," rief der Wirth lebhaft.

„Folgt indessen meiner Berechnung," sprach Chicot. „Wenn der Wind irgendwo hereinkommt, und er muß hereingekommen sein, um die Unordnung anzurichten, die ich hier sehe, nicht wahr?"

„Ohne allen Zweifel."

„Wenn der Wind irgendwo hereinkommt, nun so kommt er von außen."

„Ganz gewiß."

„Ihr bestreitet das nicht?"

„Nein, das wäre eine Tollheit."

„Wohl! der Wind mußte also, da er hier hereinkam, die Kleider von Andern in mein Zimmer bringen, statt die meinigen, ich weiß nicht wohin, fortzutragen."

Oh! bei Gott, ja, das scheint mir so. Indessen ist der Beweis vom Gegentheil vorhanden oder er scheint vorhanden zu sein."

„Gevatter," sagte Chicot, der mit seinem forschenden Auge den Boden untersucht hatte, „Gevatter, welchen Weg hat der Wind genommen, um mich hier aufzufinden?"

„Wie beliebt?"

„Ich frage, woher der Wind komme?"

„Von Norden, mein Herr, von Norden."

„Er ist im Koth marschirt, denn hier sind Eindrücke seiner Schuhe auf dem Boden.“

Chicot bezeichnete wirklich auf den Platten die frische Spur einer kothigen Fußbekleidung.

Der Wirth erbleichte.

„Soll ich Euch nun einen guten Rath geben,“ sagte Chicot, „so ist es der, daß Ihr solche Winde bewacht, welche in die Wirthshäuser kommen, die Thüren sprengend in die Zimmer eindringen, und, wenn sie sich entfernen, die Kleider der Reisenden stehlen.“

Der Wirth wich zwei Schritte zurück, um sich von all' dem umgeworfenen Geräthe frei zu machen und der Hausflur nahe zu kommen.

Als er sodann seinen Rückzug gesichert hatte, sagte er:

„Warum nennt Ihr mich einen Dieb?“

„Ei! was habt Ihr denn mit Eurem ehrlichen, gutmüthigen Gesicht gemacht?“ fragte Chicot; „ich finde Euch ganz verändert.“

„Ich verändere mich, weil Ihr mich beleidigt.“

„Ich!“

„Allerdings,“ versetzte der Wirth mit einem noch stärkeren Tone, der beinahe einer Drohung glich.

„Ich nenne Euch einen Dieb, weil Ihr für meine Effecten verantwortlich seid, wie mir scheint, und weil man mir meine Effecten gestohlen hat; Ihr werdet das nicht leugnen?“

Und nun war es Chicot, der, wie ein Fechtmeister, welcher seinen Gegner auf die Probe stellt, eine Geberde der Drohung machte.

„Holla!“ rief der Wirth, „holla! herbei, Ihr Leute!“

Auf diesen Ruf erschienen vier mit Stöcken bewaffnete Männer auf der Treppe.

„Alle Wetter! hier kommen Eurus, Notus, Aquilo und Boreas!“ rief Chicot. „Da sich die Gelegenheit bietet, so will ich die Erde des Nordwinds berauben; ich leiste der Menschheit dadurch einen Dienst; es wird ein ewiger Frühling sein.“

Und er führte einen so gewaltigen Streich in der Richtung des nächsten Angreifers, daß dieser, hätte er nicht mit der Leichtigkeit eines wahren Sohnes des Aeolus einen Sprung rückwärts gemacht, todt niedergestreckt worden wäre.

Da er jedoch, während er diesen Sprung machte, unglücklicher Weise Chicot anschaute und folglich nicht rückwärts sehen konnte, so fiel er auf den Rand der letzten Stufe der Treppe, die er, unfähig, seinen Schwerpunkt zu behaupten, hinunterrumpelte.

Dieser Rückzug war ein Signal für die drei Anderen, welche durch die vor ihnen, oder vielmehr hinter ihnen geöffnete Mündung mit der Geschwindigkeit von Gespenstern verschwanden, die sich in eine Fallthüre stürzen.

Der letzte, der verschwand, hatte indessen, während seine Gefährten hinabeilten, Zeit, dem Wirthe einige Worte ins Ohr zu sagen.

„Es ist gut, es ist gut!“ brummte dieser, „man wird Eure Kleider wiederfinden.“

„Das ist Alles, was ich verlange.“

„Und man wird sie Euch bringen.“

„Gut, gut! nicht nackt zu gehen, ist, wie mir scheint, ein billiger Wunsch.“

Man brachte wirklich die Kleider, doch sichtbar sehr verdorben.

„Oh! oh!“ rief Chicot, „es sind viele Nägel auf Eurer Treppe. Verteufelte Winde! Doch ich muß Euch eine Ehrenerklärung geben! Wie konnte ich Euch im Verdacht haben? Ihr seht so ehrlich aus!“

Der Wirth lächelte gar lieblich und erwiederte:

„Und nun werdet Ihr wohl wieder schlafen, denke ich?“

„Nein, ich danke, ich habe genug geschlafen.“

„Was wollt Ihr denn thun?“

„Ihr leiht mir Eure Laterne, wenn's beliebt, und ich lese,“ antwortete Chicot mit derselben Freundlichkeit.

Der Wirth sagte nichts, er reichte nur Chicot die Laterne und entfernte sich.

Chicot richtete den Schrank wieder an der Thüre auf und steckte sich in sein Bett.

Die Nacht war ruhig; der Wind hatte sich gelegt, als wäre das Schwert von Chicot in den Schlauch gedrungen, der denselben unterhielt.

Bei Tagesanbruch verlangte der Gesandte sein Pferd, bezahlte seine Rechnung, und sagte, als er wegritt:

„Wir werden diesen Abend sehen."

Zwanzigstes Kapitel.

Wie Chicot seine Reise fortsetzte und was ihm dabei begegnete.

Chicot brachte den ganzen Morgen damit zu, daß er sich Beifall zu der Kaltblütigkeit und Geduld spendete, die er in der Nacht erprobt hatte.

„Aber," dachte er, „man fängt einen alten Wolf nicht zweimal in derselben Falle; es ist also beinahe gewiß, daß man heute eine neue Teufelei gegen mich ersinnen wird; wir wollen daher auf unserer Hut sein.

Die Folge dieses äußerst klugen Schlusses war, daß Chicot diesen ganzen Tag einen Marsch machte, den Xenophon in seinem Rückzug der Zehntausend zu verewigen nicht für unwürdig gehalten haben würde.

Jeder Baum, jede Veränderung des Terrain, jede Mauer diente ihm als Beobachtungspunkt oder als natürliches Festungswerk.

Er hatte sogar unter Weges Bündnisse geschlossen, wenn nicht gerade offensive, doch wenigstens defensive.

Vier dicke Specereihändler von Paris, welche in Orleans ihre Confituren von Cotignac und in Limoges ihre getrocknete Früchte bestellen wollten, ließen sich herbei, in ihre Gesellschaft Chicot aufzunehmen, welcher sich für einen Strumpfwirker ausgab, der, nachdem er seine Geschäfte abgemacht, nach Bordeaux zurückkehre. Da nun Chicot, seines Ursprungs ein Gascogner, seinen Accent nur verlor, wenn ihm die Abwesenheit dieses Accents besonders nothwendig zu sein schien, so flößte er seinen Reisegefährten kein Mißtrauen ein.

Diese Armee bestand also aus fünf Herren und vier Specereihändler-Commis. Sie war eben so wenig, was den Geist, als was die Anzahl betrifft, zu verachten, in Betracht der durch die Ligue im Pariser Krämerthum eingeführten kriegerischen Sitten.

Wir wollen nicht behaupten, daß Chicot große Achtung vor der Tapferkeit seiner Gefährten hegte, aber jeden Falls ist das Sprüchwort wahr, welches sagt, drei Feige haben beisammen weniger Furcht, als ein Braver ganz allein.

Chicot hatte vor gar nichts mehr bange, sobald er mit vier Poltrons war. Von nun an verachtete er es, sich umzudrehen, wie er es zuvor gemacht hatte, um diejenigen zu sehen, welche ihm folgen konnten.

So erreichte man, viel politisirend und viel prahlend die zum Abendbrod und Nachtlager der Truppe bezeichnete Stadt.

Man speiste zu Nacht, man trank tüchtig, und jeder ging in sein Zimmer.

Chicot hatte während des Mahles weder seine spöttische Redseligkeit, welche seine Gefährten ergötzte, noch den Muskat und den Burgunder geschont, die ihn in der Begeisterung erhielten. Man hatte unter Handelsleuten, das heißt unter freien Männern, wenig Umstände mit Seiner Majestät dem König von Frankreich und allen übrigen Majestäten gemacht, waren sie nun von Lothrin-

gen, von Navarra, von Flandern oder von anderen Ländern.

Chicot legte sich nieder, nachdem er sich mit seinen vier Specereihändlern, welche ihn gleichsam im Triumph in sein Zimmer geleiteten, für den andern Morgen zusammenbeschieden hatte.

Meister Chicot sah sich wie ein Fürst in seinem Corridor von den vier Reisenden bewacht, deren vier Zellen vor der seinigen kamen, welche am Ende des Ganges lag und folglich durch die dazwischen liegenden Allianzen uneinnehmbar war.

Da in jener Zeit die Straßen selbst für diejenigen, welche nur in ihren eigenen Angelegenheiten reisten, sehr wenig sicher waren, so hatte sich jeder der Hülfe seines Nachbars im Falle eines Unglücks versichert. Chicot, der sich wohl gehütet, sein schlimmes Abenteuer von der vergangenen Nacht zu erzählen, hatte zu der Aufnahme dieses Artikels im Vertrag angetrieben, dem man auch einstimmig beipflichtete.

Chicot konnte also, ohne sich gegen seine gewöhnliche Klugheit zu verfehlen, zu Bette gehen und einschlafen. Er konnte dies um so eher thun, als er, zu Verstärkung der Vorsicht, ängstlich das Zimmer untersucht, die Riegel seiner Thüre vorgeschoben und die Läden seines Fensters, des einzigen in seiner Stube, geschlossen hätte; es versteht sich von selbst, daß er die Wand mit der Faust sondirte, wobei dieselbe immer den befriedigenden Ton von sich gab.

Aber es trat während seines ersten Schlafes ein Ereigniß ein, das der Sphinx selbst, dieser vorzugsweise Wahrsager, nicht errathen hätte; dies kam davon her, daß der Teufel im Zuge war, sich in die Angelegenheiten von Chicot zu mischen, und daß der Teufel feiner ist, als alle Sphinxe der Welt.

Um halb zehn Uhr wurde schüchtern an die Thüre der vier Specereihändler-Commis geklopft, welche alle vier beisammen in einer Dachstube über dem Corridor der

Kaufleute, ihrer Herren, wohnten. Der Eine öffnete in ziemlich übler Laune und stand dem Wirthe gegenüber.

„Meine Herren," sagte der Letztere, „ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr Euch ganz angekleidet niedergelegt habt; ich will Euch einen großen Dienst erweisen. Eure Patrone haben sich bei Tische in politischen Gesprächen sehr erhitzt. Es scheint, ein Schöppe hat sie gehört und ihre Reden dem Maire hinterbracht. Unsere Stadt thut sich etwas darauf zu gut, treu zu sein, der Maire schickte die Wache, welche Eure Herren festgenommen, und nach dem Rathhause gebracht hat, wo sie sich erklären müssen. Das Gefängniß ist ganz nahe beim Rathhaus; meine Jungen, macht Euch auf die Beine, Eure Maulthiere erwarten Euch, Eure Patrone werden Euch wohl einholen."

Die vier Commis sprangen wie junge Ziegen, stürzten nach der Treppe, bestiegen zitternd ihre Maulthiere und schlugen wieder den Weg nach Paris ein, nachdem sie den Wirth beauftragt hatten, ihre Herren von ihrer Abreise und von der Richtung, die sie genommen, in Kenntniß zu setzen, wenn dieselben zufällig in den Gasthof zurückkämen.

Sobald der Wirth die vier Commis an der Straßenecke verschwinden sah, klopfte er mit derselben Vorsicht an die erste Thüre des Corridor.

Er kratzte so gut, daß ihm der erste Kaufmann mit einer Stentorstimme zurief:

„Wer ist da?"

„Stille, Unglücklicher!" erwiederte der Wirth; „kommt zur Thüre und geht auf den Fußspitzen."

Der Kaufmann gehorchte, da er aber ein kluger Mann war, so drückte er zwar sein Ohr an die Thüre, öffnete aber nicht und fragte:

„Wer seid Ihr?"

„Erkennt Ihr nicht die Stimme Eures Wirthes?"

„Es ist wahr; eil mein Gott, was gibt es denn?"

„Ihr habt bei Tische ein wenig frei vom König ge-

ſprochen, und der Maire iſt davon durch einen Spion unterrichtet worden, worauf der Maire ſich hierher begeben. Zum Glück hatte ich den Gedanken, ihm das Zimmer Eurer Commis zu bezeichnen, ſo daß er eben beſchäftigt iſt, Eure Commis oben zu verhaften, ſtatt Euch hier feſtzunehmen."

„Oh! oh! was ſagt Ihr mir da," verſetzte der Kaufmann.

„Die reine Wahrheit. Flüchtet Euch eiligſt, ſo lange die Treppe noch frei iſt..."

„Aber meine Gefährten?"

„Ihr werdet nicht Zeit haben, ſie zu benachrichten."

„Arme Leute!" ſagte der Kaufmann und kleidete ſich in aller Haſt an.

Während dieſer Zeit klopfte der Wirth, wie von einer plötzlichen Eingebung berührt, mit dem Finger an den Verſchlag, der den erſten Kaufmann vom zweiten ſchied.

Durch dieſelben Worte und durch dieſelbe Fabel erweckt, öffnete der zweite ſachte die Thüre; erweckt wie der zweite, rief der dritte dem vierten, und leicht, wie ein Flug Schwalben, verſchwanden alle Vier, die Arme zum Himmel erhebend und auf den Fußſpitzen marſchirend.

„Der arme Strumpfwirker," ſagten ſie, „auf ihn wird Alles fallen; es iſt nicht zu leugnen, er hat am meiſten geſprochen. Meiner Treue! er mag ſich hüten, denn der Wirth hat nicht mehr Zeit gehabt, ihn zu warnen wie uns."

Meiſter Chicot war in der That, wie man begreift, nicht benachrichtigt worden.

In dem Augenblick, wo die Kaufleute, ihn Gott empfehlend, entflohen, lag er im tiefſten Schlafe.

Der Wirth verſicherte ſich deſſen, indem er an der Thüre horchte; dann ging er in die untere Stube, deren ſorgfältig verſchloſſene Thüre ſich auf ein Zeichen von ihm öffnete.

Er nahm ſeine Mütze ab und trat ein.

Die Stube war von sechs bewaffneten Männern besetzt, von denen der eine das Recht zu haben schien, den andern zu befehlen.

„Nun!“ sagte der letztere.

„Herr Officier, ich habe in allen Punkten gehorcht.“

„Ist Euer Wirthshaus verlassen?“

„Durchaus.“

„Die Person, welche wir Euch bezeichnet haben, ist weder geweckt, noch benachrichtigt worden?“

„Weder geweckt, noch benachrichtigt.“

„Herr Wirth, Ihr wißt, in wessen Namen wir handeln; Ihr wißt, welcher Sache wir dienen, denn Ihr seid selbst ein Vertheidiger der heiligen Sache.“

„Ja, gewiß, Herr Officier; Ihr seht auch, daß ich, um meinem Schwure zu gehorchen, das Geld opferte, das meine Gäste bei mir verzehrt hätten; doch es ist in diesem Schwur gesagt: „„Ich werde meine Habe zur Vertheidigung der heiligen katholischen Religion opfern.““

„Und mein Leben!... Ihr vergeßt dieses Wort,“ sprach der Officier mit stolzem Tone.

„Mein Gott!“ rief der Wirth die Hände faltend, „verlangt man mein Leben von mir? ich habe Weib und Kinder!“

„Man wird es nur von Euch verlangen, wenn Ihr nicht blindlings dem gehorcht, was man Euch befiehlt.“

„Oh! ich werde gehorchen, seid unbesorgt.“

„Dann legt Euch zu Bette; schließt die Thüren, und was Ihr auch hören oder sehen möget, geht nicht heraus, und sollte Euer Haus brennen oder über Eurem Haupte zusammenstürzen. Ihr seht, Eure Rolle ist nicht schwierig.“

„Ach! ach! ich bin zu Grunde gerichtet,“ murmelte der Wirth.

„Man hat mich beauftragt, Euch zu entschädigen,“ erwiederte der Officier; „nehmt diese dreißig Thaler.“

„Mein Haus zu dreißig Thaler geschätzt!“ versetzte der Wirth mit kläglichem Tone.

„Ei! bei Gott! man wird Euch nicht eine einzige

Scheibe zerbrechen, Ihr Flenner ... Pfui! welche gemeine Streiter der heiligen Ligue haben wir da..."

Der Wirth entfernte sich und schloß sich wie ein von der Plünderung der Stadt benachrichtigter Parlamentär ein.

Nun befahl der Officier den zwei am besten bewaffneten Leuten, sich unter das Fenster von Chicot zu stellen.

Er selbst stieg mit drei anderen in die Wohnung des armen Strumpfwirkers hinauf, wie ihn seine schon weit von der Stadt entfernten Reisegefährten nannten.

„Ihr wißt den Befehl?" sagte der Officier. „Wenn er öffnet, wenn er sich durchsuchen läßt, wenn wir bei ihm das finden, was wir haben wollen, soll ihm nicht das geringste Leides angethan werden; geschieht das Gegentheil, so bekommt er einen guten Dolchstoß, einen Dolchstoß, versteht Ihr? nichts Pistole, nichts Büchse. Ueberdies ist das unnöthig, da wir zu vier gegen einen sind."

Man kam zur Thüre.

Der Officier klopfte.

„Wer ist da?" rief Chicot plötzlich erweckt.

„Bei Gott! wir müssen listig sein," sagte der Officier.

„Eure Freunde, die Specereihändler, die Euch etwas Wichtiges mitzutheilen haben," antwortete er.

„Oh! oh!" rief Chicot, „der Wein von gestern hat Eure Stimmen sehr angeschwellt, meine Gewürzhändler."

Der Officier milderte seine Stimme und sprach im weichsten Tone:

„Oeffnet doch, lieber Gefährte und Freund."

„Alle Wetter, wie Euer Gewürz nach Eisen riecht!" sagte Chicot.

„Ah! Du willst nicht öffnen!" rief ungeduldig der Officier; „also drauf, stoßt die Thüre ein!"

Chicot lief an das Fenster, öffnete es und sah unten die zwei bloßen Schwerter.

„Ich bin gefangen," rief er.

„Ah! ah! Gevatter," sagte der Officier, der den

Lärmen des Fensters, das man öffnete, gehört hatte. „Du fürchtest den gefährlichen Sprung und hast Recht. Vorwärts, öffne uns, öffne.“

„Meiner Treue, nein,“ erwiederte Chicot, „die Thüre ist fest, und man wird mir zu Hülfe kommen, wenn Ihr Lärmen macht.“

Der Officier brach in ein Gelächter aus und befahl den Soldaten, die Angeln loszubrechen.

Chicot brüllte, um die Kaufleute herbeizurufen.

„Dummkopf!“ sagte der Officier, „glaubst Du, wir haben Dir Hülfe gelassen? Du täuschest Dich, Du bist ganz allein, und folglich verloren. Auf, mache gute Miene zum bösen Spiel ... Und Ihr Leute, rührt Euch.“

Chicot hörte drei Musketenkolben mit der Gewalt und der Regelmäßigkeit von drei Widdern gegen die Thüre stoßen.

„Es sind da drei Musketen und ein Officier,“ sagte er, „unten sind nur zwei Degen: fünfzehn Fuß zu springen, ist eine Erbärmlichkeit. Ich ziehe die Degen den Musketen vor.“

Und er band seinen Sack an seinen Gürtel, und stieg, ohne zu zögern, sein Schwert in der Hand haltend, auf den Rand des Fensters.

Die zwei unten gebliebenen Männer hielten ihre Klinge in die Luft.

Aber Chicot hatte richtig errathen. Nie wird ein Mensch, und wäre er ein Goliath, den Sturz eines Menschen erwarten, und wäre dieser ein Pygmäe, wenn der letztere Mensch ihn tödten kann, indem er sich tödtet.

Die Soldaten veränderten ihre Taktik und wichen zurück, entschlossen, auf Chicot einzuhauen, wenn er gefallen wäre.

Darauf machte sich der Gascogner gefaßt. Er sprang als ein gewandter Mann auf die Fußspitzen und blieb gekauert; in demselben Augenblick versetzte ihm einer von den Leuten einen Stich, der eine Mauer durchdrungen hätte.

Aber Chicot gab ſich nicht einmal die Mühe, zu pariren, er empfing den Stoß mitten auf der Bruſt; doch durch das Panzerhemd von Gorenflot zerbrach die Klinge ſeines Feindes wie Glas.

„Er iſt gepanzert," ſagte der Soldat.

„Bei Gott!" erwiederte Chicot, der ihm ſchon mit einem Hieb mit verkehrter Hand den Kopf geſpalten hatte.

Der Andere ſchrie und war nur noch darauf bedacht, zu pariren, denn Chicot griff an.

Leider beſaß er nicht einmal die Stärke von Jacques Clement. Chicot ſtreckte ihn beim zweiten Ausfall neben ſeinem Kameraden nieder.

So daß der Officier, nachdem die Thüre geſprengt war, aus dem Fenſter ſchauend, nur noch ſeine in ihrem Blute ſchwimmenden Soldaten ſah.

Fünfzig Schritte von den Sterbenden entfloh Chicot ganz ruhig.

„Das iſt ein Teufel," rief der Officier, „er hat die Eiſenprobe."

„Ja, aber nicht die Bleiprobe," erwiederte ein Soldat, auf ihn anſchlagend.

„Unglücklicher!" rief der Officier, indem er die Muskete aufhob, „kein Geräuſch! Du wirſt die ganze Stadt aufwecken; wir finden ihn morgen."

„Oh!" ſagte philoſophiſch einer von den Soldaten, „man hätte unten vier Mann aufſtellen ſollen, und oben nur zwei."

„Du biſt ein Einfaltspinſel!" erwiederte der Officier.

„Wir wollen ſehen, was ihm der Herzog ſagt," brummte der Soldat, um ſich zu tröſten.

Und er ſetzte den Kolben ſeiner Muskete auf die Erde.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Dritter Reiſetag.

Chicot entfloh nur mit dieſer Bequemlichkeit, weil er ſich in Etampes befand, das heißt mitten unter einer Bevölkerung, unter der Schutzwache einer Anzahl von Behörden, welche auf ſeine erſte Requiſition Gerechtigkeit geübt und ſelbſt den Herzog von Guiſe verhaftet hätten.

Seine Gegner begriffen vortrefflich ihre falſche Stellung; der Officier verbot auch, wie wir geſehen, auf die Gefahr, Chicot entfliehen zu laſſen, ſeinen Soldaten, von lärmenden Waffen Gebrauch zu machen.

Aus demſelben Grunde enthielt er ſich auch, Chicot zu verfolgen, der bei dem erſten Schritt, den man auf ſeiner Spur gethan haben würde, geſchrieen hätte, daß die ganze Stadt aufgeweckt worden wäre.

Um ein Drittel vermindert hüllte ſich die kleine Truppe in die Finſterniß, ließ, um ſich weniger zu gefährden, die zwei Todten zurück, ohne ihre Schwerter mitzunehmen, die an ihrer Seite lagen, damit man glauben ſollte, ſie hätten ſich gegenſeitig getödtet.

Chicot ſuchte vergebens ſeine Kaufleute und ihre Commis.

Da er ſodann annahm, daß diejenigen, mit welchen er es zu thun gehabt, ſobald ſie ihren Streich verfehlt ſehen würden, ſich wohl hüten müßten, in der Stadt zu bleiben, ſo dachte er, es wäre vernünftig von ihm, hier zu verweilen.

Mehr noch: als er einen Umweg gemacht und an der Ecke einer benachbarten Straße die Tritte von Pferden ſich hatte entfernen hören, war er ſo kühn, in den Gaſthof zurückzukehren.

Er fand den Wirth, der ſeine Kaltblütigkeit noch nicht wiedererlangt hatte und ihn ſein Pferd im Stall

satteln ließ, wobei er ihn mit einem Erstaunen ansah, als ob er ein Gespenst gewesen wäre.

Chicot benützte diese wohlwollende Verwunderung, um seine Zeche nicht zu bezahlen, welche von ihm zu fordern der Wirth sich seinerseits wohl hütete.

Dann brachte er die Nacht vollends in dem großen Saale eines andern Wirthshauses mitten unter Trinkern zu, die entfernt nicht vermutheten, der lange Unbekannte, mit dem lächelnden Gesicht und der freundlichen Miene, habe, während er selbst beinahe getödtet worden, so eben zwei Männer erschlagen.

Der Tagesanbruch fand ihn auf der Landstraße, von einer Unruhe heimgesucht, die sich von Augenblick zu Augenblick vermehrte. Zwei Versuche waren gescheitert, ein dritter konnte unheilvoll für ihn sein.

In diesem Augenblick hätte er sich mit allen Guisards verglichen und sie mit den Mährchen bewirthet, die er so gut zu ersinnen wußte.

Ein Gebüsch jagte ihm eine nicht zu beschreibende Angst ein; ein Graben machte, daß ihm der Schauer durch den ganzen Leib lief; traf er eine etwas hohe Mauer, so wäre er beinahe umgekehrt.

Von Zeit zu Zeit gelobte er sich, sobald er in Orleans wäre, dem König einen Eilboten zu schicken und ihn zu bitten, ihm von Stadt zu Stadt ein Geleite zu geben.

Da aber die Straße bis Orleans verlassen und vollkommen sicher war, so dachte Chicot, er würde unnöthiger Weise das Ausehen eines Feigen haben, der König müßte seine gute Meinung von Chicot verlieren, und eine Escorte wäre sehr lästig; überdies war er schon an hundert Gräben, fünfzig Hecken, zwanzig Mauern, zehn Gehölzen vorübergekommen, ohne daß sich der geringste verdächtige Gegenstand unter den Bäumen oder unter den Steinen gezeigt hatte.

Doch nach Orleans fühlte Chicot seine Angst sich verdoppeln; es war bald vier Uhr und es kam folglich der Abend. Die Straße war von Gebüschen begränzt,

als ob man im Walde marſchirte und flieg wie eine Leiter aufwärts; von dem gewöhnlichen Wege ſich abhebend, erſchien der Reiſende wie das Schwarze in der Scheibe für Jeden, der ein Verlangen gefühlt hätte, ihm eine Büchſenkugel zuzuſenden.

Plötzlich hörte Chicot in der Ferne ein Geräuſch, ähnlich dem Gepolter, das galoppirende Pferde auf trockenem Boden machen.

Er wandte ſich um und ſah unten am Abhang, den er zur Hälfte zurückgelegt hatte, Reiter, welche mit verhängten Zügeln heraufſprengten.

Er zählte ſie; es waren ihrer ſieben.

Vier hatten Musketen auf der Schulter.

Die untergehende Sonne zog aus jedem Lauf einen langen blutrothen Schimmer.

Die Pferde dieſer Reiter liefen viel ſchneller als das Pferd von Chicot. Dieſer wollte ſich durchaus nicht in einen Kampf der Geſchwindigkeit einlaſſen, deſſen Reſultat eine Verminderung ſeiner Mittel für den Fall eines Angriffs geweſen wäre.

Er ließ nur ſein Pferd im Zickzack gehen, um den Büchſenſchützen die Feſtigkeit des Zielpunktes zu entziehen.

Nicht ohne eine tiefe Kenntniß der Büchſe im Allgemeinen und der Büchſenſchützen ins Beſondere, wandte Chicot dieſes Manoeuvre an, denn in dem Augenblick, wo die Reiter noch fünfzig Schritte von ihm entfernt waren, wurde er mit vier Schüſſen begrüßt, von denen drei, der Richtung folgend, in der die Reiter ſchoßen, über ſeinem Kopfe hingingen.

Chicot erwartete, wie wir geſehen, dieſe vier Büchſenſchüſſe und hatte auch zum Voraus ſeinen Plan gemacht. Als er die Kugeln pfeifen hörte, ließ er die Zügel los und glitt von ſeinem Pferde herab. Er war ſo vorſichtig geweſen, ſein Schwert aus der Scheide zu ziehen, und hielt in der linken Hand einen Dolch ſo ſchneidend wie ein Raſirmeſſer und ſo ſpitzig wie eine Nadel.

Er fiel alſo, und dies ſo, daß ſeine Beine gebogene

Federn, bereit, sich abzuspannen, waren; durch die Stellung, die er im Fallen genommen, war sein Kopf zugleich durch die Brust seines Pferdes geschützt.

Ein Freudengeschrei erhob sich aus der Gruppe der Reiter, die, als sie Chicot fallen sahen, ihn für todt hielten.

„Ich sagte es Euch wohl, Dummkopf," rief im Galopp herbeisprengend ein Verlarvter, „Ihr habt Alles verfehlt, weil man nicht buchstäblich meinen Befehlen gehorchte. Diesmal liegt er unten. Man durchsuche ihn, mag er todt oder lebendig sein, und wenn er sich rührt, mache man ihm den Garaus."

„Sehr wohl, gnädiger Herr," sagte ehrfurchtsvoll einer von den Leuten.

Sie stiegen Alle ab, mit Ausnahme eines Mannes, der die Zügel zusammenfaßte und die Pferde bewachte.

Chicot war nicht gerade ein frommer Mann, doch in solchen Augenblicken dachte er daran, daß es einen Gott gibt, daß ihm dieser Gott die Arme öffnete und daß vielleicht, ehe fünf Minuten vergingen, der Sünder vor seinem Richter stehen würde.

Er murmelte ein finsteres, glühendes Gebet, das sicherlich oben gehört wurde.

Zwei Männer näherten sich Chicot; sie hatten beide das Schwert in der Hand.

Aus der Art, wie Chicot seufzte, ersah man wohl, daß er nicht todt war.

Da er sich nicht rührte und sich durchaus nicht zur Vertheidigung anschickte, so beging der eifrigere von Beiden die Unklugheit, sich dem Bereiche der linken Hand zu nähern; wie durch eine Feder gestoßen, drang ihm sogleich der Dolch in seine Gurgel, wo sich das Stichblatt wie auf weichem Wachs eindrückte. Zu gleicher Zeit verschwand die Hälfte des Schwertes, das Chicot in der rechten Hand hielt, in den Lenden des zweiten Reiters, der entfliehen wollte.

„Bei Gott!“ rief der Anführer, „das iſt Verrath. Schlagt an, der Burſche iſt noch ſehr lebendig.“

„Gewiß, ich bin noch ſehr lebendig,“ rief Chicot, deſſen Augen Blitze ſchleuderten, und raſch wie der Gedanke warf er ſich auf den Anführer und ſetzte ihm die Spitze auf die Larve.

Doch ſchon hielten ihn zwei Soldaten umfangen; er wandte ſich um, durchſchlug einen Schenkel mit einem gewaltigen Schwertſtreich und war befreit.

„Kinder! Kinder! Mord und Tod, greift zu den Büchſen,“ rief der Anführer.

„Ehe die Büchſen fertig ſind,“ ſprach Chicot, „habe ich Dir die Eingeweide geöffnet, Schurke, und die Stricke Deiner Maske durchſchnitten, daß ich weiß, wer Du biſt?“

„Haltet feſt, Herr, haltet feſt, und ich werde Euch beſchützen,“ rief eine Stimme, bei deren Klang Chicot glaubte, ſie komme vom Himmel.

Es war die Stimme eines ſchönen jungen Mannes, der auf einem guten Rappen ritt. Er hatte zwei Piſtolen in der Hand und rief Chicot zu:

„Bückt Euch, bückt Euch, beim Himmel! bückt Euch doch?“

Chicot gehorchte.

Es krachte ein Piſtolenſchuß und ein Mann, der ſeinen Degen fallen ließ, wälzte ſich zu den Füßen von Chicot.

Indeſſen ſchlugen ſich die Pferde; die drei überlebenden Reiter wollten die Steigbügel wieder erreichen, aber es gelang ihnen nicht; der junge Mann feuerte mitten in dieſes Gemenge einen zweiten Piſtolenſchuß, der abermals einen Soldaten niederwarf.

„Zwei gegen zwei,“ ſagte Chicot; „edler Retter, nehmt den Eurigen, hier iſt der meinige.“

Und er drang auf den verlarvten Reiter ein, der ihm indeſſen, zitternd vor Wuth oder vor Furcht, wie ein in der Handhabung der Waffen geübter Mann Stand hielt.

Der junge Mann hatte seinerseits seinen Feind um den Leib gefaßt, niedergeworfen, ohne nur das Schwert in die Hand zu nehmen, und knebelte ihn mit seiner Degenkuppel wie ein Lamm auf der Schlachtbank.

Als sich Chicot einem einzigen Feinde gegenübersah, gewann er wieder seine Kaltblütigkeit und folglich seine Ueberlegenheit.

Er griff seinen Gegner, der ziemlich beleibt war, gewaltig an, drängte ihn an den Graben der Straße zurück und brachte ihm, auf eine Secundfinte, einen Degenstich mitten in die Rippen bei.

Der Mann fiel.

Chicot setzte den Fuß auf das Schwert des Besiegten, daß er es nicht mehr fassen konnte, durchschnitt mit seinem Dolche die Schnüre der Larve und rief:

„Herr von Mayenne! ... Alle Wetter! ich vermuthete es.“

Der Herzog antwortete nicht; er war ohnmächtig, halb durch den Blutverlust, halb durch das Gewicht des Sturzes.

Chicot kratzte sich an seiner Nase, seiner Gewohnheit gemäß, wenn er einen Act von hoher Bedeutung zu vollbringen hatte. Nachdem er eine halbe Minute nachgedacht, schlug er seinen Aermel zurück, nahm seinen breiten Dolch und näherte sich dem Herzog, um ihm ganz einfach den Kopf abzuschneiden.

Da fühlte er aber, wie ein eiserner Arm den seinigen preßte, und er hörte eine Stimme sagen:

„Alles schön und gut, mein Herr, doch man tödtet einen zu Boden liegenden Feind nicht.“

„Junger Mann,“ erwiederte Chicot, „es ist wahr, Ihr habt mir das Leben gerettet und ich danke Euch von ganzem Herzen dafür; doch empfangt eine kleine, in den Zeiten der Entartung, in denen wir leben, sehr nützliche Lection. Wenn ein Mensch in drei Tagen drei Angriffe ausgehalten hat, wenn er dreimal in Lebensgefahr gewesen, wenn er noch ganz warm ist von dem Blute von

Feinden, welche aus der Ferne, ohne irgend eine Aufforderung von seiner Seite, vier Büchsenschüsse nach ihm abfeuerten, wie nach einem wüthenden Wolf, dann, junger Mann, kann dieser Muthige, erlaubt mir, es zu sagen, kühn thun, was ich thun werde."

Und Chicot nahm seinen Feind wieder beim Hals, um seine Operation zu vollenden.

Doch auch diesmal hielt ihn der junge Mann zurück und sprach:

„Ihr werdet das nicht thun, mein Herr, wenigstens nicht, so lange ich da bin. Man vergießt nicht so ganz und gar ein Blut wie das, welches der Wunde entströmt, die Ihr schon gemacht habt."

„Bah!" sagte Chicot erstaunt, „Ihr kennt diesen Elenden?"

„Dieser Elende ist der Herr Herzog von Mayenne, ein Fürst an Größe vielen Königen gleich."

„Ein Grund mehr," sprach Chicot mit düsterem Tone ... „Doch Ihr, wer seid Ihr?"

„Ich bin derjenige, welcher Euch das Leben gerettet," antwortete kalt der junge Mann.

„Und der mir, wenn ich mich nicht täusche, vor drei Tagen bei Charenton einen Brief vom König übergeben hat."

„Ganz richtig."

„Dann seid Ihr im Dienst des Königs, mein Herr?"

„Ich habe die Ehre."

„Und während Ihr im Dienst des Königs seid, schont Ihr Herrn von Mayenne? Gottes Tod! erlaubt mir, Euch zu sagen, daß dies nicht das Benehmen eines guten Dieners ist."

„Ich glaube im Gegentheil, daß ich in diesem Augenblick der gute Diener des Königs bin."

„Vielleicht," erwiederte Chicot traurig, „vielleicht; doch es ist hier nicht der Ort und die Zeit, zu philosophiren. Wie heißt Ihr?"

„Ernauton von Carmainges."

„Nun, Herr Ernauton, was machen wir mit dieſem dicken Aas, das an Größe allen Königen der Erde gleich iſt? denn ich, ich ſuche das weite Feld, das ſage ich Euch zum Voraus.“

„Ich werde über Herrn von Mayenne wachen.“

„Und was macht Ihr mit dem Geſellen, der dort horcht?“

„Der arme Teufel hört nichts, ich habe ihn, wie mir ſcheint, zu feſt zuſammengeſchnürt, und er iſt ohnmächtig.“

„Herr von Carmainges, Ihr habt mir das Leben gerettet, doch Ihr gefährdet es furchtbar für ſpäter.“

„Ich thue heute meine Pflicht, Gott wird für die Zukunft ſorgen.“

„Es geſchehe alſo, wie Ihr wünſcht. Ueberdies widerſtrebt es mir, dieſen wehrloſen Menſchen zu tödten, obgleich er mein grauſamſter Feind iſt. Gott befohlen, mein Herr.“

Nach dieſen Worten drückte Chicot Ernauton die Hand.

„Er hat vielleicht Recht,“ ſagte er, während er ſich entfernte, um ſein Pferd wieder zu beſteigen.

Dann kehrte er noch einmal um und ſprach:

„Ihr habt im Ganzen hier ſieben gute Pferde; ich glaube vier für meinen Antheil gewonnen zu haben; helft mir eines auswählen ... Ihr verſteht Euch darauf?“

„Nehmt das meinige,“ erwiederte Ernauton, „ich weiß, was es zu leiſten vermag.“

„Oh! das iſt zu viel Großmuth, behaltet es für Euch.“

„Nein, ich brauche nicht ſo ſchnell zu marſchiren.“

Chicot ließ ſich nicht bitten. Er ſchwang ſich auf das Pferd von Ernauton und verſchwand.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ernauton von Carmainges.

Ernauton blieb auf dem Schlachtfeld, ziemlich verlegen darüber, was er mit den zwei Feinden machen ſollte, welche wohl bald ihre Augen wieder in ſeinen Armen öffnen würden.

Mittlerweile, da keine Gefahr war, daß ſie ſich entfernten, und da aller Wahrſcheinlichkeit nach Robert Briquet — unter dieſem Namen kannte Ernauton, wie man ſich erinnert, Chicot — nicht umkehren würde, um ihnen den Garaus zu machen, ging der junge Mann auf Entdeckung einer Hülfe aus, und er fand auch bald, was er ſuchte.

Ein Wagen, der an Chicot hatte vorüberkommen müſſen, erſchien oben auf dem Berge, kräftig ſich von einem durch das Feuer der untergehenden Sonne gerötheten Himmel abhebend.

Dieſer Wagen wurde von zwei Ochſen gezogen und von einem Bauern geführt.

Ernauton ſprach den Führer an, der, als er ihn ſah, gute Luſt hatte; ſeinen Karren im Stich zu laſſen und in das Gehölze zu entfliehen; er erzählte ihm, es habe ein Kampf zwiſchen Hugenotten und Katholiken ſtattgefunden, dieſer Kampf ſei für vier derſelben tödtlich geweſen, zwei haben ihn jedoch überlebt.

Sehr erſchrocken über die Verantwortlichkeit eines guten Werkes, doch, wie geſagt, noch mehr erſchrocken über das kriegeriſche Ausſehen von Ernauton, half der Bauer dem jungen Mann zuerſt Herrn von Mayenne, und ſodann den Soldaten, der, ohnmächtig oder nicht, die Augen immer noch geſchloſſen hielt, auf ſeinen Wagen tragen.

Es blieben die vier Todten.

„Herr," fragte der Bauer, „waren dieſe vier Männer Katholiken oder Hugenotten?"

Ernauton hatte den Bauern im Augenblick des Schreckens das Zeichen des Kreuzes machen ſehen.

„Hugenotten," antwortete er.

„Dann iſt es nicht unziemlich, wenn ich dieſe Parpaillots durchſuche, nicht wahr?"

„Keines Wegs," erwiederte Ernauton, dem es eben ſo lieb war, wenn der Bauer erbte, als wenn die Hinterlaſſenſchaft dem erſten dem beſten Vorübergehenden zufiel.

Der Bauer ließ ſich das nicht zweimal ſagen und drehte die Taſchen der Todten um.

Die Todten hatten, wie es ſcheint, zu ihren Lebzeiten guten Sold erhalten, denn als die Operation vorüber war, entrunzelte ſich die Stirne des Bauern.

Folge des Wohlbehagens, das ſich ſeinem Körper und in ſeiner Seele verbreitete, war, daß er ſeine Ochſen ſtärker antrieb, um raſcher in ſeine Hütte zu kommen.

Im Stalle dieſes vortrefflichen Katholiken, auf einem guten Strohlager kam Herr von Mayenne wieder zum Bewußtſein. Dem durch die Erſchütterung des Transportes verurſachten Schmerz war es nicht gelungen, ihn zu erwecken, als aber auf die Wunde gegoſſenes friſches Waſſer einige Tropfen hochrothen Blutes entfließen machte, da öffnete der Herzog die Augen und ſchaute die Dinge umher mit einem leicht begreiflichen Erſtaunen an.

Sobald Herr von Mayenne die Augen geöffnet hatte, entließ Ernauton den Bauern.

„Wer ſeid Ihr, mein Herr?" fragte Mayenne.

Lächelnd erwiederte Ernauton:

„Erkennt Ihr mich nicht?"

„Doch wohl," ſprach der Herzog die Stirne faltend, „Ihr ſeid derjenige, welcher meinem Feind zu Hülfe gekommen iſt."

„Ja," ſagte Ernauton, „ich bin aber auch derjenige, welcher Euren Feind Euch zu tödten verhindert hat."

„Das muß so sein, da ich lebe, wenn er mich nicht etwa todt glaubte.“

„Er entfernte sich, während er Euch lebend wußte.“

„Er hielt wenigstens meine Wunde für tödtlich.“

„Ich weiß es nicht; doch jedenfalls, wenn ich mich nicht widersetzt hätte, würde er Euch eine beigebracht haben, die es gewesen wäre.“

„Aber warum habt Ihr denn meine Leute tödten helfen, um hernach diesen Menschen zu hindern, daß er mich tödte?“

„Das ist ganz einfach, mein Herr, und ich wundere mich, daß ein Edelmann, — Ihr scheint mir einer zu sein, — mein Benehmen nicht begreift. Der Zufall führte mich auf die Straße, der Ihr folgtet, ich sah mehrere Männer einen einzigen angreifen, ich vertheidigte den einzelnen Mann; als dieser Brave, dem ich zu Hülfe kam, — denn wer er auch sein mag, brav ist dieser Mann, — als dieser Brave allein mit Euch allein kämpfend den Sieg durch den Stich, der Euch niederwarf, entschieden hatte und ich sah, daß er diesen Sieg Euch tödtend mißbrauchen wollte, da trat ich mit meinem Schwerte dazwischen.“

„Ihr kennt mich also?“ fragte Mayenne mit einem forschenden Blick.

„Ich brauche Euch nicht zu kennen, mein Herr; ich weiß, daß Ihr ein Verwundeter seid, und das genügt mir.“

„Seid offenherzig, Ihr kennt mich.“

„Es ist seltsam, daß Ihr mich nicht begreifen wollt; ich finde es durchaus nicht edler, einen wehrlosen Menschen zu tödten, als zu sechs einen Vorübergehenden anzugreifen.“

„Ihr gesteht jedoch zu, daß es für jedes Ding Gründe geben kann?“

Ernauton verbeugte sich, antwortete aber nicht.

„Habt Ihr nicht gesehen, daß ich allein den Degen mit diesem Menschen kreuzte?“ fuhr Mayenne fort.

„Es ist wahr, ich habe es gesehen.“

„Dieser Mensch ist mein Todfeind.“

„Ich glaube es, denn er hat mir dasselbe von Euch gesagt.“

„Und wenn ich meine Wunde überlebe...“

„Das geht mich nichts an, Ihr möget nach Eurem Belieben handeln, mein Herr.“

„Haltet Ihr mich für sehr gefährlich verwundet?“

„Ich habe Eure Wunde untersucht, mein Herr, und ich glaube, daß sie, obgleich schwer, doch keine Todesgefahr nach sich zieht. Das Eisen ist, wie mir scheint, an den Rippen abgeglitscht und nicht in die Brust gedrungen. Athmet, und ich hoffe, Ihr werdet keinen Schmerz in der Gegend der Lunge empfinden.“

Mayenne athmete mühsam, aber ohne ein inneres Leiden.

„Es ist wahr,“ sagte er; „doch die Menschen, welche bei mir waren?“

„Sind todt, mit Ausnahme eines einzigen.“

„Man hat sie also auf der Straße liegen lassen?“ fragte Mayenne.

„Ja.“

„Hat man sie durchsucht?“

„Der Bauer, den Ihr, die Augen wieder öffnend, sehen mußtet, und der unser Wirth ist, entledigte sich dieser Sorge.“

„Was hat er bei ihnen gefunden?“

„Etwas Geld.“

„Und Papiere?“

„Ich weiß nichts davon.“

„Ah!“ machte Mayenne mit offenbarer Befriedigung. „Uebrigens könnt Ihr Euch bei demjenigen, welcher noch lebt, erkundigen.“

„Wo ist er?“

„In der Scheune, zwei Schritte von hier.“

„Schafft mich zu ihm, oder schafft ihn vielmehr zu

mir, und wenn Ihr ein Ehrenmann ſeid, ſchwört mir, keine Frage an ihn zu richten."

„Ich bin nicht neugierig, mein Herr, und ich weiß von dieſer Angelegenheit Alles, was mir zu wiſſen von Belang iſt."

Der Herzog ſchaute Ernauton mit einem Ueberreſte von Unruhe an.

„Mein Herr," ſagte Ernauton, „ich wäre glücklich, wenn Ihr einem Andern den Auftrag ertheilen würdet, den Ihr mir geben wolltet."

„Ich habe Unrecht, mein Herr, und ich erkenne es," erwiederte Mayenne; „habt die Gefälligkeit, mir den Dienſt zu leiſten, um den ich Euch bitte."

Fünf Minuten nachher trat der Soldat in den Stall. Er ſtieß einen Schrei aus, als er den Herzog erblickte; dieſer aber hatte die Kraft, den Finger auf die Lippen zu legen; der Soldat ſchwieg ſogleich.

„Mein Herr," ſagte Mayenne zu Ernauton, „mein Dank wird ewig währen, und eines Tages werden wir uns unter beſſeren Umſtänden wiederfinden; darf ich Euch fragen, mit wem ich zu ſprechen die Ehre habe."

„Ich bin der Vicomte Ernauton von Carmainges."

Mayenne erwartete etwas Umſtändlicheres, doch nun war die Reihe, zurückhaltend zu ſein, an Carmainges.

„Ihr folgtet dem Wege nach Beaugency, mein Herr?" fuhr Mayenne fort.

„Ja, mein Herr."

„Dann habe ich Euch gehindert, und Ihr könnt vielleicht dieſe Nacht nicht mehr marſchiren?"

„Im Gegentheil, ich gedenke ſogleich wieder aufzubrechen."

„Nach Beaugency?"

Ernauton ſchaute Mayenne wie ein Menſch an, den dieſes Drängen unangenehm berührt.

„Nach Paris," ſagte er.

Der Herzog ſchien erſtaunt.

„Verzeiht," fuhr Mayenne fort, „aber es iſt ſeltſam,

daß Ihr, nach Beaugency reitend und durch einen unvorhergesehenen Umstand aufgehalten, das Ziel Eurer Reise ohne einen sehr ernsten Grund verfehltet."

„Nichts kann einfacher sein," entgegnete Ernauton, „ich begab mich zu einem Rendezvous. Da mich unser Abenteuer hier anzuhalten nöthigte, so verfehlte ich das Rendezvous und kehre nun zurück."

Mayenne suchte vergeblich auf dem unempfindlichen Gesicht von Ernauton einen andern Gedanken zu lesen, als den, welchen seine Worte ausdrückten.

„Oh! mein Herr," sagte er endlich, „warum bleibt Ihr nicht einige Tage bei mir! Ich würde nach Paris meinen Soldaten hier schicken, um einen Wundarzt holen zu lassen, denn nicht wahr, Ihr begreift, daß ich nicht allein bei den mir völlig unbekannten Bauern verweilen kann."

„Und warum, mein Herr," entgegnete Ernauton, „sollte nicht Euer Soldat bei Euch bleiben und ich Euch einen Wundarzt schicken?"

Mayenne zögerte.

„Wißt Ihr den Namen meines Feindes?" fragte er.

„Nein, mein Herr."

„Wie, Ihr habt ihm das Leben gerettet und er hat Euch nicht einmal seinen Namen gesagt?"

„Ich habe ihn nicht darnach gefragt."

„Ihr habt ihn nicht darnach gefragt?"

„Ich rettete Euch auch das Leben, habe ich Euch deshalb nach dem Eurigen gefragt? Dafür wißt Ihr Beide den meinigen. Was liegt daran, ob der Retter den Namen desjenigen weiß, welcher ihm verpflichtet ist? Der Verpflichtete muß den des Retters wissen."

„Ich sehe, mein Herr, daß nichts von Euch zu erfahren ist, und daß Ihr eben so verschwiegen als muthig seid."

„Und ich, mein Herr, ich sehe, daß Ihr diese Worte mit der Absicht eines Vorwurfs aussprecht, und ich bedaure dies; denn in der That, was Euch beunruhigt,

sollte Euch im Gegentheil beruhigen. Man kann nicht sehr verschwiegen gegen diesen sein, ohne es ein wenig gegen jenen zu sein."

„Ihr habt Recht: Eure Hand, Herr von Carmainges."

Ernauton gab ihm die Hand, doch ohne daß irgend Etwas in seiner Geberde andeutete, er wisse, daß er einem Prinzen die Hand reiche.

„Ihr habt mein Benehmen getadelt, mein Herr," sprach Mayenne, „ich kann mich nicht rechtfertigen, ohne große Geheimnisse zu enthüllen. Es ist, glaube ich, besser, wenn wir unsere Bekenntnisse nicht weiter treiben."

„Bemerkt, mein Herr," erwiederte Ernauton, „Ihr vertheidigt, während ich nicht anklage. Glaubt mir, es steht Euch vollkommen frei, zu sprechen oder zu schweigen."

„Ich danke, mein Herr, und schweige. Wißt nur daß ich ein Edelmann von gutem Hause und in der Lage bin, Euch jedes Vergnügen zu machen."

„Lassen wir das beruhen, und glaubt mir, daß ich eben so discret in Beziehung auf Euren Credit sein werde als ich es hinsichtlich Eures Namens gewesen bin. Bedem Herrn, dem ich diene, brauche ich Niemand."

„Welchem Herrn?" fragte Mayenne unruhig, „welchem Herrn, wenn es Euch beliebt?"

„Oh! keine weiteren Bekenntnisse mehr. Ihr habt es selbst gesagt."

„Das ist richtig."

„Und dann fängt Eure Wunde an sich zu entzünden; glaubt mir, sprecht weniger."

„Ihr habt Recht. Oh! ich sollte nothwendig meine Wundarzt haben."

„Ich kehre nach Paris zurück, wie ich Euch zu sagen die Ehre hatte; gebt mir seine Adresse."

Mayenne machte dem Soldaten ein Zeichen und dieser näherte sich ihm: dann sprachen sie leise mit einander.

Ernauton entfernte sich mit seiner gewöhnlichen Discretion.

Nach einigen Minuten der Berathung wandte ſich der Herzog gegen Ernauton um und ſprach:

„Herr von Carmainges, Euer Ehrenwort, daß, wenn ich Euch einen Brief an Jemand einhändigte, dieſer Brief getreulich an die betreffende Perſon überliefert würde?“

„Ich gebe es Euch.“

„Und ich glaube demſelben. Ihr ſeid ein zu wackerer Mann, als daß ich Euch nicht blindlings vertrauen ſollte.“

Ernauton verbeugte ſich.

„Ich will Euch einen Theil meines Geheimniſſes anvertrauen,“ ſagte Mayenne; „ich gehöre zu den Leibwachen der Frau Herzogin von Montpenſier.“

„Ah!“ verſetzte Ernauton naiv, „die Frau Herzogin von Montpenſier hat Leibwachen, das wußte ich nicht.“

„In dieſen unruhigen Zeiten umgibt ſich Jeder, ſo gut er kann, und da das Haus Guiſe ein ſouveraines Haus iſt . . .“

„Ich verlange keine Erklärung, mein Herr; Ihr gehört zu den Leibwachen der Frau Herzogin von Montpenſier, das genügt mir.“

„Nun alſo: ich hatte den Auftrag, eine Reiſe nach Amboiſe zu machen, als ich auf dem Wege meinem Feinde begegnete. Das Uebrige wißt Ihr.“

„Ja.“

„Durch dieſe Wunde aufgehalten, ehe ich meinen Auftrag vollzogen habe, bin ich der Frau Herzogin Rechenſchaft über die Urſache meines Zögerns ſchuldig.“

„Das iſt richtig.“

„Ihr habt alſo wohl die Güte, ihr eigenhändig den Brief zu übergeben, den ich ihr zu ſchreiben die Ehre haben werde?“

„Wenn es Tinte und Papier hier gibt,“ entgegnete Ernauton und ſtand auf, um nach dieſen Gegenſtänden zu ſuchen.

„Unnöthig,“ ſagte Mayenne, „mein Soldat muß meine Tabletten bei ſich haben.“

Der Soldat zog wirklich geſchloſſene Tabletten aus ſeiner Taſche. Mayenne drehte ſich gegen die Wand um und ließ eine Feder ſpielen; die Tabletten öffneten ſich; er ſchrieb ein paar Zeilen mit Bleiſtift und ſchloß die Tabletten wieder auf dieſelbe geheimnißvolle Weiſe.

Sobald ſie geſchloſſen, war es unmöglich, wenn man das Geheimniß nicht wußte, ſie zu öffnen, ohne ſie zu zerreißen.

„Mein Herr,“ ſprach der junge Mann, „in drei Tagen ſind die Tabletten übergeben.“

„Zu eigenen Händen?“

„An die Frau Herzogin von Montpenſier ſelbſt.“

Der Herzog drückte ſeinem wohlwollenden Gefährten die Hände, und ſank, zugleich durch das Geſpräch, das er gepflogen, und durch den Brief, den er geſchrieben, ermattet, Schweiß auf der Stirne, auf das friſche Stroh zurück.

„Mein Herr,“ ſagte der Soldat in einer Sprache, die Ernauton ſehr wenig mit der Tracht im Einklang zu ſtehen ſchien, „mein Herr, Ihr habt mich gebunden wie ein Kalb, das iſt wahr; aber, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht, ich ſehe dieſes Band als eine Kette der Freundſchaft an, und werde es Euch geeigneten Ortes und zu geeigneter Zeit beweiſen.“

Und er reichte ihm eine Hand, deren Weiße der junge Mann ſchon wahrgenommen hatte.

„Es ſei,“ ſagte Carmainges lächelnd, „ich habe alſo nun zwei Freunde mehr.“

„Spottet nicht,“ erwiederte der Soldat, „man hat nie zu viel.“

„Es iſt wahr, Kamerad,“ ſprach Ernauton.

Und er entfernte ſich.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Pferdehof.

Ernauton brach ſogleich auf, und da er das Pferd des Herzogs als Erſatz für das ſeinige, das er Robert Briquet gegeben, genommen hatte, ſo marſchirte er raſch, ſo daß er gegen die Mitte des dritten Tages in Paris eintraf.

Um drei Uhr Nachmittags kam er in den Louvre zur Wohnung der Fünf und Vierzig.

Kein wichtiges Ereigniß bezeichnete ſeine Rückkehr.

Als ihn die Gascogner ſahen, ſtießen ſie ein Geſchrei des Erſtaunens aus.

Herr von Loignac trat auf dieſes Geſchrei ein und nahm, als er Ernauton erblickte, das verdrießlichſte Geſicht an, was Ernauton nicht abhielt, gerade auf ihn zuzugehen.

Herr von Loignac hieß durch ein Zeichen den jungen Mann in ein Cabinet kommen, das am Ende des Schlafſaales lag und eine Art von Audienzzimmer war, wo dieſer Richter ohne Berufung ſeine Sprüche fällte.

„Benimmt man ſich ſo, mein Herr?“ ſagte er ſogleich; „Ihr ſeid nun, wenn ich richtig zähle, fünf Tage und fünf Nächte abweſend, und Ihr, mein Herr, den ich für einen der Vernünftigſten hielt, gebt das Beiſpiel einer ſolchen Uebertretung?“

„Mein Herr,“ entgegnete Ernauton, ſich verbeugend, „ich habe gethan, was man mich thun hieß.“

„Und was hat man Euch thun heißen?“

„Man hat mir befohlen, Herrn von Mayenne zu folgen, und ich bin ihm gefolgt.“

„Fünf Tage und fünf Nächte hindurch?“

„Fünf Tage und fünf Nächte hindurch.“

„Der Herzog hat alſo Paris verlaſſen?“

„An demſelben Abend, und das kam mir verdächtig vor.“

„Ihr hattet Recht, mein Herr . . . hernach?“

Ernauton erzählte gedrängt, aber mit der Wärme und Energie eines Mannes von Herz das Abenteuer auf dem Wege und die Folgen, die dieſes Abenteuer gehabt hatte. Je weiter er in ſeiner Erzählung vorrückte, deſto mehr erleuchtete ſich das ſo bewegliche Geſicht von Loignac mit allen Eindrücken, die der Redende in ſeiner Seele hervorbrachte.

Als aber Ernauton auf den Brief zu ſprechen kam, den ihm Herr von Mayenne anvertraut hatte, rief Herr von Loignac:

„Ihr habt dieſen Brief?“

„Ja.“

„Teufel! das verdient einige Aufmerkſamkeit,“ ſprach der Kapitän; „erwartet mich, oder vielmehr kommt mit mir, ich bitte Euch.“

Ernauton ließ ſich führen und gelangte hinter Loignac in den Pferdehof des Louvre.

Alles bereitete ſich zu einer Ausfahrt des Königs; man ordnete eben die Equipagen; Herr von Epernon ſah zu, wie man zwei neue Pferde probirte, die als Geſchenk von Eliſabeth an Heinrich III. aus England gekommen waren; dieſe zwei Pferde, welche ſich durch eine merkwürdige Harmonie der Verhältniſſe auszeichneten, ſollten an dieſem Tage an die Carroſſe des Königs geſpannt werden.

Während Ernauton am Eingang des Hofes blieb, näherte ſich Loignac Herrn von Epernon und berührte ihn unten an ſeinem Mantel.

„Neuigkeiten, Herr Herzog,“ ſagte er, „große Neuigkeiten.“

Der Herzog verließ die Gruppe, bei der er ſtand, und ging zu der Treppe, auf der der König herabkommen mußte.

„Sprecht, Herr von Loignac, ſprecht.“

„Herr von Carmainges kommt von jenſeits Orleans;

Herr von Mayenne liegt in einem Dorfe gefährlich verwundet."

Der Herzog ließ einen Ausruf vernehmen und wiederholte:

„Verwundet!"

„Mehr noch," fuhr Loignac fort, „er hat an Frau von Montpensier einen Brief geschrieben, den Herr von Carmainges in seiner Tasche trägt."

„Oh! oh!" machte Epernon. „Parfandious! laßt Herrn von Carmainges kommen, daß ich selbst mit ihm sprechen kann."

Loignac nahm Ernauton, der, wie gesagt, während des Gespächs der zwei Chefs aus Achtung beiseit geblieben war, bei der Hand.

„Herr Herzog," sagte er, „hier ist unser Reisender."

„Gut, mein Herr, Ihr habt, wie es scheint, einen Brief vom Herrn Herzog von Mayenne?" fragte Epernon.

„Ja, gnädigster Herr."

„Geschrieben in einem kleinen Dorfe bei Orleans?"

„Ja, gnädigster Herr."

„Und adressirt an Frau von Montpensier?"

„Ja, gnädigster Herr."

„Habt die Güte, mir diesen Brief zu geben."

Der Herzog streckte die Hand mit der ruhigen Nachlässigkeit eines Mannes aus, der nur seinen Willen auszudrücken zu dürfen glaubt, wie er auch lauten mag, daß diesem Willen entsprochen werde.

„Verzeiht, Monseigneur," sprach Carmainges, „habt Ihr mir nicht gesagt, ich soll Euch den Brief von Herrn von Mayenne an seine Schwester geben?"

„Allerdings."

„Der Herr Herzog weiß nicht, daß dieser Brief mir anvertraut worden ist."

„Was liegt daran?"

„Es liegt viel daran, gnädigster Herr; ich habe dem

Herrn Herzog mein Ehrenwort gegeben, daß dieser Brief der Herzogin selbst zugestellt werde."

„Seid Ihr im Dienst des Königs oder in dem von Herrn von Mayenne?"

„In dem des Königs, Monseigneur."

„Nun wohl! der König will diesen Brief sehen."

„Gnädigster Herr, Ihr seid nicht der König."

„Ich glaube in der That, Ihr vergeßt, mit wem Ihr sprecht, Herr von Carmainges?" sagte Epernon vor Zorn erbleichend.

„Ich erinnere mich dessen im Gegentheil vollkommen, gnädigster Herr, und deshalb weigere ich mich."

„Ihr weigert Euch, Ihr habt, glaube ich, gesagt, Ihr weigeret Euch, Herr von Carmainges?"

„Ich habe es gesagt."

„Herr von Carmainges, Ihr vergeßt Euren Eid der Treue."

„Monseigneur, ich habe bis jetzt, so viel ich weiß, nur einer einzigen Person Treue geschworen, und diese Person ist Seine Majestät. Fordert der König von mir den Brief, so soll er ihn haben; denn der König ist mein Herr, doch der König ist nicht hier."

„Herr von Carmainges," sagte der Herzog, der sich sichtbar zu erhitzen anfing, während Ernauton im Gegentheil immer ruhiger zu werden schien, je mehr er widerstand, „Herr von Carmainges, Ihr seid wie alle Leute Eures Landes blind, wenn es ihnen wohl geht; Euer Glück blendet Euch, mein kleiner Edelmann; der Besitz eines Staatsgeheimnisses betäubt Euch wie ein Keulenschlag."

„Was mich betäubt, gnädigster Herr, ist die Ungnade, in die ich bei Eurer Herrlichkeit zu fallen bedroht bin; aber nicht mein Glück, das meine Weigerung, Euch zu gehorchen, ich verberge es mir nicht, auf sehr schwankende Beine stellt; doch gleichviel, ich thue, was ich thun muß, und Niemand, mit Ausnahme des Königs, bekommt den

Brief, den Ihr von mir verlangt, wenn nicht die Perſon, an die er adreſſirt iſt."

Epernon machte eine furchtbare Bewegung.

„Loignac," ſagte er, „Ihr führt Herrn von Carmainges ſogleich ins Gefängniß."

„Es iſt gewiß," verſetzte Carmainges lächelnd, „auf dieſe Art werde ich Frau von Montpenſier den Brief nicht übergeben können, deſſen Träger ich bin, wenigſtens ſo lange ich im Gefängniß bleibe; doch komme ich heraus..."

„Wenn Ihr überhaupt herauskommt," rief Epernon.

„Ich werde herauskommen, mein Herr, wenn Ihr mich nicht ermorden laßt," ſagte Ernauton mit einer Entſchloſſenheit, die, während er ſprach, immer kälter und furchtbarer wurde; „ja, ich werde herauskommen ... Die Mauern ſind minder feſt als mein Wille. Nun, gnädigſter Herr, und bin ich einmal heraus ..."

„Was ſodann?"

„Dann werde ich mit dem König ſprechen und der König wird mir antworten."

„Ins Gefängniß," brüllte Epernon, der ſeine ganze Haltung verlor, „ins Gefängniß, und man nehme ihm ſeinen Brief ab."

„Niemand ſoll ihn berühren," rief Ernauton, indem er einen Sprung rückwärts machte und die Tabletten von Mayenne aus der Bruſt zog; „ich zerreiße den Brief in Stücke, da ich ihn nur um dieſen Preis retten kann. Und wenn ich dies thue, wird Herr von Mayenne mein Benehmen billigen und Seine Majeſtät wird mir verzeihen."

In ſeinem redlichen Widerſtand war der junge Mann wirklich im Begriff, den koſtbaren Brief in zwei Stücke zu zerreißen, als eine Hand ſanft ſeinen Arm zurückhielt.

Wäre der Druck heftig geweſen, ſo würde der junge Mann ohne Zweifel ſeine Anſtrengung, um den Brief zu vernichten, verdoppelt haben; als er aber ſah, daß man ſchonend zu Werke ging, hielt er inne und wandte den Kopf um.

„Der König!“ sagte er.

Der König war wirklich die Treppe des Louvre herabsteigend einen Augenblick stillegestanden, er hatte das Ende des Streites mit angehört und sein königlicher Arm hielt den Arm von Carmainges zurück.

„Was gibt es denn, meine Herren?“ fragte er mit jenem Tone, dem er, wenn er wollte, eine so gebieterische Macht zu verleihen wußte.

„Sire,“ rief Epernon, ohne daß er sich die Mühe gab, seinen Zorn zu verbergen, „dieser Mensch, einer von Euren Fünf und Vierzig, zu denen er übrigens nicht mehr gehören wird, dieser Mensch, den ich in Eurem Namen beauftragte, Herrn von Mayenne während seines Aufenthalts in Paris zu überwachen, ist diesem bis jenseits Orleans gefolgt und hat dort von ihm einen an Frau von Montpensier adressirten Brief erhalten.“

„Ihr habt von Herrn von Mayenne einen an Frau von Montpensier adressirten Brief erhalten?“ fragte der König.

„Ja, Sire,“ antwortete Ernauton; „doch der Herzog von Epernon sagt Euch nicht, unter welchen Umständen.“

„Nun, wo ist dieser Brief?“ sagte der König.

„Das ist gerade die Ursache des Streites, Sire; Herr von Carmainges weigert sich durchaus, ihn mir zu geben, und will ihn an seine Adresse überbringen. Eine Weigerung ist meiner Ansicht nach die Sache eines schlechten Dieners.“

Der König schaute Carmainges an.

Der junge Mann setzte ein Knie auf die Erde und sprach:

„Sire, ich bin ein armer Edelmann, ein Mann von Ehre und nichts Anderes. Ich habe Eurem Boten, den Herr von Mayenne und fünf von seinen Anhängern ermorden wollten, das Leben gerettet, denn ich kam gerade zu rechter Zeit an, um dem Kampfe eine Wendung zu seinen Gunsten zu geben.“

„Und während dieses Kampfes ist Herr von Mayenne nichts begegnet?“ fragte der König.

„Doch, Sire, er wurde verwundet und zwar schwer verwundet.“

„Gut,“ sagte der König, „hernach?“

„Hernach, Sire?“

„Ja.“

„Euer Bote, der besondere Gründe des Hasses gegen Herrn von Mayenne zu haben scheint ...“

Der König lächelte.

„Euer Bote, Sire, wollte seinem Feind den Garaus machen; vielleicht hatte er das Recht dazu; doch ich dachte, in meiner Gegenwart, in Gegenwart von mir, einem Mann, dessen Schwert Eurer Majestät gehört, würde diese Rache ein politischer Mord, und ...“

Ernauton zögerte.

„Vollendet,“ sagte der König.

„Und ich beschützte Herrn von Mayenne vor Eurem Boten, wie ich Euren Boten vor Herrn von Mayenne beschützt hatte.“

Epernon zuckte die Achseln, Loignac biß sich auf seinen langen Schnurrbart, der König blieb kalt.

„Fahrt fort,“ sagte er.

„Auf einen einzigen Gefährten beschränkt — die anderen waren getödtet worden — hat sich Herr von Mayenne, der sich nicht von diesem Gefährten trennen wollte und nicht wußte, daß ich in Euren Diensten stehe, mir anvertraut und mich ersucht, seiner Schwester einen Brief zu überbringen. Ich habe diesen Brief hier; ich biete ihn Eurer Majestät an, damit sie darüber verfüge, wie sie über mich verfügen würde. Meine Ehre ist mir theuer, Sire, doch sobald ich, um meinem Gewissen zu begegnen, die Gewährschaft des königlichen Willens habe, verleugne ich meine Ehre, denn sie ist in guten Händen.“

Immer noch auf den Knieen, reichte Ernauton dem König die Tabletten.

Der König schob sie sanft mit der Hand zurück und sprach:

„Was ſagtet Ihr denn, Epernon? Herr von Carmainges iſt ein Ehrenmann und ein treuer Diener.“

„Ich, Sire,“ verſetzte Epernon, „Eure Majeſtät fragt, was ich ſagte?“

„Ja, hörte ich denn nicht, als ich die Treppe herabging, das Wort Gefängniß ausſprechen? Gottes Tod! ganz im Gegentheil; trifft man zufällig einen Mann wie Herrn von Carmainges, ſo müßte man wie bei den alten Römern von Krone und Belohnungen ſprechen. Der Brief gehört immer demjenigen, welcher ihn trägt, Herzog, oder dem, welchem man ihn bringt.“

Epernon verbeugte ſich brummend.

„Ihr werdet Euren Brief an die Adreſſe abgeben, Herr von Carmainges.“

„Aber, Sire, bedenkt, was er enthalten kann,“ ſagte Epernon. „Wir wollen nicht den Zarten ſpielen, wenn es ſich um das Leben Eurer Majeſtät handelt.“

„Ihr werdet Euren Brief abgeben, Herr von Carmainges,“ wiederholte der König, ohne ſeinem Günſtling zu antworten.

„Ich danke, Sire,“ ſprach Carmainges, indem er ſich zurückzog.

„Wohin tragt Ihr ihn?“

„Zu der Frau Herzogin von Montpenſier. Ich glaubte die Ehre gehabt zu haben, es Eurer Majeſtät zu ſagen.“

„Ich drücke mich ſchlecht aus. An welche Adreſſe, wollte ich ſagen. In das Hotel Guiſe, in das Hotel Saint-Denis oder nach Bel . . .“

Ein Blick von Epernon hielt den König zurück.

„Ich habe in dieſer Hinſicht keine beſondere Inſtruction von Herrn von Mayenne, Sire; ich werde den Brief in das Hotel Guiſe tragen und dort erfahren, wo Frau von Montpenſier iſt.“

„Ihr ſucht alſo die Herzogin auf?“

„Ja, Sire.“

„Und wenn Ihr ſie gefunden habt?“

„Uebergebe ich ihr meine Botſchaft.“

„Ganz gut. Sagt nun, Herr von Carmainges . . .“ und der König ſchaute den jungen Mann feſt an.

„Sire?“

„Habt Ihr Herrn von Mayenne etwas Anderes verſprochen, als dieſen Brief eigenhändig ſeiner Schweſter zu übergeben?“

„Nein, Sire.“

„Ihr habt, zum Beiſpiel, nicht ſo etwas wie die Geheimhaltung des Ortes verſprochen, wo Ihr die Herzogin treffen könntet?“

„Nein, Sire, ich habe nichts dergleichen verſprochen.“

„Ich werde Euch eine einzige Bedingung ſtellen, mein Herr.“

„Sire, ich bin der Sklave Eurer Majeſtät.“

„Ihr übergebt dieſen Brief an Frau von Montpenſier, und ſobald er übergeben iſt, kommt Ihr zu mir nach Vincennes, wo ich dieſen Abend ſein werde.“

„Ja, Sire.“

„Und Ihr legt mir ſodann getreulich Rechenſchaft ab, wo Ihr die Herzogin gefunden habt.“

„Sire, Eure Majeſtät kann darauf zählen.“

„Ohne eine andere Erklärung oder ein anderes Bekenntniß, verſteht Ihr?“

„Sire, ich verſpreche es.“

„Welche Unklugheit! oh! Sire!“ ſagte der Herzog von Epernon.

„Ihr verſteht Euch nicht auf die Menſchen, Herzog, oder wenigſtens nicht auf gewiſſe Menſchen. Dieſer iſt redlich gegen Mayenne, folglich wird er auch redlich gegen mich ſein.“

„Gegen Euch, Sire, werde ich mehr als redlich, ich werde treu ergeben ſein,“ rief Ernauton.

„Nun, keine Streitigkeiten mehr hier, Epernon,“ ſprach der König, „Ihr werdet auf der Stelle dieſem braven Diener vergeben, was Ihr als einen Mangel an Ergebenheit betrachtet, und was ich als einen Beweis von Rechtſchaffenheit anſehe.“

„Sire,“ sagte Carmainges, „der Herr Herzog von Epernon ist ein zu erhabener Mann, um nicht mitten unter meinem Ungehorsam gegen seine Befehle, worüber ich ihm mein Bedauern ausdrücke, gesehen zu haben, wie sehr ich ihn achte und liebe; ich habe nur vor Allem gethan, was ich für eine Pflicht hielt.“

„Parfandious!“ rief der Herzog, indem er die Physiognomie mit derselben Schnelligkeit veränderte, wie ein Mensch, der eine Maske aufgesetzt oder abgelegt hätte, „das ist eine Prüfung, die Euch Ehre macht, und Ihr seid in der That ein hübscher Junge, nicht wahr, Loignac? Doch mittlerweile haben wir ihm schön Angst gemacht.“

Und der Herzog schlug ein Gelächter auf.

Loignac drehte sich auf den Absätzen, um nicht zu antworten; obgleich Gascogner, fühlte er sich nicht stark genug, mit derselben Unverschämtheit zu lügen, wie sein erhabener Chef.

„Es war eine Probe?“ versetzte der König zweifelnd. „Desto besser, Epernon, wenn es eine Probe war; doch ich kann Euch diese Probe nicht bei Jedermann rathen, denn Viele würden unterliegen.“

„Desto besser,“ wiederholte Carmainges, „desto besser, Herr Herzog, wenn es eine Probe ist, ich bin dann der Gnade von Monseigneur sicher.“

Doch während er diese Worte sagte, schien der junge Mann eben so wenig geneigt, zu glauben, als der König.

„Nun, da Alles abgemacht ist, brechen wir auf, meine Herren,“ sprach der König.

Epernon verbeugte sich.

„Ihr kommt mit mir, Herzog.“

„Das heißt, ich begleite Eure Majestät zu Pferde; so lautet, glaube ich, der Befehl, den sie gegeben hat?“

„Ja ... Wer wird am andern Kutschenschlag sein?“

„Ein ergebener Diener Eurer Majestät, Herr von Sainte-Maline,“ antwortete Epernon und schaute dabei Ernanton an, um zu sehen, welche Wirkung dies bei ihm hervorbrächte.

Ernauton blieb unempfindlich.

„Loignac,“ fügte er bei, „ruft Herrn von Sainte-Maline.“

„Herr von Carmainges,“ ſagte der König, der die Abſicht des Herzogs von Epernon begriff, „Ihr werdet Euren Auftrag beſorgen, nicht wahr? und Ihr kommt dann ſogleich nach Vincennes.“

„Ja, Sire.“

Trotz aller Philoſophie entfernte ſich Ernauton glücklich, nicht dem Triumphe beizuwohnen, der das ehrgeizige Herz von Sainte-Maline ſo ſehr ergötzen mußte.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die ſieben Sünden Magdalenens.

Der König warf einen Blick auf ſeine Pferde, und als er ſie ſo kräftig und ſo feurig ſah, wollte er es nicht wagen, allein im Wagen zu fahren; nachdem er Ernauton, wie wir erzählt, ganz Recht gegeben, hieß er den Herzog durch ein Zeichen in der Carroſſe Platz nehmen.

Loignac und Sainte-Maline nahmen ihren Platz am Kutſchenſchlage; ein einziger Piqueur ritt voraus.

Der Herzog ſaß allein auf dem Vorderſitze der maſſigen Maſchine und der König ſetzte ſich mit allen ſeinen Hunden in den Fond.

Unter allen dieſen Hunden war ein bevorzugter; es war dies derjenige, welchen wir bei ihm in der Loge des Rathhauſes geſehen; er hatte ein beſonderes Kiſſen, auf dem er ganz ſanft ſchlief.

Zur Rechten des Königs ſtand ein Tiſch, deſſen Füße im Boden der Carroſſe befeſtigt waren; dieſer Tiſch war bedeckt mit ausgemalten Zeichnungen, die Seine Majeſtät,

trotz der Stöße des Wagens, mit einer wunderbaren Geschicklichkeit ausschnitt.

Es waren meistens heilige Gegenstände. Da indessen zu jener Zeit in Beziehung auf die Religion eine ziemlich tolerante Mischung mit heidnischen Ideen gäng und gebe war, so fand sich die Mythologie nicht übel in den religiösen Zeichnungen des Königs vertreten.

Stets methodisch, hatte der König für den Augenblick eine Auswahl unter diesen Zeichnungen gemacht, und er beschäftigte sich damit, daß er das Leben von Magdalena der Sünderin ausschnitt.

Der Gegenstand bot sich an und für sich als ein pittoresker dar, und die Einbildungskraft des Malers hatte den natürlichen Dispositionen noch viel beigefügt: man sah Magdalena jung, schön, gefeiert; kostbare Bäder, Bälle, Vergnügungen aller Art figurirten in der Sammlung.

Der Künstler hatte, wie es einst Callot bei seiner Versuchung des heiligen Antonius machen sollte, den geistreichen Gedanken gehabt, die Launen seines Grabstichels mit dem gesetzlichen Mantel der kirchlichen Autorität zu bedecken: so war jede Zeichnung, mit dem laufenden Titel der sieben Todsünden, durch eine besondere Legende erklärt.

Magdalena unterliegt der Sünde des Zorns.
Magdalena unterliegt der Sünde der Schwelgerei.
Magdalena unterliegt der Sünde der Hoffart.
Magdalena unterliegt der Sünde der Unkeuschheit.
Und so fort bis zur siebenten und letzten Todsünde.

Das Bild, welches der König ausschnitt, als man durch die Porte Sainte-Antoine fuhr, stellte Magdalena dar, wie sie der Sünde des Zornes unterlag.

Halb auf Polstern ruhend und ohne einen andern Schleier, als ihre prächtigen Haare, mit denen sie später die Füße Christi trocknen sollte, ließ die schöne Sünderin rechts in einen Teich voll von Lampreten, deren Köpfe man gierig wie eben so viele Schlangenmäuler aus dem

Waſſer hervorſtehen ſah, einen Sklaven werfen, der ein koſtbares Gefäß zerbrochen hatte, während ſie links eine Frau, die noch weniger gekleidet war als Magdalena, da ſie ihre Haare hinten aufgeflochten trug, peitſchen ließ, weil ſie, ihre Herrin friſirend, dieſer einige von jenen herrlichen Haaren ausgeriſſen hatte, deren Ueppigkeit Magdalena hätte nachſichtiger gegen einen Fehler dieſer Art machen ſollen.

Der Hintergrund des Gemäldes ſtellte Hunde dar, welche man ſchlug, weil ſie ungeſtraft um Almoſen flehende Bettler hatten vorübergehen laſſen, und Hähne, denen man den Hals abgeſchnitten, weil ſie zu ſtark und zu früh am Morgen gekräht.

Als man zur Croix-Faubin kam, hatte der König ſchon alle Figuren dieſes Bildes ausgeſchnitten und ſchickte ſich an, zu demjenigen überzugehen, welches betitelt war:

Magdalena unterliegt der Sünde der Schwelgerei.

Dieſes Gemälde ſtellte Magdalena liegend auf einem von jenen Betten von Purpur und Gold dar, auf denen die Alten ihre Mahle einnahmen; Alles, was die römiſchen Gaſtronomen Ausgeſuchteſtes an Fleiſchen, Fiſchen und Früchten kannten, von den Murmelthieren in Honig und den Rieſenſeebarben in Falerner, bis zu den Languſten von Stromboli und den Granaten von Sicilien. Auf dem Boden ſtritten ſich Hunde um einen Faſan, während die Luft von tauſendfarbigen Vögeln verdunkelt war, welche von dieſer geſegneten Tafel Feigen, Erdbeeren, Kirſchen wegtrugen, die ſie zuweilen auf eine Bevölkerung von Mäuſen herabfallen ließen, welche, die Naſe in die Höhe ſtreckend, auf dieſe Manna warteten, die ihnen vom Himmel zuregnete.

Magdalena hielt in ihrer Hand, voll von einem topasfarbigen Trank, eines von den Gläſern von ſeltener Form, wie ſie Petronius bei dem Gaſtmahl des Trimalcio beſchrieben hat.

Ganz beſchäftigt mit dieſem wichtigen Werk, ſchlug

der König nur die Augen auf, als er an der Priorei der Jacobiner vorüberkam, wo mit allen Glocken Vesper geläutet wurde.

Es waren auch alle Thüren und Fenster besagter Priorei so gut geschlossen, daß man sie hätte für unbewohnt halten können, würde man nicht das Vibriren der Glocken im Innern des Gebäudes gehört haben.

Nach diesem Blicke fuhr der König eifrig fort, auszuschneiden.

Doch hundert Schritte weiter hätte ihn können ein aufmerksamer Beobachter einen Blick neugieriger, als der erste, auf ein Haus von schönem Anschein werfen sehen, welches an der Straße links lag und, mitten in einen reizenden Garten gebaut, sein eisernes Gitter mit vergoldeten Spießen gegen die Landstraße öffnete.

Dieses Landhaus wurde Bel-Esbat genannt.

Ganz im Gegensatz gegen das Kloster der Jacobiner waren in Bel-Esbat alle Fenster geöffnet, mit Ausnahme eines einzigen, an dem eine Jalousie herabfiel.

In dem Augenblick, wo der König vorüberfuhr, zitterte diese Jalousie unmerklich.

Der König wechselte einen Blick und ein Lächeln mit Epernon und griff dann eine neue Todsünde an.

Dies war die Sünde der Unkeuschheit.

Der Künstler hatte sie mit so furchtbaren Farben dargestellt, er hatte diese Sünde mit so viel Muth und Hartnäckigkeit gebrandmarkt, daß wir nur einen Zug anführen können; und auch dieser Zug war sehr episodisch.

Der Schutzengel entfloh ganz erschrocken in den Himmel und verbarg dabei seine Augen mit beiden Händen.

Dieses Bild voll kleiner Einzelnheiten nahm die Aufmerksamkeit des Königs dergestalt in Anspruch, daß er fortwährend eine gewisse Eitelkeit nicht bemerkte, die sich am linken Schlage seines Wagens brüstete.

Das war Schade, denn Sainte-Maline saß so glücklich und so stolz auf seinem Pferd.

Er, ein Junker aus Gascogne, war Seiner Majestät dem Allerchristlichsten König so nahe, daß er ihn hören konnte, wenn er zu seinem Hunde sagte:

„Schön, Master Love, du belagerst mich.“

Oder zu dem Herzog von Epernon, dem General-Obersten des Königreichs: „Herzog, mir scheint, das sind die Pferde, durch die ich den Hals brechen werde.“

Von Zeit zu Zeit schaute jedoch Sainte-Maline, als wollte er seinen Stolz fallen machen, auf der andern Seite des Schlages Loignac an, der, an Ehrenauszeichnungen gewöhnt, gegen diese gleichgültig, war, und da er dann fand, daß dieser Edelmann mit seiner ruhigen Miene und seiner militärisch bescheidenen Haltung schöner aussah, als er mit seinen Kapitänsmienen, so suchte sich Sainte-Maline zu mäßigen, doch bald gaben gewisse Gedanken seiner Eitelkeit wieder ihre unbändige Ausdehnung.

„Man sieht mich, man schaut mich an,“ sagte er, „und man fragt sich: wer ist der glückliche Edelmann, der den König begleitet?“

Nach der Art, wie man fuhr, eine Art, die keines Wegs die Befürchtungen des Königs rechtfertigte, mußte das Glück von Sainte-Maline lange dauern, denn von schweren, ganz mit Silber und Posamenten bedeckten Geschirren beladen, in Stränge, denen der Arche von David ähnlich, eingezwängt, rückten die Pferde von Elisabeth nicht rasch in der Richtung von Vincennes fort.

Da er sich aber zu sehr aufblähte, trat etwas wie eine Warnung von Oben, etwas für ihn überaus Trauriges ein, um seine Freude zu dämpfen: er hörte den König den Namen Ernauton aussprechen.

Zwei oder dreimal sprach der König diesen Namen in zwei oder drei Minuten aus.

Er hätte sehen müssen, wie sich Sainte-Maline jedes Mal bückte, um im Fluge dieses interessante Räthsel aufzufassen; doch das Räthsel blieb, wie alle interessante Dinge, durch einen Zwischenfall oder durch ein Geräusch unterbrochen.

Der König ließ einen Ausruf vernehmen, der ihm dadurch entrissen wurde, daß er an einer gewissen Stelle seines Bildes einen mißlichen Schnitt mit der Scheere gemacht hatte, oder er forderte mit aller nur möglichen Zärtlichkeit Master Love, der mit der übertriebenen aber sichtbaren Anmaßung, eben so viel Lärm zu machen, als ein Bulldog, kläffte, zum Schweigen auf.

Es ist gewiß, daß von Paris nach Vincennes der Name Ernauton wenigstens sechsmal vom König und mindestens viermal vom Herzog ausgesprochen wurde, ohne daß Sainte-Maline begreifen konnte, aus welchem Grunde diese zehn Wiederholungen stattgefunden hatten.

Er bildete sich ein . . . man ist immer geneigt, sich eine Sache zu versüßen . . . es handle sich von Seiten des Königs nur darum, nach der Ursache des Verschwindens von Ernauton zu fragen, und von Seiten von Herrn von Epernon, diese angebliche oder wirkliche Ursache zu erzählen.

Endlich kam man nach Vincennes.

Es blieben dem König noch drei Sünden auszuschneiden.

Unter dem scheinbaren Vorwand, sich dieser wichtigen Beschäftigung hinzugeben, schloß sich auch Seine Majestät, als sie kaum aus ihrem Wagen gestiegen, in ihrem Zimmer ein.

Es herrschte der kälteste Nordostwind der Welt; Sainte-Maline fing an, es sich an einem großen Kamin bequem zu machen, wo er sich wieder zu wärmen und sich wärmend zu entschlummern hoffte, als Loignac ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Ihr habt heute Dienst," sagte er mit dem kurzen Tone, der nur dem Manne angehört, welcher, nachdem er viel gehorcht, sich seinerseits gehorchen zu lassen weiß; „Ihr werdet also an einem andern Abend schlafen; auf, Herr von Sainte-Maline."

„Ich wache vierzehn Tage hinter einander, wenn es sein muß," erwiederte dieser.

„Es ärgert mich, daß ich Niemand bei der Hand habe,“ sagte Loignac, indem er sich den Anschein gab, als suchte er umher.

„Gnädiger Herr,“ unterbrach ihn Sainte-Maline, „es ist unnöthig, daß Ihr Euch an einen Andern wendet; wenn es sein muß, schlafe ich einen Monat lang nicht mehr.“

„Oh! wir werden nicht so anspruchsvoll sein, beruhigt Euch.“

„Was soll ich thun?“

„Wieder zu Pferde steigen und nach Paris zurückkehren.“

„Ich bin bereit.“

„Es ist gut. Ihr begebt Euch nach der Wohnung der Fünf und Vierzig. Ihr weckt dort Jedermann auf, doch so, daß mit Ausnahme der drei Anführer, die ich Euch bezeichne, keiner erfährt, wohin man geht, noch was man thun will.“

„Ich werde pünktlich diese erste Instruction befolgen.“

„Hört weiter:

„Ihr laßt vierzehn von diesen Herren bei der Porte Saint-Antoine;

„Fünfzehn andere auf halbem Weg;

„Und Ihr führt die vierzehn übrigen hierher.“

„Betrachtet dies als geschehen, Herr von Loignac; doch zu welcher Stunde soll ich von Paris abmarschiren?“

„Mit Einbruch der Nacht.“

„Zu Pferd oder zu Fuß?“

„Zu Pferd.“

„Welche Waffen?“

„Alle: Dolch, Degen und Pistolen.“

„Gepanzert?“

„Gepanzert.“

„Der übrige Befehl, gnädiger Herr:“

„Hier sind drei Briefe: einer für Herrn von Chalabre, einer für Herrn von Biran und einer für Euch. Herr

von Chalabre befehligt die erste Abtheilung, Herr von Biran die zweite, Ihr die dritte."

„Sehr wohl."

„Man wird diese Briefe nur an Ort und Stelle öffnen, wenn es sechs Uhr schlägt. Herr von Chalabre öffnet den seinigen bei der Porte Saint-Antoine, Herr von Biran bei der Croix-Faubin, Ihr bei der Porte du Donjon."

„Sollen wir rasch marschiren?"

„Mit der ganzen Geschwindigkeit Eurer Pferde, jedoch ohne Verdacht zu erregen und ohne Euch bemerkbar zu machen. Um Paris zu verlassen schlägt Jeder einen andern Weg ein; Herr von Chalabre durch die Porte Bourdelle; Herr von Biran durch die Porte du Temple; Ihr, der Ihr am meisten Weg zu machen habt, wählt die gerade Straße, nämlich durch die Porte Saint-Antoine."

„Sehr wohl."

„Die übrigen Instructionen sind in diesen drei Briefen enthalten. Geht."

Sainte-Maline verbeugte sich und machte eine Bewegung, um wegzugehen.

„Hört noch," sprach Loignac, „von hier bis zur Croix-Faubin reitet so schnell Ihr wollt, doch von der Croix-Faubin bis zur Barriere reitet im Schritt. Ihr habt noch zwei Stunden, bevor es Nacht wird, das ist mehr Zeit, als Ihr braucht."

„Sehr wohl, Herr von Loignac."

„Habt Ihr gut begriffen, oder soll ich Euch den Befehl wiederholen?"

„Es ist unnöthig, gnädiger Herr."

„Glückliche Reise, Herr von Sainte-Maline."

Hienach kehrte Loignac, seine Sporen schleppend, in die Gemächer zurück.

„Vierzehn bei der ersten Truppe, fünfzehn bei der zweiten und fünfzehn bei der dritten, offenbar rechnet man

nicht auf Ernauton und er gehört nicht mehr zu den Fünf und Vierzig," ſagte Sainte-Maline.

Ganz aufgeblaſen vor Stolz beſorgte Sainte-Maline ſeinen Auftrag.

Eine halbe Stunde nach ſeinem Abgang von Vincennes ritt er, alle Inſtructionen von Loignac buchſtäblich befolgend, durch die Barriere; eine Viertelſtunde nachher war er in der Wohnung der Fünf und Vierzig.

Die Mehrzahl dieſer Herren ſchlürfte ſchon in ihren Zimmern den Dunſt des Abendbrodes ein, das in den bezüglichen Küchen ihrer Wirthſchafterinnen dampfte.

So bereitete die edle Lardille von Chaventrade eine Platte Schöpſenfleiſch mit Rüben, ſtark gewürzt nach der Weiſe der Gascogne, ein ſaftiges Gericht, dem auch Militor einige Sorge widmete, indem er durch Stiche mit einer eiſernen Gabel von Zeit zu Zeit den Grad des Kochens von Fleiſch und Gemüſe unterſuchte.

So übte Pertinax von Montcrabeau mit Hülfe des ſeltſamen Bedienten, den er nicht duzte und der ihn duzte, für eine Abtheilung auf gemeinſchaftliche Koſten ſeine eigenen culinariſchen Talente; der von dieſem geſchickten Verwalter gegründete Koſttiſch vereinigte acht Verbündete, welche jeder ſechs Sous für das Mahl einlegten.

Herr von Chalabre ſpeiſte nie ſichtbar; man hätte ihn für ein mythologiſches, durch ſeine Natur außerhalb aller Bedürfniſſe geſtelltes Weſen halten können.

Was an ſeiner göttlichen Natur zweifeln ließ, war ſeine Magerkeit.

Er ſah zu, wenn ſeine Kameraden frühſtückten, zu Mittag ſpeiſten, Abendbrod nahmen, wie eine hochmüthige Katze, welche nicht betteln will, aber Hunger hat und, um dieſen Hunger zu beſchwichtigen, ſich am Schnauzbart leckt. Die Billigkeit verlangt es, hier anzuführen, daß er, wenn man ihm anbot, und man bot ihm ſelten an, es ausſchlug, indem er, wie er ſagte, noch die letzten Stücke im Munde hatte, und dieſe Stücke waren nie weniger,

als junge Rebhühner, Fasanen, Rothhühner, Lerchen, Pasteten von Auerhahnen und von fetten Fischen.

Alles war gewöhnlich verschwenderisch mit Weinen von Spanien, vom Archipel vom besten Gewächse, als da sind: Malaga, Cyprier und Syrakuser, begossen worden.

Diese ganze Gesellschaft verfügte, wie man sah, nach Gefallen über das Geld von Seiner Majestät Heinrich III.

Uebrigens konnte man den Charakter jedes Einzelnen nach dem Anblick seiner kleinen Wohnung beurtheilen. Die Einen liebten die Blumen und pflegten in einem zerbrochenen Steingeschirr auf ihrem Fenster einen magern Rosenstock oder ein gelbliches Grindkraut. Andere besaßen wie der König Geschmack für Bilder, ohne wie er die Geschicklichkeit im Ausschneiden zu besitzen; wieder Andere hatten, wie wahre Stiftsherrn, in die Wohnung eine Haushälterin oder eine Nichte eingeführt.

Herr von Epernon hatte ganz leise zu Loignac gesagt, „da die Fünf und Vierzig nicht im Innern des Louvre wohnen, so könne er die Augen hierüber schließen, und Loignac schloß sie.

Nichtsdestoweniger, wenn die Trompete erscholl, wurde diese ganze Welt Soldat und Sklave einer strengen Disciplin, sprang zu Pferde und hielt sich zu Allem bereit.

Um acht Uhr legte man sich im Winter, um zehn Uhr im Sommer nieder; doch nur fünfzehn schliefen wirklich, fünfzehn schliefen mit einem Auge und die übrigen fünfzehn schliefen gar nicht.

Da es erst halb sechs Uhr war, so fand Sainte-Maline alle seine Leute noch auf und in der gastronomischsten Stimmung der Welt.

Doch mit einem Worte warf er alle ihre Näpfe um.

„Zu Pferde, meine Herrn," sagte er.

Und er überließ die ganze Genossenschaft der Märtyrer der Verwirrung dieses Manoeuvre und erklärte den Herren von Biran und von Chalabre den Befehl.

Die Einen schoben, während sie ihre Wehrgehänge befestigten und ihre Panzer umschnallten, einige große Bissen in den Mund und befeuchteten dieselben mit einem gewaltigen Schluck Wein; Andere, deren Abendbrod weniger weit vorgerückt war, waffneten sich mit Resignation.

Herr von Chalabre allein behauptete, während er seine Degenkuppel zuschnallte, er habe schon vor mehr als einer Stunde Abendbrod genommen.

Man schritt zum Verlesen.

Sainte-Maline mit einbegriffen, antworteten nur Vier und Vierzig.

„Herr Ernauton von Carmainges fehlt," sagte Herr von Chalabre, der an diesem Tage die Functionen des Fourriers zu versehen hatte.

Eine tiefe Freude erfüllte das Herz von Sainte-Maline und strömte bis zu seinen Lippen zurück, welche eine Grimasse des Lächelns bildeten... eine seltene Erscheinung bei diesem Mann mit dem düsteren, neidischen Temperament.

In den Augen von Sainte-Maline richtete sich in der That Ernauton unfehlbar durch diese Abwesenheit ohne Ursache in dem Augenblick einer Expedition von so großer Wichtigkeit zu Grunde.

Die Fünf und Vierzig oder vielmehr Vier und Vierzig marschirten also ab, jedes Peloton auf dem ihm vorgeschriebenen Wege, nämlich Herr von Chalabre mit dreizehn Mann durch die Porte Bourdelle, Herr von Biran mit vierzehn durch die Porte du Temple und Sainte-Maline endlich mit den übrigen vierzehn durch die Porte Saint-Antoine.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Bel-Esbat.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß Ernauton, den Sainte-Maline ſo ganz verloren glaubte, im Gegentheil den unerwarteten Lauf ſeines aufſteigenden Glückes verfolgte.

Anfangs berechnete er natürlich, die Herzogin von Montpenſier, welche er aufzuſuchen beauftragt war, müßte, ſobald ſie in Paris wäre, im Hotel Guiſe ſein.

Ernauton wandte ſich alſo zuerſt nach dem Hotel Guiſe.

Als er, nachdem er an die große Pforte geklopft, die ihm mit äußerſter Vorſicht geöffnet wurde, die Ehre einer Zuſammenkunft mit der Frau Herzogin von Montpenſier verlangte, lachte man ihm zuerſt grauſam ins Geſicht; da er aber auf ſeinem Begehren beſtand, antwortete man ihm, er müſſe wiſſen, daß Ihre Hoheit in Soiſſons und nicht in Paris wohne.

Ernauton war auf dieſe Antwort gefaßt, ſie beunruhigte ihn nicht im Geringſten.

„Ihre Abweſenheit bringt mich in Verzweiflung,“ ſagte er, „ich hatte Ihrer Hoheit eine Mittheilung von der höchſten Wichtigkeit von Seiten des Herrn Herzogs von Mayenne zu machen.“

„Vom Herrn Herzog von Mayenne?“ verſetzte der Portier; „und wer hat Euch mit dieſer Mittheilung beauftragt?“

„Der Herr Herzog von Mayenne ſelbſt.“

„Der Herzog hat Euch beauftragt!“ rief der Portier mit einem bewunderungswürdig geſpielten Erſtaunen; „und wo hat er Euch mit dieſer Mittheilung beauftragt? Der Herr Herzog von Mayenne iſt eben ſo wenig in Paris, als die Frau Herzogin von Montpenſier.“

„Ich weiß es wohl," erwiederte Ernauton; „doch ich konnte auch nicht in Paris sein; ich kann den Herrn Herzog anderswo als in Paris getroffen haben, auf der Straße nach Blois zum Beispiel."

„Auf der Straße nach Blois?" sagte der Portier etwas aufmerksamer.

„Ja, und auf dieser Straße kann er mir begegnet sein und mich mit einer Botschaft für Frau von Montpensier beauftragt haben."

Eine leichte Unruhe zeigte sich auf dem Gesichte des Portier, der, als befürchtete er, man könnte den verbotenen Eintritt erzwingen, die Thüre beständig nur ein wenig geöffnet hielt.

„Diese Botschaft also?" fragte er.

„Ich habe sie."

„Bei Euch?"

„Hier," sprach Ernauton, indem er auf seine Brust klopfte.

Der treue Diener heftete auf Ernauton einen forschenden Blick.

„Ihr sagt, Ihr habet diese Botschaft bei Euch?" fragte er.

„Ja, mein Herr."

„Und diese Botschaft sei wichtig?"

„Von der größten Wichtigkeit."

„Wollt Ihr mich dieselbe nur ein wenig anschauen lassen?"

„Gern."

Ernauton zog aus seiner Brust den Brief von Herrn von Mayenne.

„Oh! oh! was für eine sonderbare Tinte ist das!" sagte der Portier.

„Es ist Blut," erwiederte Ernauton phlegmatisch.

Der Diener erbleichte bei diesen Worten und mehr noch ohne Zweifel bei dem Gedanken, dieses Blut könne das von Herrn von Mayenne sein.

In jener Zeit war Noth an Tinte, doch großer Ueberfluß an vergossenem Blut; daher kam es, daß häufig Liebende an ihre Geliebtinnen und Verwandte an ihre Familien mit der Flüssigkeit schrieben, welche am häufigsten vergossen wurde.

„Mein Herr," sprach der Diener mit großer Hast, „ich weiß nicht, ob Ihr in Paris oder in der Umgegend von Paris die Frau Herzogin von Montpensier finden werdet, doch habt jedenfalls die Güte, Euch ohne Verzug in ein Haus des Faubourg Saint-Antoine zu begeben, das man Bel-Esbat nennt und das der Frau Herzogin gehört; Ihr könnt es daran erkennen, daß es, wenn Ihr nach Vincennes geht, das erste linker Hand nach dem Kloster der Jacobiner ist; sicherlich findet Ihr dort irgend eine Person im Dienste der Frau Herzogin, welche vertraut genug mit ihr ist, um Euch sagen zu können, wo sich die Frau Herzogin in diesem Augenblick befindet."

„Sehr gut," sprach Ernauton, der begriff, daß der Diener nicht mehr sagen konnte oder nicht mehr sagen wollte; „ich danke."

„Im Faubourg Saint-Antoine," fügte der Diener bei, „kennt Jedermann Bel-Esbat, kann es Euch Jedermann zeigen, obgleich man vielleicht nicht weiß, daß es Frau von Montpensier gehört; Frau von Montpensier hat es erst vor Kurzem gekauft, um sich dahin zurückzuziehen."

Ernauton machte ein Zeichen mit dem Kopf und wandte sich nach dem Faubourg Saint-Antoine.

Er hatte keine Mühe, das an die Priorei der Jacobiner stoßende Haus Bel-Esbat zu finden, ohne um Auskunft zu fragen.

Ernauton zog an der Glocke, die Thüre öffnete sich.

„Tretet ein," sagte man zu ihm.

Er trat ein und die Thüre schloß sich hinter ihm.

Sobald er eingeführt war, schien man zu erwarten, daß er irgend ein Losungswort ausspreche, doch da er nur umherschaute, fragte man ihn, was er wünsche.

„Ich wünſche die Frau Herzogin zu ſprechen,“ ſagte der junge Mann.

„Und warum ſucht Ihr die Frau Herzogin in Bel-Esbat?“ fragte der Diener.

„Weil der Portier des Hotel Guiſe mich hieher geſchickt hat.“

„Die Frau Herzogin iſt eben ſo wenig in Bel-Esbat, als in Paris,“ ſprach der Diener.

„Dann werde ich es auf einen günſtigeren Augenblick verſchieben, mich gegen ſie der Sendung zu entledigen, mit der mich der Herr Herzog von Mayenne beauftragt hat.“

„Für ſie, für die Frau Herzogin?“

„Für die Frau Herzogin.“

„Eine Sendung vom Herrn Herzog von Mayenne?“

„Ja.“

Der Diener dachte einen Augenblick nach und ſprach ſodann:

„Mein Herr, ich kann es nicht auf mich nehmen, Euch zu antworten, doch ich habe hier einen Vorgeſetzten, mit dem ich mich geziemender Weiſe berathen werde; wollt die Güte haben, zu warten.“

„Bei Gott, das ſind gut bediente Leute!“ ſagte Ernauton. „Welche Ordnung, welche Schärfe der Befehle, welche Pünktlichkeit im Vollzug! Menſchen, welche glauben, ſie haben es nöthig, ſich ſo bewachen zu laſſen, ſind offenbar gefährliche Menſchen. Man tritt bei den Herren von Guiſe nicht ein wie im Louvre. Ich fange auch an zu glauben, daß ich nicht dem wahren König von Frankreich diene.“

Und er ſchaute umher: der Hof war verlaſſen, doch die Thüren der Ställe ſtanden offen, als ob man eine Truppe erwartete, die nur einzuziehen und ihre Quartiere zu nehmen hätte.

Ernauton wurde in ſeiner Forſchung durch den

Diener unterbrochen, der in Begleitung eines andern Dieners zurückkehrte.

„Uebergebt mir Euer Pferd, mein Herr, und folgt meinem Kameraden," sagte der erstere; „Ihr werdet Jemand finden, der Euch viel besser als ich antworten kann."

Ernauton folgte dem Bedienten, wartete einen Augenblick in einem Vorzimmer, bis der Diener seine Meldung gemacht hatte, und wurde in ein kleines anstoßendes Gemach eingeführt, wo eine ohne Prunk, wenn auch mit einer gewissen Eleganz gekleidete Dame an einer Stickerei arbeitete.

Sie wandte Ernauton den Rücken zu.

„Das ist der Herr, der im Auftrag von Herrn von Mayenne hier erscheint, gnädige Frau," sagte der Lackei.

Sie machte eine Bewegung.

Ernauton stieß einen Schrei aus.

„Ihr, Madame," rief er, zugleich seinen Pagen und seine Unbekannte von der Sänfte unter dieser dritten Verwandlung erkennend.

„Ihr!" rief ebenfalls die Dame, indem sie ihre Arbeit fallen ließ und Ernauton anschaute.

Dann machte sie dem Lackeien ein Zeichen und hieß ihn weggehen.

„Ihr seid vom Hause der Frau Herzogin von Monpensier?" fragte Ernauton ganz erstaunt.

„Ja," erwiederte die Unbekannte; „doch Ihr, mein Herr, wie kommt es, daß Ihr eine Botschaft von Herrn von Mayenne hierher bringt?"

„Durch eine Reihenfolge von Umständen, die ich nicht vorhersehen konnte, und deren Erzählung für Euch zu lange währen würde," erwiederte Ernauton mit großer Vorsicht.

„Oh! Ihr seid discret," sprach lächelnd die Dame.

„So oft es sein muß, ja, Madame."

„Ich sehe hier keinen Anlaß zu großer Discretion," erwiederte die Unbekannte, „denn wenn Ihr wirklich eine Botschaft von der Person bringt, die Ihr nennt..."

Ernauton machte eine Bewegung.

„Oh! erzürnen wir uns nicht; wenn Ihr wirklich eine Botschaft von der Person bringt, die Ihr nennt, so ist die Sache interessant genug, daß Ihr in Erinnerung an unsere Bekanntschaft, so ephemer sie auch ist, sagt, wie die Botschaft lautet.“

„Madame,“ entgegnete Ernauton, „Ihr werdet mich nicht veranlassen, zu sagen, was ich nicht weiß.“

„Und noch viel weniger, was Ihr nicht sagen wollt.“

„Ich spreche mich nicht aus,“ erwiederte Ernauton sich verbeugend.

„Thut, wie es Euch hinsichtlich mündlicher Mittheilungen beliebt, mein Herr.“

„Ich habe keine mündliche Mittheilung zu machen, Madame, meine ganze Sendung besteht darin, daß ich Ihrer Hoheit einen Brief übergeben soll.“

„Nun also diesen Brief!“ sagte die unbekannte Dame die Hand ausstreckend.

„Diesen Brief?“ versetzte Ernauton.

„Wollt Ihr mir übergeben.“

„Madame, ich glaube die Ehre gehabt zu haben, Euch mitzutheilen, daß dieser Brief an die Frau Herzogin von Montpensier adressirt ist.“

„In Abwesenheit der Frau Herzogin vertrete ich sie hier,“ sagte die Dame ungeduldig, „Ihr könnt also...“

„Ich kann nicht.“

„Ihr mißtraut mir, mein Herr!“

„Ich müßte es, Madame,“ sprach der junge Mann mit einem Blick, in dessen Ausdruck man sich nicht täuschen konnte; „doch trotz der Heimlichkeit Eures Benehmens, habt Ihr mir, ich gestehe es, andere Gefühle eingeflößt, als diejenigen, von welchen Ihr sprecht.“

„Wahrhaftig!“ rief die Dame ein wenig erröthend unter dem entflammten Blick von Ernauton.

Ernauton verbeugte sich.

„Merkt wohl auf,“ sagte sie lächelnd, „Ihr macht mir eine Liebeserklärung, Herr Bote.“

„Ja wohl, Madame,“ erwiederte Ernauton, „ich weiß nicht, ob ich Euch wiederſehen werde, und die Gelegenheit iſt in der That zu koſtbar, als daß ich ſie entſchlüpfen laſſen ſollte.“

„Dann, mein Herr, begreife ich.“

„Ihr begreift, daß ich Euch liebe, Madame, das iſt wahrlich leicht zu begreifen.“

„Nein, ich begreife, warum Ihr hierher gekommen ſeid.“

„Ah! verzeiht, Madame, nun begreife ich nicht.“

„Ja, ich begreife, daß Ihr begierig, mich wiederzuſehen, einen Vorwand genommen habt, um Euch hier einzuführen.“

„Ich, Madame, einen Vorwand! Ah! Ihr beurtheilt mich ſchlecht; ich wußte nicht, daß ich Euch je wiederſehen ſollte, und erwartete Alles vom Zufall, der mich ſchon zweimal auf Euren Weg geworfen hat; doch einen Vorwand nehmen, ich, niemals. Ich bin ein ſeltſamer Geiſt und denke nicht in allen Dingen, wie die übrige Welt.“

„Hoho! Ihr ſeid verliebt, ſagt Ihr, und Ihr habt Bedenklichkeiten über die Art und Weiſe, die Perſon wiederzuſehen, die Ihr liebt? Das iſt ſehr ſchön, mein Herr,“ ſagte die Dame mit einem gewiſſen ſpöttiſchen Stolz; „nun, ich vermuthete, Ihr hättet Bedenklichkeiten.“

„Warum, Madame, wenn es Euch beliebt?“ fragte Ernauton.

„Ihr begegnetet mir neulich; ich ſaß in einer Sänfte; Ihr erkanntet mich, und dennoch ſeid Ihr mir nicht gefolgt.“

„Nehmt Euch in Acht, Madame, Ihr geſteht, daß Ihr auf mich aufmerkſam geweſen ſeid.“

„Ah! wahrhaftig, ein ſchönes Geſtändniß! Haben wir uns nicht unter Umſtänden geſehen, die mir, mir beſonders, den Kopf aus dem Schlage zu beugen geſtatten, wenn Ihr vorüber reitet. Doch nein; der Herr entfernte

ſich im Galopp, nachdem er ein ach! ausgeſtoßen, das mich im Grunde meiner Sänfte beben machte."

„Ich war gezwungen, mich zu entfernen."

„Durch Eure Bedenklichkeiten?"

„Nein, Madame, durch meine Pflicht."

„Ah! ah!" ſagte lächelnd die Dame, „ich ſehe, daß Ihr ein vernünftiger, umſichtiger Verliebter ſeid, und daß Ihr vor Allem Euch zu compromittiren befürchtet."

„Dürfte man ſich wundern, wenn Ihr mir einige Furcht eingeflößt hättet," erwiederte Ernauton; „ſprecht, iſt es üblich, daß ſich eine Frau als Mann kleidet und mit Gewalt durch die Barrieren dringt, um auf der Grève einen Unglücklichen vierteilen zu ſehen, und zwar mit vielen mehr als unbegreiflichen Geſticulationen?"

Die Dame erbleichte leicht und verbarg gleichſam ſodann ihre Bläße unter einem Lächeln.

Ernauton fuhr fort:

„Iſt es natürlich, daß die Dame, ſobald ſie ſich dieſes Vergnügen gemacht hat, feſtgenommen zu werden befürchtet und wie eine Diebin entflieht, ſie, die im Dienſte von Frau von Montpenſier iſt, von dieſer mächtigen, wenn auch bei Hofe übel gelittenen Fürſtin?"

Diesmal lächelte die Dame auf's Neue, doch mit einer ſtärker hervortretenden Ironie.

„Ihr habt wenig Scharfſinn, mein Herr, obgleich Ihr ein Beobachter zu ſein glaubt," ſagte ſie; „denn mit ein wenig geſundem Verſtand wäre Euch Alles, was Euch dunkel zu ſein ſcheint, erklärlich geweſen. War es vor Allem nicht ſehr natürlich, daß ſich die Frau Herzogin von Montpenſier für das Schickſal von Salcède intereſſirte, und ſich um das, was er ſagen würde, um ſeine wahren oder falſchen Offenbarungen bekümmerte, die ganz geeignet ſein konnten, das Haus Lothringen ungemein zu gefährden; und wenn dies natürlich war, mein Herr, war es minder natürlich, daß dieſe Prinzeſſin eine ſichere Perſon abſandte, zu der ſie Alles Vertrauen haben konnte, daß ſie der Hinrichtung beiwohnend de visu, wie

man im Juſtizpallaſt ſagt, alle Einzelnheiten der Sache conſtatiren würde? Nun wohl! mein Herr, dieſe Perſon war ich, die Vertraute Ihrer Hoheit. Glaubt Ihr, ich hätte nach Paris hineinkommen können, während alle Barrieren verſchloſſen waren. Glaubt Ihr, ich hätte in Frauenkleidern auf die Grève gelangen können? Glaubt Ihr endlich, nun, da Ihr meine Stellung bei der Herzogin kennt, ich hätte gleichgültig bei den Leiden des Verurtheilten und bei den von ihm beabſichtigten Entdeckungen bleiben können?"

„Ihr habt vollkommen Recht, Madame," ſprach Ernauton ſich verbeugend, „und ich ſchwöre Euch, ich bewundere nun eben ſo ſehr Euren Geiſt und Eure Logik, als ich vorher ſchon Eure Schönheit bewunderte."

„Großen Dank, mein Herr. Doch da wir einander nun kennen und die Dinge unter uns erklärt ſind, gebt mir den Brief, da der Brief wirklich beſteht und nicht ein einfacher Vorwand iſt."

„Unmöglich, Madame."

Die Unbekannte ſtrengte ſich an, um nicht in Zorn zu gerathen.

„Unmöglich?" wiederholte ſie.

„Ja, unmöglich, denn ich habe dem Herrn Herzog von Mayenne geſchworen, dieſen Brief nur der Frau Herzogin von Montpenſier ſelbſt zu übergeben."

„Sagt vielmehr, mein Herr," rief die Dame, welche ſich ihrer Gereiztheit zu überlaſſen anfing, „ſagt vielmehr, dieſer Brief beſtehe nicht, ſagt, trotz Eurer vorgeblichen Bedenklichkeiten, ſei dieſer Brief nur der Vorwand Eures Eintritts hier geweſen; ſagt, Ihr habet nur mich wiederſehen wollen. Nun, mein Herr, Ihr ſeid befriedigt. Ihr ſeid nicht nur hereingekommen, Ihr habt mich nicht nur wiedergeſehen, ſondern Ihr habt mir ſogar geſtanden, daß Ihr mich anbetet."

„Hierin, wie im Uebrigen, Madame, habe ich Euch die Wahrheit geſagt."

„Nun wohl! es ſei, Ihr betet mich an, Ihr habt

mich sehen wollen, Ihr habt mich gesehen, ich habe Euch ein Vergnügen für einen Dienst verschafft. Wir sind quitt, Gott befohlen!"

„Ich werde Euch gehorchen, Madame, und entferne mich, da Ihr mich wegschickt," sprach Ernauton.

Diesmal gerieth die Dame wirklich in Zorn und rief:

„Ihr möget immerhin gehen ... doch wenn Ihr mich kennt, so kenne ich Euch nicht. Glaubt Ihr nicht, daß Ihr fortan zu viele Vortheile über mich habt? Ah! Ihr meint, es genüge, unter irgend einem Vorwand bei irgend einer Prinzessin einzutreten, denn Ihr seid hier bei Frau von Montpensier, und zu sagen: meine Falschheit ist mir gelungen und ich entferne mich ... Mein Herr, dieser Zug ist nicht der eines galanten Mannes."

„Madame, mir scheint, Ihr bezeichnet mit einem sehr harten Ausdruck, was man am Ende nur eine Liebeslist nennen könnte, wäre es nicht, wie ich Euch zu sagen die Ehre gehabt habe, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit und der reinsten Wahrheit. Ich unterlasse es, Eure harten Ausdrücke aufzunehmen, und vergesse durchaus Alles, was ich Euch Liebevolles und Zärtliches sagen konnte, da ich Euch so schlecht gegen mich gesinnt sehe. Doch ich werde nicht unter dem Gewichte ärgerlicher Anschuldigungen, denen Ihr mich preisgebt, von hinnen gehen. Ich habe in der That einen Brief von Herrn von Mayenne an Frau von Montpensier, und dieser Brief, hier ist er ... er ist von seiner Hand geschrieben, wie Ihr auf der Adresse sehen könnt."

Ernauton reichte der Dame den Brief, doch ohne ihn loszulassen.

Die Unbekannte schaute ihn an und rief:

„Seine Handschrift! Blut!"

Ohne etwas zu erwiedern, steckte Ernauton seinen Brief wieder in die Tasche, verbeugte sich zum letzten Male mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit und kehrte, bleich, den Tod im Herzen, zum Eingang des Zimmers zurück.

Diesmal lief man ihm nach und faßte ihn, wie Joseph, am Mantel.

„Was beliebt, Madame?“ sagte er.

„Habt Mitleid, mein Herr, verzeiht,“ rief die Dame, „verzeiht, sollte dem Herzog ein Unfall begegnet sein?“

„Ob ich verzeihe oder nicht verzeihe, das ist ganz einerlei,“ sprach Ernauton; „was aber diesen Brief betrifft, da Ihr nur um Verzeihung bittet, um ihn zu lesen, und da Frau von Montpensier allein ihn lesen wird . . .“

„Ei! Du Unglücklicher, Du Wahnsinniger,“ rief die Herzogin mit einer Wuth voll Majestät, „erkennst Du mich nicht, oder vielmehr errathst Du in mir nicht Deine Gebieterin und siehst Du hier die Augen einer Magd glänzen? Ich bin die Herzogin von Montpensier, übergib mir den Brief.“

„Ihr seid die Herzogin!“ rief Ernauton erschrocken zurückweichend.

„Allerdings. Vorwärts, gib, gib! Siehst Du nicht, daß es mich drängt, zu erfahren, was meinem Bruder begegnet ist?“

Doch statt zu gehorchen, wie es die Herzogin erwartete, kreuzte der junge Mann, der sich von seinem Erstaunen erholte, die Arme und sprach:

„Wie soll ich Euren Worten glauben, da Euer Mund mir schon zweimal gelogen hat.“

Die Augen, welche die Herzogin schon zur Unterstützung ihrer Worte angerufen hatte, schleuderten zwei tödtliche Blitze; doch Ernauton hielt die Flamme muthig aus.

„Ihr zweifelt noch, Ihr braucht Beweise, wenn ich versichere,“ rief die gebieterische Frau, indem sie ihre Spitzenmanchetten mit den Nägeln zerriß.

„Ja, Madame,“ antwortete Ernauton kalt.

Die Unbekannte stürzte nach einem Glöckchen, das sie beinahe zerbrach, so heftig war der Schlag, den sie darauf that.

Der Klang ertönte scharf durch alle Gemächer, und ehe das Vibriren aufgehört hatte, fragte der Diener:

„Was will Madame?“

Die Unbekannte stampfte wüthend mit dem Fuß und rief:

„Mayneville, ich will Mayneville. Ist er denn nicht hier?“

„Doch, gnädige Frau.“

„Er komme also!“

Der Bediente eilte aus dem Zimmer; eine Minute nachher trat Mayneville hastig ein.

„Zu Euren Befehlen, Madame,“ sprach Mayneville.

„Madame, seit wann nennt man mich schlechtweg Madame, Herr von Mayneville?“ rief die Herzogin außer sich.

„Eurer Hoheit zu Befehlen!“ sprach Mayneville und verbeugte sich im höchsten Maaße erstaunt.

„Es ist gut!“ sagte Ernauton, „denn ich habe mir gegenüber einen Edelmann, und wenn er mich belügt, so werde ich beim Himmel! wenigstens wissen, an wen ich mich zu halten habe.“

„Ihr glaubt also endlich?“ versetzte die Herzogin.

„Ja, gnädige Frau, ich glaube, und zum Beweis übergebe ich Euch hiemit den Brief.“

Und der junge Mann verbeugte sich und überreichte Frau von Montpensier den so lange streitig gemachten Brief.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Brief von Herrn von Mayenne.

Die Herzogin bemächtigte sich des Briefes, öffnete ihn und las gierig, ohne daß sie nur die Eindrücke zu verbergen suchte, die sich auf ihrem Antlitz wie Wolken auf dem Grunde eines stürmischen Himmels folgten.

Als sie geendigt hatte, reichte sie Mayneville, der eben so unruhig als sie, den von Ernauton überbrachten Brief, welcher in folgenden Worten abgefaßt war:

„Meine Schwester, ich wollte selbst das Geschäft eines Kapitäns oder eines Fechtmeisters abmachen und bin dafür bestraft worden.

„Ich habe einen guten Degenstich vom dem bewußten Burschen bekommen, mit dem ich schon so lange in Rechnung stehe. Das Schlimmste ist, daß er mir fünf von meinen Leuten getödtet hat, worunter Boularon und Desnoises, d. h. zwei von meinen Besten; wonach er entflohen.

„Ich muß sagen, daß er bei diesem Siege bedeutend von dem Ueberbringer des Gegenwärtigen unterstützt worden ist, einem reizenden jungen Mann, wie Ihr sehen könnt; ich empfehle ihn Euch: er ist die Discretion selbst.

„Ein Verdienst, das er, wie ich annehme, bei Euch, meiner vielgeliebten Schwester, haben wird, besteht darin, daß er den Sieger abgehalten, mir den Kopf abzuschneiden, welcher Sieger große Lust hiezu hatte, indem er mir, während ich in Ohnmacht lag, die Larve abriß und mich erkannte.

„Meine Schwester, ich ersuche Euch, den Namen und das Gewerbe des so discreten Cavaliers zu entdecken; er ist mir verdächtig, während er mich zugleich interessirt. Auf alle meine Dienstanerbietungen begnügte er sich zu

erwiedern, der Herr, dem er diene, lasse es ihm an nichts fehlen.

„Ich kann Euch nicht mehr über ihn sagen, denn ich sage Euch Alles, was ich weiß; er behauptet, er kenne mich nicht. Beachtet dieses wohl.

„Ich leide sehr, doch ich glaube ohne Lebensgefahr. Schickt mir schnell einen Wundarzt; ich liege wie ein Pferd auf Stroh. Der Ueberbringer wird Euch den Ort nennen.

„Euer wohlgewogener
„Mayenne."

Sobald die Herzogin und Mayneville diesen Brief gelesen hatten, schauten sie einander gleich erstaunt an.

Die Herzogin brach zuerst das Stillschweigen, das am Ende von Ernauton übel gedeutet worden wäre.

„Wem haben wir den ausgezeichneten Dienst zu verdanken, den Ihr uns geleistet, mein Herr?" fragte die Herzogin.

„Einem Manne, der, so oft er kann, dem Schwächeren gegen den Stärkeren beisteht, Madame."

„Wollt Ihr mir etwas Näheres sagen?" sprach Frau von Montpensier.

Ernauton erzählte Alles, was er wußte, und bezeichnete den Ort, wo sich der Herzog aufhielt. Frau von Montpensier und Mayneville hörten ihm mit einem leicht begreiflichen Interesse zu.

Als er geendigt hatte, fragte die Prinzessin:

„Darf ich hoffen, mein Herr, daß Ihr das so gut begonnene Geschäft fortsetzen und Euch unserem Hause anschließen werdet?"

Mit dem anmuthreichen Tone ausgesprochen, dessen sich die Herzogin bei Gelegenheit so gut zu bedienen wußte, enthielten diese Worte einen sehr schmeichelhaften Sinn, nach dem Geständniß, das Ernauton der Ehrendame der Herzogin gethan hatte; doch der junge Mann ließ alle

Eitelkeit beiſeit und führte dieſe Worte auf ihre Bedeutung als den Ausdruck reiner Neugierde zurück.

Er ſah wohl ein, daß ſeinen Namen und ſeine Eigenſchaften nennen, der Herzogin die Augen über die Folgen dieſes Ereigniſſes öffnen hieß; er errieth auch, daß der König, indem er ihm die Offenbarung des Aufenthalts der Herzogin zur Bedingung machte, etwas Anderes im Auge hatte, als eine einfache Erkundigung.

Zwei Intereſſen bekämpften ſich in ihm: als Verliebter konnte er das eine opfern, als Mann von Ehre konnte er das andere nicht aufgeben.

Dieſe Verſuchung mußte um ſo ſtärker ſein, als er, wenn er ſeine Stellung beim König geſtand, eine ungeheure Wichtigkeit im Geiſte der Herzogin erlangte, und es war für einen jungen Mann, der gerade aus der Gascogne kam, von keiner geringen Bedeutung, wichtig für eine Herzogin von Montpenſier zu ſein.

Sainte-Maline hätte nicht eine Minute widerſtanden.

Alle dieſe Betrachtungen ſtrömten dem Geiſte von Carmainges zu und hatten keinen andern Einfluß, als daß ſie ihn ein wenig ſtolzer, das heißt, ein wenig ſtärker machten.

Es war viel in dieſem Augenblick, etwas zu ſein, viel für ihn, da man ihn ſicherlich ein wenig für ein Spielzeug gehalten hatte.

Die Herzogin erwartete alſo ſeine Antwort auf die Frage, die ſie an ihn geſtellt: „Seid Ihr geneigt, Euch unſerem Hauſe anzuſchließen?“

„Madame,“ ſprach Ernauton, „ich habe ſchon die Ehre gehabt, Herrn von Mayenne zu ſagen, mein Herr ſei ein guter Herr und überhebe mich durch die Art, wie er mich behandle, der Mühe, einen beſſern zu ſuchen.“

„Mein Bruder ſagt mir in ſeinem Briefe, Ihr habet ihn nicht zu erkennen geſchienen. Warum habt Ihr Euch, da Ihr ihn dort nicht gekannt, hier ſeines Namens bedient, um zu mir zu dringen?“

„Herr von Mayenne ſchien ſein Incognito zu wün-

ſchen, Madame: ich glaubte ihn nicht erkennen zu müſſen, und es wäre wirklich dort ungeeignet, wenn die Bauern, bei denen er wohnt, wüßten, welchem erhabenen Verwundeten ſie Gaſtfreundſchaft gegeben haben. Hier fand dieſes Ungeeignete nicht mehr ſtatt, der Name von Herrn von Mayenne konnte mir einen Weg bis zu Euch öffnen, und ich bediente mich deſſelben: in dieſem Fall wie in dem andern glaube ich als galanter Mann gehandelt zu haben."

Mayneville ſchaute die Herzogin an, als wollte er ſagen: „Das iſt ein kecker, ungebundener Geiſt, Madame."

Die Herzogin begriff vortrefflich und ſagte lächelnd zu Ernauton.

„Niemand wüßte ſich beſſer aus einer ſchlimmen Frage herauszuziehen, und Ihr ſeid, ich muß es geſtehen, ein Mann von viel Geiſt."

„Ich ſehe keinen Geiſt in dem, was ich Euch zu ſagen die Ehre gehabt hatte, Madame," erwiederte Ernauton.

„Nun, mein Herr," ſprach die Herzogin mit einer gewiſſen Ungeduld, „was ich am klarſten bei dem Allem ſehe, iſt, daß Ihr nichts ſagen wollt. Ihr überlegt vielleicht nicht genug, daß die Dankbarkeit eine ſchwere Bürde für Jeden iſt, der meinen Namen führt, daß ich eine Frau bin, daß Ihr mir zweimal einen Dienſt geleiſtet habt, daß ich, wenn ich Euren Namen oder vielmehr, was Ihr ſeid, erfahren wollte . . ."

„Sehr gut, Madame, ich weiß wohl, daß Ihr dies Alles leicht erfahren werdet, doch Ihr werdet es von einem Andern als von mir erfahren, und ich habe dann nichts geſagt."

„Er hat immer Recht," ſprach die Herzogin, indem ſie auf Ernauton einen Blick heftete, der, wenn er in ſeinem ganzen Ausdruck aufgefaßt wurde, dem jungen Mann mehr Vergnügen machen mußte, als ihm je ein Blick gemacht hatte.

Ernauton verlangte auch nicht mehr und, dem Wein-

kenner ähnlich, der vom Tiſche aufſteht, ſobald er den beſten Wein des Mahles getrunken zu haben glaubt, verbeugte er ſich und bat nach dieſer guten Kundgebung die Herzogin um ſeine Entlaſſung.

„Das iſt Alles was ihr mir zu ſagen habt?“ fragte die Herzogin.

„Ich habe meinen Auftrag beſorgt,“ ſprach der junge Mann; „es bleibt mir nun nichts mehr zu thun, als Eurer Hoheit meine unterthänigſte Huldigung darzubringen.“

Die Herzogin folgte ihm mit den Augen, ohne ſeinen Gruß zu erwiedern, dann, als ſich die Thüre hinter ihm geſchloſſen hatte, rief ſie mit dem Fuße ſtampfend:

„Mayneville, laßt dieſem Jungen folgen.“

„Unmöglich, Hoheit, alle unſere Leute ſind auf den Beinen; ich ſelbſt erwarte das Ereigniß; das iſt ein ſchlimmer Tag, um etwas Anderes zu thun, als das was wir beſchloſſen haben.“

„Ihr habt Recht, Mayneville, in der That, ich bin toll; doch ſpäter . . .“

„Oh! ſpäter, das iſt etwas Anderes; nach Eurem Gefallen, Madame.“

„Ja, denn er iſt mir verdächtig, wie meinem Bruder.“

„Verdächtig oder nicht,“ ſagte Mayneville, „es iſt ein braver Junge, und die braven Leute ſind in dieſem Augenblick ſelten. Man muß geſtehen, wir haben Glück; ein Unbekannter, ein Fremder fällt uns vom Himmel zu, um uns einen ſolchen Dienſt zu leiſten.“

„Gleichviel, gleichviel, Mayneville, wenn wir genöthigt ſind, ihn für dieſen Augenblick zu verlaſſen, ſo überwacht ihn wenigſtens ſpäter.“

„Ei, Madame, ſpäter werden wir hoffentlich nicht mehr nöthig haben, irgend Jemand zu bewachen.“

„Dann weiß ich offenbar dieſen Abend nicht, was ich ſage; Ihr habt Recht, Mayneville, ich verliere den Kopf.“

„Es iſt einem General, wie Ihr ſeid, Madame,

erlaubt, am Vorabend eines entſcheidenden Treffens für nichts Anderes Sinn zu haben."

„Das iſt wahr. Nun iſt es Nacht, Mayneville, und der Valois kehrt in der Nacht von Vincennes zurück."

„Oh! wir haben noch Zeit vor uns; es iſt nicht acht Uhr, Madame, und unſere Leute ſind überdies noch nicht eingetroffen."

„Nicht wahr, ſie haben das Loſungswort?"

„Alle."

„Es ſind ſichere Leute?"

„Erprobte, Madame."

„Wie kommen ſie?"

„Einzeln als Spaziergänger."

„Wie viel erwartet Ihr?"

„Fünfzig; das iſt mehr als Ihr braucht; bedenkt auch, daß wir außer dieſen Fünfzig zweihundert Mönche haben, welche ſo viel werth ſind, als eine gleiche Anzahl Soldaten, wenn ſie nicht gar mehr werth ſind."

„Sobald unſere Leute angekommen ſind, laßt Eure Mönche ſich auf der Straße aufſtellen."

„Sie ſind ſchon benachrichtigt, Madame, ſie werden den Weg abſperren, die Unſrigen treiben den Wagen gegen ſie, die Pforte des Kloſters wird geöffnet, und braucht ſich nur noch hinter dem Wagen zu ſchließen."

„Wir wollen Abendbrod nehmen, Mayneville, das wird uns die Zeit vertreiben. Ich bin ſo ungeduldig, daß ich gerne den Zeiger der Pendeluhr vorwärts treiben möchte."

„Seid unbeſorgt, die Stunde wird kommen."

„Doch unſere Leute, unſere Leute?"

„Sie werden zur geeigneten Stunde hier ſein; es hat kaum acht Uhr geſchlagen und es iſt noch keine Zeit verloren."

„Mayneville, Mayneville, mein armer Bruder verlangt von mir ſeinen Wundarzt; der beſte Wundarzt, das

beſte Heilmittel für die Wunde von Mayenne wäre ein Schopf von den Haaren des tonſurirten Valois, und der Mann, der ihm dieſes Geſchenk überbrächte, würde ſicherlich ſehr willkommen ſein."

„In zwei Stunden, Madame, wird dieſer Mann abreiſen, um unſern theuren Herzog an dem Orte aufzuſuchen, wo er ſich jetzt aufhält; als Flüchtling von Paris weggegangen, wird er als Triumphator zurückkehren."

„Noch ein Wort, Mayneville," ſprach die Herzogin indem ſie auf der Thürſchwelle ſtehen blieb.

„Was beliebt Madame?"

„Sind unſere Freunde in Paris benachrichtigt?"

„Welche Freunde?"

„Unſere Liguiſten."

„Gott behüte mich, Madame, einen Bürger benachrichtigen heißt den Bourdon *) von Notre-Dame läuten. Bedenkt, daß wir, wenn der Schlag gethan iſt, ehe Jemand etwas erfährt, fünfzig Eilboten abzufertigen haben, und dann wird der Gefangene im Kloſter in Sicherheit ſein; hernach können wir uns gegen eine Armee vertheidigen. Wir werden nichts mehr wagen und können von den Dächern des Kloſters herabſchreien: Der Valois iſt in unſerer Gewalt!"

„Gut, gut, Ihr ſeid ein geſchickter und kluger Mann, Mayneville, und der Bearner hat Recht, wenn er Euch den Ligueführer nennt . . . Ich gedachte wohl ein wenig zu thun, was Ihr da geſagt habt; doch das war vorworren . . . Wißt Ihr, daß meine Verantwortlichkeit groß iſt, Mayneville, und daß nie und in keiner Zeit eine Frau ein Werk, dem ähnlich, welches ich träume, unternommen und vollbracht haben wird?"

„Ich weiß es wohl, Madame, und rathe Euch an, nur zitternd."

---

*) Die größte Glocke auf dem Thurme von Notre-Dame in Paris wird ihres brummenden Tones wegen Bourdon genannt.

„Ich faſſe mich kurz,“ ſprach die Herzogin mit Würde: „ſind die Mönche unter ihren Roben bewaffnet?“

„Sie ſind es.“

„Sind die Krieger auf der Straße?“

„Sie müſſen es zu dieſer Stunde ſein.“

„Sind die Bürger von dieſem Ereigniß benachrichtigt?“

„Das iſt das Geſchäft von drei Eilboten, in zehn Minuten ſind Lachapelle-Marteau, Brigard und Buſſy-Leclerc benachrichtigt, dieſe werden ihrerſeits die Anderen in Kenntniß ſetzen.“

„Laßt zuerſt die großen Einfaltspinſel tödten, die wir an den Wagenſchlägen haben reiten ſehen; wir können ſodann das Ereigniß ſo erzählen, wie es für unſere Intereſſen vortheilhafter ſein wird.“

„Dieſe armen Teufel tödten,“ ſagte Mayneville, „Ihr glaubt, es ſei nöthig, ſie zu tödten, Madame?“

„Loignac? Das iſt ein ſchöner Verluſt!“

„Er iſt ein braver Soldat.“

„Ein abſcheulicher Glücksritter, gerade wie der andere Gaudieb, der rechts am Wagen ritt, mit ſeinen Gluthaugen und ſeiner ſchwarzen Haut.“

„Ah! bei dieſem würde es mir nicht widerſtreben, ich kenne ihn nicht; überdies bin ich Eurer Meinung, Madame, er beſitzt eine abſcheuliche Miene.“

„Ihr überlaßt ihn mir alſo?“ ſagte die Herzogin lachend.

„Oh! von ganzem Herzen, Madame.“

„In der That, großen Dank.“

„Mein Gott! Madame, ich ſtreite nicht, was ich ſage, ſage ich immer für Euren Ruf und für die Moralität der Partei, die wir vertreten.“

„Es iſt gut, es iſt gut, Mayneville, man weiß, daß Ihr ein tugendhafter Mann ſeid, und man wird Euch, wenn es nothwendig iſt, ein Zeugniß hierüber ausſtellen. Ihr werdet bei dieſer ganzen Angelegenheit keine Schuld haben: ſie vertheidigten den Valois und ſind bei dieſer

Vertheidigung getödtet worden. Was ich Euch empfehle, iſt der junge Mann.“

„Welcher junge Mann?“

„Derjenige, welcher ſo eben von hier weggeht; ſeht, ob er wirklich weggegangen, und ob es nicht ein von unſeren Feinden abgeſandter Spion iſt.“

„Madame, ich bin zu Euren Befehlen,“ ſprach Mayneville.

Er ging auf den Balcon, öffnete ein wenig die Läden, ſtreckte den Kopf hinaus und ſuchte zu ſehen.

„Oh! wie finſter iſt die Nacht!“ ſagte er.

„Eine gute, vortreffliche Nacht,“ verſetzte die Herzogin: „je finſterer, deſto beſſer; Muth gefaßt alſo, mein Kapitän.“

„Ja, aber wir werden nichts ſehen, Madame, und es iſt für Euch doch wichtig, zu ſehen.“

„Gott, deſſen Intereſſen wir vertheidigen, ſieht für uns, Mayneville.“

Mayneville, der, man darf es wenigſtens glauben, nicht ſo viel Vertrauen, wie Frau von Montpenſier, zu dem Dazwiſchentritt Gottes bei Angelegenheiten dieſer Art hatte, Mayneville ſtellte ſich ans Fenſter und blieb unbeweglich, während er ſo viel, als es in der Finſterniß zu thun möglich war, ſchaute.

„Seht Ihr Leute vorübergehen?“ fragte die Herzogin, indem ſie aus Vorſicht die Lichter auslöſchte.

„Nein, aber ich höre Pferde marſchiren.“

„Vorwärts, vorwärts, ſie ſind es, Mayneville. Alles geht gut.“

Und die Herzogin ſchaute, ob ſie an ihrem Gürtel die berühmte goldene Scheere noch habe, welche eine ſo große Rolle in der Geſchichte ſpielen ſollte.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Dom Modeſte Gorenflot den König ſegnete, als er an der Priorei der Jacobiner vorüberzog.

Ernauton entfernte ſich, das Herz voll, aber das Gewiſſen ziemlich ruhig: er hatte das ſeltſame Glück gehabt, einer Prinzeſſin eine Liebeserklärung zu machen und durch das wichtige Geſpräch, das derſelben unmittelbar folgte, ſeine Erklärung gerade hinreichend in Vergeſſenheit zu bringen, daß ſie in der Gegenwart nichts ſchadete und in der Zukunft Früchte bringen würde.

Das iſt noch nicht Alles, es war ihm auch gelungen, den König nicht zu verrathen, Herrn von Mayenne nicht zu verrathen und beſonders ſich ſelbſt nicht zu verrathen.

Er war alſo zufrieden, doch er wünſchte noch viele Dinge und unter dieſen vielen Dingen eine raſche Rückkehr nach Vincennes, um den König zu unterrichten und um ſich ſodann, wenn der König unterrichtet, niederzulegen und nachzudenken.

Nachdenken iſt das höchſte Glück der Leute der Thätigkeit, es iſt die einzige Ruhe, die ſie ſich geſtatten.

Kaum war Ernauton vor der Thüre von Bel-Esbat, als er ſein Pferd in Galopp ſetzte; kaum hatte er hundert Schritte im Galopp dieſes ſeit einigen Tagen ſo gut erprobten Gefährten gemacht, als er plötzlich durch ein Hinderniß aufgehalten wurde, das ſeine durch das Licht von Bel-Esbat geblendeten und noch nicht an die Finſterniß gewöhnten Augen nicht hatten wahrnehmen können und nicht ermeſſen konnten.

Es war ganz einfach eine Truppe von Reitern, welche ſich von beiden Seiten der Straße gegen die Mitte zuſammenzogen, ihn umgaben und ihm ein halbes Duzend Degen

und eben so viele Pistolen und Dolche auf die Brust setzten."

Das war viel für einen einzigen Menschen.

„Oh! oh!" rief Ernauton, „man raubt auf der Landstraße, eine Stunde von Paris! Pest über dieses Land! Der König hat einen schlechten Prevot, ich werde ihm rathen, einen andern zu nehmen."

„Stille, wenns beliebt," sagte eine Stimme, welche Ernauton zu erkennen glaubte: „Euern Degen, Eure Waffen und zwar geschwinde."

Ein Mann faßte das Pferd beim Zügel, zwei andere nahmen ihm seine Waffen ab.

„Pest! was für geschickte Leute!" murmelte Ernauton.

Dann wandte er sich an diejenigen, welche ihn festnahmen, und sprach:

„Meine Herren, Ihr werdet wenigstens die Güte haben, mir zu sagen . . ."

„Ah! es ist Herr von Carmainges," sagte der Hauptangreifer, derjenige, welcher den Degen des jungen Mannes genommen hatte und noch in der Hand hielt.

„Herr von Pincorney!" rief Ernauton. „Oh! pfui! was für ein gemeines Gewerbe treibt Ihr da?"

„Ich habe: stille, gesagt," wiederholte die in einer Entfernung von ein paar Schritte klingende Stimme des Anführers; „man führe diesen Menschen nach dem Depot."

„Aber Herr von Sainte-Maline," sagte Perducas von Pincorney, „der Mann, den wir verhaftet . . ."

„Nun?"

„Ist unser Kamerad, Herr Ernauton von Carmainges."

„Ernauton hier!" rief Sainte-Maline vor Zorn erbleichend; „er, was macht er hier?"

„Guten Abend, meine Herren," sprach Carmainges ruhig, „ich gestehe, ich glaubte mich nicht in so guter Gesellschaft zu befinden."

Sainte-Maline blieb stumm.

„Es scheint, man verhaftet mich,“ fuhr Ernauton fort, „denn ich nehme nicht an, daß Ihr mich plündern wolltet.“

„Teufel! Teufel!“ brummte Sainte-Maline, „für einen solchen Fall war von mir nicht vorhergesehen.“

„Von meiner Seite auch nicht, dies schwöre ich Euch,“ sagte Carmainges lachend.

„Das bringt mich in Verlegenheit; sprecht, was macht Ihr auf der Landstraße?“

„Wenn ich Euch diese Frage stellte, Herr von Sainte-Maline, würdet Ihr antworten?“

„Nein.“

„Billigt also, daß ich handle, wie Ihr handeln würdet.“

„Ihr wollt nicht sagen, was Ihr auf der Straße macht?“

Ernauton lächelte, antwortete aber nicht.

„Noch wohin Ihr ginget?“

Dasselbe Stillschweigen.

„Mein Herr,“ sagte Sainte-Maline, „da Ihr Euch nicht erklärt, so bin ich genöthigt, Euch wie einen gewöhnlichen Menschen zu behandeln.“

„Thut das, mein Herr, nur sage ich Euch zum Voraus, daß Ihr für das, was Ihr gethan, verantwortlich sein werdet.“

„Herrn von Loignac?“

„Einem Höheren.“

„Herrn von Epernon?“

„Einem noch Höheren.“

„Nun, es sei, ich habe meinen Befehl und schicke Euch nach Vincennes.“

„Nach Vincennes, vortrefflich, dahin wollte ich.“

„Ich bin glücklich, mein Herr, daß diese kleine Reise so gut mit Euren Absichten übereinstimmt.“

Zwei Mann bemächtigten sich, die Pistole in der Faust, sogleich des Reisenden, welchen sie zu zwei anderen

führten, die fünf hundert Schritte von den ersten aufgestellt waren. Diese zwei anderen thaten dasselbe, und Ernauton hatte somit bis in den Hof des Schlosses die Gesellschaft seiner Kameraden.

In diesem Hof erblickte Carmainges fünfzig entwaffnete Reiter, welche mit gesenktem Ohr und bleicher Stirne, umgeben von hundert und fünfzig Chevaulegers, die von Nogent und Brie eingetroffen waren, ihr schlimmes Schicksal beklagten und eine abscheuliche Entwicklung eines so gut begonnenen Unternehmens erwarteten.

Es waren unsere Fünf und Vierzig, welche zu ihrem Eintritt in Function alle diese Menschen gefangen genommen hatten, die einen durch List, die andern mit Gewalt, bald indem sie sich zu zehn gegen zwei oder drei vereinigten, bald indem sie freundlich auf die Reiter, welche sie für furchtbar hielten, zutraten und ihnen die Pistole auf die Brust setzten, während die Andern ganz einfach Kameraden zu begegnen und eine Höflichkeit zu empfangen glaubten.

So kam es, daß nicht ein Kampf stattgefunden, daß nicht ein Schrei ausgestoßen worden war und daß bei einem Zusammentreffen von acht gegen zwanzig ein Ligustenanführer, der die Hand an den Dolch legte, um sich zu vertheidigen, und den Mund öffnete, um zu schreien, von den Fünf und Vierzig geknebelt, beinahe erstickt und escamotirt wurde, dies Alles mit der Behendigkeit, mit der eine Schiffsmannschaft ein Kabel durch die Finger einer Reihe von Menschen laufen läßt.

Dergleichen würde Ernauton sehr ergötzt haben, wenn er es gekannt hätte; doch der junge Mann sah, begriff aber nicht, was sein Dasein auf zehn Minuten ein wenig verfinsterte.

Als er indessen alle die Gefangenen erkannt hatte, denen man ihn beigesellte, sprach er zu Sainte-Maline:

„Mein Herr, ich sehe, daß Ihr von der Wichtigkeit meiner Sendung in Kenntniß gesetzt waret, und daß Ihr als ein artiger Kamerad ein schlimmes Zusammentreffen

für mich befürchtetet, was Euch bestimmte, mich escortiren zu lassen; nun kann ich Euch sagen, daß Ihr Recht hattet; der König erwartet mich und ich habe ihm wichtige Dinge mitzutheilen. Ich füge sogar bei: da ich ohne Euch wahrscheinlich nicht an Ort und Stelle gekommen wäre, so werde ich die Ehre haben, dem König zu melden, was Ihr für das Beste seines Dienstes gethan habt."

Sainte-Maline erbleichte, wie er erröthet war; doch als ein Mensch von Geist — er war dies, wenn ihn nicht eine Leidenschaft verblendete — begriff er, daß Ernauton die Wahrheit sprach, und daß er erwartet wurde. Man trieb keinen Spaß mit den Herren von Loignac und von Epernon; er begnügte sich daher, zu erwiedern:

„Ihr seid frei, Herr Ernauton, es entzückt mich, daß ich Euch angenehm sein konnte."

Ernauton eilte aus den Reihen und stieg die Stufen hinauf, welche zu dem Gemach des Königs führten.

Sainte-Maline folgte ihm mit den Augen und konnte sehen, wie auf der Hälfte der Treppe Loignac Herrn von Carmainges empfing und ihn durch ein Zeichen vorwärts gehen hieß.

Loignac kam seinerseits herab; er hatte die Untersuchung der Beute vorgenommen.

Es fand sich, und Loignac bestätigte dieses Factum, daß die durch die Verhaftung der Fünfzig freigewordene Straße bis am andern Tag frei sein würde, da die Stunde, wo diese Fünfzig sich bei Bel-Esbat versammeln sollten, vorüber war.

Es war also keine Gefahr mehr für die Rückkehr des Königs nach Paris.

Loignac rechnete ohne das Kloster der Jacobiner und die Artillerie und die Musketen der guten Väter.

Epernon aber war durch Nicolas Poulain vollkommen hievon unterrichtet.

Als Loignac seinem Chef meldete, die Wege seien frei, erwiederte ihm Epernon:

„Es ist gut. Der König befiehlt, daß die Fünf und

Vierzig drei Pelotons bilden, eines voraus und eines auf jeder Seite der Schläge; jedes Peloton muß hinreichend geſchloſſen ſein, daß das Feuer, ſollte zufällig gefeuert werden, die Carroſſe nicht erreicht."

„Sehr wohl," antwortete Loignac mit der Unempfindlichkeit des Soldaten; „doch was das Feuer betrifft, da ich keine Musketen ſehe, ſo kann ich mir nicht denken, wie ein Musketenfeuer ſtattfinden ſoll."

„Mein Herr, bei den Jacobinern werdet Ihr die Reihen ſchließen laſſen," ſprach Epernon.

Dieſes Geſpräch wurde durch eine Bewegung unterbrochen, welche auf der Treppe entſtand.

Es war der König, der zum Aufbruch bereit herabkam, es folgten ihm einige Edelleute, worunter Sainte-Maline mit einem leicht begreiflichen Zuſammenſchnüren des Herzens Ernauton erblickte.

„Meine Herren," fragte der König, „ſind meine braven Fünf und Vierzig verſammelt?"

„Ja, Sire," antwortete Epernon, indem er auf eine Gruppe von Reitern deutete, welche unter den Gewölben ſichtbar war.

„Sind die Befehle gegeben?"

„Man wird ſie befolgen, Sire."

„Vorwärts alſo," ſprach Seine Majeſtät.

Epernon ließ zum Aufſitzen blaſen.

Es wurde in der Stille verleſen, die Fünf und Vierzig waren verſammelt, nicht Einer fehlte.

Man übertrug es den Chevaulegers, die Leute von Mayneville und der Herzogin einzuſperren, wobei man ihnen jedoch unter Todesſtrafe verbot, ein Wort an die Gefangenen zu richten.

Der König ſtieg in ſeinen Wagen und legte ſeinen entblößten Degen an ſeine Seite.

Herr von Epernon ſchwur Parſandious und verſuchte, ob der ſeinige gut in der Scheide ſpielte.

Es ſchlug eilf Uhr im Thurme des Schloſſes, und man brach auf.

Eine Stunde nach dem Abgang von Epernon war Mayneville immer noch an dem Fenster, von wo aus er, wie wir gesehen, vergebens dem jungen Mann auf der Straße zu folgen versuchte; als diese Stunde abgelaufen, war er viel weniger ruhig und besonders etwas mehr geneigt, auf die Hülfe Gottes zu hoffen, denn er fing an zu glauben, daß ihm die Hülfe der Menschen entging.

Nicht einer von den Soldaten war erschienen; schweigsam und schwarz, erscholl die Straße nur in entfernten Zwischenräumen von dem Getöse einiger Pferde, deren Reiter mit verhängten Zügeln nach Vincennes jagten.

Bei diesem Getöse suchten Herr von Mayneville und die Herzogin ihre Blicke in die Finsterniß zu tauchen, um ihre Leute zu erkennen, um einen Theil von dem, was vorging, zu errathen oder um die Ursache ihres Zögerns zu erfahren.

Als aber dieses Geräusch erloschen war, versank wieder Alles in die frühere Stille.

Dieses fortwährende Hin- und hergehen ohne ein Resultat flößte Mayneville endlich eine solche Unruhe ein, daß er einen von den Leuten der Herzogin zu Pferde steigen ließ, mit dem Befehl, sich bei dem ersten Reiter-Peloton, dem er begegnen würde, zu erkundigen.

Der Bote kehrte nicht zurück.

Als die ungeduldige Herzogin dies sah, schickte sie einen andern ab, der eben so wenig zurückkam, als der erste.

„Unser Officier," sagte nun die Herzogin, stets geneigt, die Dinge unter einer schönen Farbe zu sehen, „unser Officier befürchtete wohl, zu schwach an Leuten zu sein, und so wird er unsere Boten als Verstärkung behalten haben; das ist klug, aber beunruhigend."

„Beunruhigend, ja, sehr beunruhigend," erwiederte Mayneville, dessen Augen den tiefen, düsteren Horizont nicht verließen.

„Mayneville, was kann denn geschehen sein?"

„Ich will ſelbſt zu Pferde ſteigen, und wir werden es erfahren,“ ſprach Mayneville.

Hiebei machte er eine Bewegung, um wegzugehen, doch die Herzogin hielt ihn zurück.

„Ich verbiete es Euch,“ rief die Herzogin, „wer würde denn bei mir bleiben? wer würde, wenn der Augenblick gekommen iſt, alle unſere Officiere, unſere Freunde erkennen? Nein, nein, bleibt, Mayneville, man macht ſich ganz natürlich Befürchtungen, wenn es ſich um ein Geheimniß von dieſer Wichtigkeit handelt; aber in der That, der Plan war zu gut combinirt und beſonders zu ſehr geheim gehalten, als daß es uns nicht gelingen ſollte.“

„Neun Uhr,“ ſprach Mayneville, mehr ſeine eigene Ungeduld, als die Worte der Herzogin erwiederud; „ah! nun verlaſſen die Jacobiner ihr Kloſter und ſtellen ſich längs den Mauern des Hofes auf; vielleicht haben ſie eine beſondere Anzeige.“

„Stille!“ rief die Herzogin, die Hand gegen den Horizont ausſtreckend.

„Was?“

„Stille, horcht!“

Man fing an in der Ferne ein Rollen, ähnlich dem des Donners, zu hören.

„Das iſt die Cavalerie,“ rief die Herzogin, „ſie bringen ihn uns, ſie bringen ihn.“

Und, ihrem brauſenden Charakter gemäß, von der grauſamſten Angſt zu der tollſten Freude übergehend, klatſchte ſie in die Hände und rief:

„Ich habe ihn! ich habe ihn!“

Mayneville horchte immer noch.

„Ja,“ ſagte er, „es iſt ein rollender Wagen, begleitet von galoppirenden Pferden.“

Und er befahl mit voller Stimme:

„Aus den Mauern, meine Väter, aus den Mauern!“

Sogleich öffnete ſich das große Gitter der Priorei,

und in schöner Ordnung kamen die zweihundert bewaffneten Mönche heraus, an deren Spitze Borromée marschirte.

Sie nahmen ihre Stellung quer über die Straße.

Man hörte nun die Stimme von Gorenflot rufen:

„Wartet auf mich, wartet doch auf mich! es ist wichtig, daß ich an der Spitze des Kapitels stehe, um Seine Majestät würdig zu empfangen.“

„Auf den Balcon, Sire Prior, auf den Balcon!“ rief Borromée; „Ihr wißt wohl, daß Ihr uns Alle beherrschen müßt; die Schrift sagt: Du wirst sie beherrschen, wie die Ceder den Isop!“

„Das ist wahr,“ sprach Gorenflot, „das ist wahr; ich vergaß, daß ich diesen Posten gewählt hatte; zum Glück seid Ihr da, um mich daran zu erinnern, Bruder Borromée.“

Borromée gab leise einen Befehl, und unter dem Vorwande der Ehre und der Ceremonie stellten sich vier Brüder auf den Balcon neben den würdigen Prior.

Bald fand sich die Straße, welche in einiger Entfernung von der Priorei eine Biegung bildete, von einer Anzahl von Fackeln beleuchtet, mit deren Hülfe die Herzogin und Mayneville Panzer schimmern und Schwerter glänzen sehen konnten.

Unfähig, sich zu bemächtigen, rief sie:

„Geht hinab, Mayneville, und bringt ihn mir ganz gebunden, ganz von Wachen escortirt.“

„Ja, ja,“ sagte Mayneville zerstreut; „doch Eines beunruhigt mich.“

„Was?“

„Ich höre das verabredete Zeichen nicht.“

„Wozu das Zeichen, da man ihn hat?“

„Aber man hätte ihn, wie mir scheint, erst hier der Priorei gegenüber festnehmen sollen,“ entgegnete Mayneville.

„Sie werden früher eine bessere Gelegenheit gefunden haben.“

„Ich sehe unsern Officier nicht.“

„Ich sehe ihn.“

„Wo?“

„Jene rothe Feder.“

„Alle Teufel, Madame!“

„Was?“

„Jene rothe Feder!“

„Nun?“

„Es iſt Herr von Epernon! Herr von Epernon, den Degen in der Hand!“

„Man hat ihm ſeinen Degen gelaſſen.“

„Beim Tod! er beſiehlt.“

„Unſeren Leuten. Es iſt alſo Verrath?“

„Ei! Madame, es ſind nicht unſere Leute.“

„Ihr ſeid verrückt, Mayneville.“

In dieſem Augenblick ſchwang Loignac an der Spitze des erſten Peloton ein großes Schwert und rief: „Es lebe der König!“

„Es lebe der König!“ wiederholten in voller Begeiſterung mit ihrem furchtbaren gascogniſchen Accent die Fünf und Vierzig.

Die Herzogin erbleichte und ſank auf das Fenſtergeſimſe, als ob ſie ohnmächtig würde.

Düſter und entſchloſſen, nahm Mayneville das Schwert in die Hand; er wußte nicht, ob dieſe Leute im Vorbeiziehen das Haus ſtürmen würden.

Der Zug rückte immer weiter, wie ein Lärm- und Lichwirbel. Er hatte Bel-Esbat erreicht und war nahe daran, die Priorei zu erreichen.

Borromée machte drei Schritte vorwärts. Loignac trieb ſein Pferd gerade gegen den Mönch an, der ihm unter ſeiner wollenen Robe den Kampf anzubieten ſchien.

Doch als ein Mann von Kopf, ſah Borromée, daß Alles verloren war, und faßte ſogleich ſeinen Entſchluß.

„Platz! Platz!“ rief Loignac mit gewaltiger Stimme, „Platz dem König!“

Borromée, der ſeinen Degen unter der Robe gezogen hatte, ſteckte ihn auch unter der Robe wieder in die Scheide.

Elektriſirt durch das Geſchrei, durch das Geräuſch

der Waffen, geblendet durch das Flammen der Fackeln, ſtreckte Gorenflot ſeine mächtige Rechte aus und ſegnete den König mit dem Zeigefinger und dem Mittelfinger vom Balcon herab.

Heinrich, der ſich aus dem Schlage neigte, ſah ihn und begrüßte ihn lächelnd.

Dieſes Lächeln, ein authentiſcher Beweis für die Gunſt, in der der würdige Prior der Jacobiner bei Hofe ſtand, begeiſterte Gorenflot dergeſtalt, daß er ebenfalls: Es lebe der König! mit einer Lunge anſtimmte, welche die Gewölbbogen einer Kathedrale aufzuheben im Stande geweſen wäre.

Doch das übrige Kloſter blieb ſtumm. Es erwartete in der That eine ganz andere Löſung auf dieſe, zwei Monate anhaltenden Manoeuvres und auf das Ergreifen der Waffen, das eine Folge hievon geweſen.

Doch als ein wahrer Soldat hatte Borromée mit einem Blick die Zahl der Vertheidiger des Königs berechnet und ihre kriegeriſche Haltung erkannt. Die Abweſenheit der Parteigänger der Herzogin enthüllte ihm das unſelige Geſchick der Unternehmung: zögern, ſich zu unterwerfen, hieß Alles zu Grunde richten.

Er zögerte alſo nicht, und in dem Augenblick, wo die Bruſt des Pferdes von Loignac an ihn ſtoßen ſollte, rief er; „Es lebe der König!“ mit einer beinahe ſo laut ſchallenden Stimme, als es Gorenflot gethan hatte.

Dann brüllte das ganze Kloſter: „Es lebe der König!“ und ſchwang ſeine Waffen.

„Ich danke, meine ehrwürdigen Väter, ich danke!“ rief die ſcharfe Stimme von Heinrich III.

Heinrich zog an dem Kloſter, welches das Ziel ſeiner Fahrt ſein ſollte, wie ein Wirbel von Feuer, Lärmen und Glorie vorüber und ließ Bel-Esbat in der Finſterniß.

Von dem Balcon herab, durch den vergoldeten Wappenſchild verborgen, hinter dem ſie auf die Kniee geſunken war, ſah, befragte, verſchlang die Herzogin jedes Geſicht, auf das die Fackeln ihr flammendes Licht warfen.

„Ah!“ machte ſie mit einem Schrei, indem ſie einen der Reiter von der Escorte bezeichnete. „Seht! ſeht, Mayneville!“

„Der junge Mann, der Bote des Herrn Herzogs von Mayenne im Dienſte des Königs!“ rief dieſer.

„Wir ſind verloren!“ murmelte die Herzogin.

„Wir müſſen fliehen und zwar raſch, Madame,“ ſprach Mayneville; „heute Sieger, wird der Valois morgen ſeinen Sieg mißbrauchen.“

„Wir ſind verrathen worden!“ rief die Herzogin. „Dieſer junge Mann hat uns verrathen! er wußte Alles!“

Der König war ſchon fern; er war mit ſeinem ganzen Gefolge unter der Porte Saint-Antoine verſchwunden, die ſich vor ihm geöffnet und hinter ihm geſchloſſen hatte.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Chicot König Ludwig XI. dafür ſegnete, daß er die Poſt erfunden, und wie er von dieſer Erfindung Gebrauch zu machen beſchloß.

Chicot, zu welchem zurückzukehren unſere Leſer uns erlauben werden, hatte nach der wichtigen Entdeckung, die er, die Schnüre an der Larve von Herrn von Mayenne durchſchneidend, gemacht, keinen Augenblick zu verlieren, um ſich ſo ſchnell als möglich aus dem Lärmen des Abenteuers zu flüchten.

Zwiſchen dem Herzog und ihm beſtand nun, wie man leicht begreift, ein Kampf auf Leben und Tod. Minder ſchmerzlich in ſeinem Fleiſch, als in ſeiner Eitelkeit verwundet, würde ihm Mayenne, der um dreißig

Streichen mit der Scheide den neuen Degenstich beizufügen hatte, nie verzeihen.

„Auf! auf!“ rief der brave Gascogner, seinen Ritt in der Richtung von Beaugency beschleunigend, „hier oder nie ist die Gelegenheit, auf Postpferden das vereinigte Geld von drei erhabenen Personen, die man Heinrich von Valois, Dom Modeste Gorenflot und Sebastian Chicot nennt, laufen zu lassen.

Gewandt, nicht nur alle Gefühle, sondern auch alle Stellungen nachzuahmen, nahm Chicot sogleich die Miene eines vornehmen Herrn an, wie er in minder precären Lagen die Miene eines guten Bürgers angenommen hatte. Nie war ein Fürst mit größerem Eifer bedient worden, als Chicot, nachdem er sein Pferd verkauft und eine Viertelstunde mit dem Postmeister gesprochen hatte.

Sobald Chicot im Sattel saß, beschloß er, nicht eher anzuhalten, als bis er sich an sicherem Orte glauben würde: er galoppirte daher so rasch, als es ihm die Pferde von dreißig Relais gestatten wollten. Er selbst war wie von Stahl gemacht und schien nach sechzig Meilen, die er in zwanzig Stunden zurückgelegt, nicht im Geringsten ermüdet. *)

Als Chicot in Folge dieser Eile in drei Tagen Bordeaux erreicht hatte, dachte er, es sei ihm nun vollkommen erlaubt, ein wenig Athem zu schöpfen.

Man kann denken, während man galoppirt, man kann sogar kaum etwas Anderes thun. Chicot dachte viel.

Seine Gesandtschaft, welche immer ernster wurde, je mehr er gegen das Ziel seiner Reise vorrückte, seine Gesandtschaft erschien ihm unter einem ganz anderen Lichte, ohne daß wir genau sagen können, unter welchem Lichte sie ihm erschien.

Welchen Fürsten sollte er in dem seltsamen Heinrich finden, den die Einen für einen albernen Menschen, die

*) Es ist immer von französischen Meilen, Lieues, die Rede.

Anderen für einen Feigen und Alle für einen Abtrünnigen ohne Conſequenz hielten? Doch die Meinung von Chicot ſelbſt war nicht die der ganzen Welt. Seit ſeinem Aufenthalt in Navarra hatte der Charakter von Heinrich, wie die Haut der Chamäleons, das dem Reflex des Gegenſtandes unterworfen iſt, auf dem es ſich findet, hatte der Charakter von Heinrich, ſagen wir, den heimathlichen Boden berührend, einige Nuancen erlitten.

Heinrich hatte nämlich genug Raum zwiſchen die königliche Klaue und die koſtbare Haut, die er ſo geſchickt vor jedem Riß geſchützt, zu ſetzen gewußt, um keine Angriffe mehr zu befürchten.

Seine äußere Politik war indeſſen immer noch dieſelbe; er erloſch in dem allgemeinen Lärmen und löſchte mit ſich und um ſich einige berühmte Namen aus, die man in der franzöſiſchen Welt mit Erſtaunen ihr Leuchten auf einer bleichen Krone von Navarra wiederſtrahlen ſah. Wie in Paris, machte er beſtändig ſeiner Frau den Hof, deren Einfluß indeſſen unnütz geworden zu ſein ſchien. Kurz er vegetirte, glücklich, zu leben.

Für den großen Haufen war dies der Gegenſtand hyperboliſchen Spottes.

Für Chicot war es ein Stoff zu tiefem Nachdenken.

So wenig das, was er zu ſein ſchien, wußte Chicot bei den Anderen den Grund unter der Hülle zu errathen. Heinrich von Navarra war für Chicot noch nicht ein errathenes Räthſel, ſondern er war ein Räthſel.

Wiſſen, daß Heinrich von Navarra ein Räthſel und keine reine, einfache Thatſache, hieß ſchon viel wiſſen. Chicot wußte alſo mehr als die übrige Welt, indem er wie jener alte griechiſche Weiſe wußte, daß er nichts wußte.

Da, wo Jedermann die Stirne hoch, das Wort frei, das Herz auf den Lippen vorgetreten wäre, fühlte Chicot, daß man mit gepreßtem Herzen, mit erwogener Rede und die Stirne bedachtſam gefaltet, wie die eines Schauſpielers, gehen mußte.

Diese Nothwendigkeit der Verstellung wurde ihm einmal durch seinen natürlichen Scharfsinn, und sodann durch den Anblick der Orte, die er durchwanderte, eingegeben.

Sobald er sich innerhalb der Gränze des kleinen Fürstenthumes Navarra, eines Landes, dessen Armuth in Frankreich sprüchwörtlich geworden, befand, sah Chicot zu seinem großen Erstaunen nicht mehr auf jedem Gesicht, an jedem Hause, an jedem Stein den Zahn des gräßlichen Elends eingedrückt, der die schönsten Provinzen des herrlichen Frankreichs, die er verlassen, zernagte.

Der Holzhauer, der, den Arm auf das Joch seines Lieblingsochsen gestützt, vorüberzog, das Mädchen mit dem kurzen Rock und dem behenden Gang, nach Art der antiken Choephoren Wasser auf dem Kopfe tragend; der Greis, der, sein weißes Haupt wiegend, ein Lied aus seiner Jugendzeit trällerte; der Hausvogel, der in seinem Bauer umherhüpfte oder an seinem vollen Napfe pickte; das gebräunte Kind, mit den mageren aber nervigen Gliedern, das auf Haufen von Maisblättern spielte; Alles sprach zu Chicot eine lebendige, klare, verständliche Sprache; Alles rief ihm auf jedem Schritt den er vorwärts that, zu:

„Sieh, hier ist man glücklich!“

Bei dem Geräusch von Rädern, welche in ausgehöhlten Wegen knarrten, wurde Chicot oft plötzlich von einem Schrecken erfaßt. Er erinnerte sich der schweren Artillerie, welche die Straßen in Frankreich ausfurchte.

Doch an der Biegung des Weges erschien ihm der Wagen des Winzers mit vollen Fäßern und rothwangigen Kindern beladen. Wenn er in der Ferne einen Flintenlauf hinter einer Hecke von Feigenstauden oder Weinreben erblickte, dachte Chicot an die drei Hinterhalte, die er so glücklich durchgemacht hatte. Es war indessen nur ein Jäger, der, gefolgt, von großen Hunden, durch die an Hasen reiche Ebene zog, um die an Rebhühnern und Haselhühnern reichen Berge zu besteigen.

Obgleich man in der Jahreszeit vorgerückt war, und

Chicot Paris voll von Nebeln und Reifen verlassen hatte, war es doch schön, war es doch warm. Die großen Bäume, welche ihre Blätter noch nicht verloren hatten, die sie im Süden überhaupt nie ganz verlieren, warfen von ihren röthlichen Kronen herab einen blauen Schatten auf den Kreidenboden. Die zarten, reinen, allmälig verschießenden Horizonte spiegelten ganz buntscheckig von Dörfern mit weißen Häusern.

Das Beret auf das Ohr geneigt, ritt der Bearner Bauer auf den Wiesgründen jene kleinen Pferde für drei Thaler, welche unermüdlich auf ihren stählernen Hächsen springen, zwanzig Meilen in einem Zuge zurücklegen, und nie gestriegelt, nie bedeckt, sich schütteln, wenn sie ans Ziel kommen, und das erste das beste Bündel Heidekraut, ihr einziges, ihr genügendes Mahl, abfressen.

„Alle Wetter!“ sagte Chicot, „ich habe die Gascogne nie so reich gesehen, der Bearner lebt wie ein Hahn im Korb.

„Da er so glücklich ist, so hat man allen Grund, zu glauben, daß er, wie sein Schwager, der König von Frankreich sagt, auch gut ist, aber er wird es vielleicht nicht gestehen. In der That, obgleich ins Lateinische übersetzt, ist mir der Brief immer noch peinlich, ich habe beinahe Lust, ihn ins Griechische zu übersetzen.

„Bah! ich habe nie gehört, Henriot, wie ihn sein Schwager Karl IX. nannte, verstehe das Lateinische. Ich werde ihm von meiner lateinischen Uebersetzung eine französische Uebersetzung machen, expurgata, wie man in der Sorbonne sagt.“

Während Chicot diese Betrachtungen ganz leise anstellte, erkundigte er sich ganz laut, wo der König wäre.

Der König war in Nerac. Anfangs glaubte man, er befände sich in Pau, was unsern Boten veranlaßte, bis nach Mont-de-Marsan zu reiten; doch als er hier anlangte, wurde die Topographie des Hofes berichtigt, und Chicot wandte sich nach links, um auf die Straße

nach Nerac zu gelangen, welche er voll von Leuten fand, die vom Markte von Condom kamen.

Man theilte ihm mit, — der Leser erinnert sich: äußerst vorsichtig, wenn es sich darum handelte, die Fragen Anderer zu beantworten, war Chicot selbst ein sehr geschickter und starker Frager, — man theilte ihm mit, sagen wir, daß der König von Navarra ein sehr lustiges Leben führe, und daß er ohne Ruh' und Rast von einer Liebschaft zur andern übergehe.

Chicot war so glücklich gewesen, auf dem Wege mit einem jungen katholischen Priester, einem Schafhändler und einem Officier zusammenzutreffen, welche sich von Mont-de-Marsan an gute Gesellschaft leisteten und, wo man anhielt, bei schwelgerischen Mahlen vertrauliche Gespräche pflogen.

Diese Leute schienen ihm durch ihre ganz zufällige Verbindung vortrefflich das gelehrte, das handeltreibende und das kriegführende Navarra zu vertreten. Der Geistliche erzählte ihm von den Sonneten, die man auf die Liebschaft des Königs mit der schönen Fosseuse, einer Tochter von René Montmorency, Baron von Fosseur, machte.

„Sprecht," sagte Chicot, „wir müssen uns verständigen: man glaubt in Paris, Seine Majestät der König von Navarra sei wahnsinnig in Mademoiselle Le Rebours verliebt."

„Oh!" erwiederte der Officier, „das war in Pau."

„Ja, ja," bestätigte der Geistliche, „das war in Pau."

„Ah! das war in Pau," versetzte der Handelsmann, der als einfacher Bürger am wenigsten gut von den Dreien unterrichtet zu sein schien.

„Wie!" fragte Chicot, „der König hat also in jeder Stadt eine Geliebte?"

„Das könnte wohl sein," antwortete der Officier, „denn so viel mir bewußt ist, war er der Liebhaber von

„Mademoiselle Dayelle, während ich in Castelnaudary in Garnison lag.“

„Wartet, wartet,“ sagte Chicot: „Mademoiselle Dayelle, eine Griechin?“

„So ist es,“ sprach der Geistliche, „eine Cypriotin.“

„Verzeiht,“ sagte der Handelsmann, höchlich erfreut, sein Wort anbringen zu können, „ich bin von Agen.“

„Nun?“

„Ich kann dafür stehen, daß der König Fräulein Tignonville in Agen gekannt hat.“

„Alle Wetter!“ rief Chicot, „was für ein rüstiger Liebhaber! Doch um auf Mademoiselle Dayelle zurückzukommen, deren Familie ich kannte . . .“

„Mademoiselle Dayelle war eifersüchtig und drohte unablässig; sie hatte einen hübschen kleinen gebogenen Dolch, den sie auf den Arbeitstisch legte, und eines Tags reiste der König ab, nahm den Dolch mit, und sagte, er wolle nicht, daß seinem Nachfolger Unglück widerfahre.“

„So daß zu dieser Stunde Seine Majestät ganz Mademoiselle Le Rebours gehört?“ fragte Chicot.

„Im Gegentheil, im Gegentheil,“ erwiederte der Priester, „sie sind entzweit; Mademoiselle Le Rebours war eines Präsidenten Tochter und als solche ein wenig zu stark im Prozeß. Sie hat so viel, in Folge der Eingebungen der Königin-Mutter, gegen die Königin plaidirt, daß das arme Mädchen darüber krank wurde. Die Königin Margot, welche nicht dumm ist, benützte das zu ihrem Vortheil und bestimmte den König, Pau mit Nerac zu vertauschen, wodurch eine Liebschaft abgeschnitten wurde.“

„Also ist die neue Leidenschaft des Königs für die Fossense?“ fragte Chicot.

„Oh! mein Gott, ja, um so mehr, als sie in anderen Umständen ist . . . ein wahrer Wahnsinn!“

„Aber was sagt die Königin?“

„Die Königin?“ versetzte der Officier.

„Ja, die Königin.“

„Die Königin legt ihre Schmerzen zu den Füßen des Crucifixes nieder," sprach der Geistliche.

„Ueberdies weiß die Königin alle diese Dinge nicht," bemerkte der Officier.

„Bah!" entgegnete Chicot, „das ist nicht möglich,"

„Warum?" fragte der Officier.

„Weil Nerac keine so große Stadt ist, daß nicht Alles darin durchsichtig sein muß."

„Ah! was das betrifft, mein Herr," sprach der Geistliche, „es ist dort ein Park und in dem Park sind Alleen von mehr als drei tausend Schritten, ganz mit Cypressen, Platanen und herrlichen Sycomoren bepflanzt; das gibt einen Schatten, daß man am hellen Tag keine zehn Schritte weit sieht. Bedenkt ein wenig, ob man da bei Nacht etwas sehen kann.

„Und dann ist die Königin beschäftigt," sagte der Geistliche.

„Bah! beschäftigt?"

„Ja."

„Und womit, wenn ich fragen darf."

„Mit Gott, mein Herr," antwortete der Priester voll Stolz.

„Mit Gott!" rief Chicot.

„Warum nicht?"

„Ah! die Königin ist fromm?"

„Sehr fromm."

„Doch ich denke, es gibt keine Messe im Pallast," sagte Chicot.

„Da habt Ihr ganz Unrecht, mein Herr. Keine Messe! haltet Ihr uns denn für Heiden? Erfahret, mein Herr, daß, wenn der König mit seinen Edelleuten in die Predigt geht, die Königin sich in einer Privatkapelle Messe lesen läßt."

„Die Königin?"

„Ja, ja."

„Die Königin Margarethe?"

„Die Königin Margarethe, so daß ich, ein unwür-

diger Priester, zwei Thaler erhalten habe, weil ich zweimal in dieser Kapelle functionirte. Ich habe sogar eine sehr schöne Predigt über den Text gehalten:

„„Gott hat das gute Korn vom Unkraut geschieden.““

„Im Evangelium steht: Gott wird es scheiden; doch da das Evangelium schon sehr lange geschrieben ist, so nahm ich an, die Sache sei abgemacht.“

„Und der König hat Kenntniß von der Rede bekommen?“ fragte Chicot.

„Er hat sie angehört.“

„Ohne sich zu ärgern?“

„Im Gegentheil, er hat sehr viel Beifall gespendet.“

„Ihr setzt mich in Erstaunen,“ rief Chicot.

„Es ist beizufügen, daß man nicht nur der Predigt oder der Messe nachläuft; es gibt gute Mahle im Schloß, die Spaziergänge nicht zu rechnen; ich denke, nirgends in Frankreich werden die Schnurrbärte mehr spazieren getragen, als in den Alleen von Nerac.“

Chicot hatte mehr Auskunft erhalten, als er brauchte, um einen ganzen Plan zu bauen.

Er kannte Margarethe, denn er hatte sie in Paris Hof halten sehen, und er wußte, daß sie, wenn sie in Liebesangelegenheiten wenig hellsehend war, irgend einen Grund haben mußte, sich eine Binde um die Augen zu befestigen.

„Alle Wetter!“ sagte er, „bei meiner Treue, die Cypressen-Alleen und drei tausend Schritte Schatten traben mir unangenehm durch den Kopf. Ich, der ich von Paris komme, soll in Nerac Leuten die Wahrheit [illegible], welche Alleen von drei tausend Schritten und Sch[illegible]n haben, daß die Frauen ihre Männer nicht mit ihren Geliebtinnen spazieren gehen sehen. Corbioul man wird mich dort zerhacken, um mich so viele reizende Spaziergänge stören zu lehren.

„Zum Glück kenn ich die Philosophie des Königs, und ich hoffe auf sie. Ueberdies bin ich Botschafter . . . ein geheiligtes Haupt. Vorwärts!“

Und er setzte seinen Marsch fort . . .

Chicot kam gegen Abend nach Nerac, gerade zur Stunde der Promenaden, welche den König von Frankreich und seinen Botschafter so sehr beschäftigten.

Chicot konnte sich übrigens von der Leichtigkeit der königlichen Sitten durch die Art und Weise überzeugen, wie er zur Audienz zugelassen wurde.

Ein einfacher Bedienter öffnete ihm die Thüre des Salon, dessen Zugänge ganz buntscheckig mit Blumen besetzt waren; über diesem Salon lagen das Vorzimmer des Königs und das Zimmer, das er bei Tag zu bewohnen liebte, um die Audienzen zu ertheilen, mit denen er so verschwenderisch.

Ein Officier, sogar nur ein Page meldete es ihm, wenn ein Besuch kam. Dieser Officier oder dieser Page lief dem König nach, bis er ihn an irgend einem Orte, wo er gerade war, fand. Der König kam auf die einfache Aufforderung und empfing den Bittsteller.

Chicot war ganz gerührt über diese anmuthige Leichtigkeit. Er hielt den König für gut, lauter und sehr verliebt.

Dies war noch viel mehr seine Ansicht, als er am Ende einer Allee, nicht von drei tausend Schritten, sondern von zwölf bis fünfzehn, am Ende einer gekrümmten, mit blühenden Oleandern besetzten Allee, einen schlechten Filzhut auf dem Kopf, mit einem braungelben Wamms und grauen Stiefeln den König von Navarra ganz heiter, ein Bilboquet in der Hand, kommen sah.

Heinrich hatte eine glatte Stirne, als ob ihn keine Sorge mit ihrem Flügel zu berühren wagte, einen lachenden Mund, ein von Sorglosigkeit und Gesundheit glänzendes Auge.

Während er sich näherte, riß er mit der linken Hand Blumen von der Einfassung ab.

„Wer will mich sprechen?“ fragte er seinen Pagen.

„Sire, ein Mann, der halb das Aussehen eines vornehmen Herrn, halb das eines Kriegers hat.“

Chicot hörte dieſe Worte, ging freundlich auf ihn zu und ſprach:

„Ich, Sire.“

„Ah!“ rief der König, ſeine Arme zum Himmel erhebend, „Herr Chicot in Navarra, Herr Chicot bei uns, Ventre-ſaint-gris! ſeid willkommen, mein lieber Herr Chicot.“

„Tauſend Dank, Sire.“

„Gott ſei Dank, ganz lebendig?“

„Ich hoffe es wenigſtens, theurer Sire,“ ſprach Chicot entzückt über dieſen Empfang.

„Ah! parbleu,“ rief Heinrich, „wir trinken miteinander ein Gläschen Limour-Wein, über den Ihr mir Euer Urtheil ſagen möget. Ihr gewährt mir in der That eine große Freude, Herr Chicot, ſetzt Euch hierher.“

Und er deutete auf eine Raſenbank.

„Nie, Sire,“ erwiederte Chicot ſich ſträubend.

„Habt Ihr denn zwei hundert Meilen gemacht, um mich zu beſuchen, damit ich Euch ſtehen laſſe? Nein, Herr Chicot, ſetzt Euch, ſetzt Euch, man plaudert nur ſitzend gut.“

„Aber, Sire, die Ehrfurcht . . .“

„Ehrfurcht bei uns, in Navarra? Du biſt ein Narr, mein armer Chicot, wer denkt denn daran?“

„Nein, Sire,“ entgegnete Chicot, „ich bin kein Narr, ich bin Botſchafter.“

Eine leichte Falte bildete ſich auf der Stirne des Königs; doch ſie verſchwand ſo raſch, daß Chicot, ſo ſehr er auch Beobachter war, nicht die Spur davon erkannte.

„Botſchafter,“ ſagte Heinrich mit einem Erſtaunen, das er naiv zu machen ſuchte, „Botſchafter, von wem?“

„Botſchafter von König Heinrich III. Ich komme von Paris und vom Louvre, Sire.“

„Ah! das iſt etwas Anderes,“ verſetzte der König, indem er mit einem Seufzer von der Raſenbank aufſtand. „Geht, Page, laßt uns allein. Bringt Wein in den

erſten Stock in mein Zimmer, nein, in mein Cabinet. Kommt mit mir, Chicot, daß ich Euch führe."

Chicot folgte dem König von Navarra. Heinrich ging raſcher, als da er durch ſeine Oleander-Allee zurückkam.

„Welch ein Elend!" dachte Chicot, „ich ſoll dieſen ehrlichen Mann in ſeinem Frieden und in ſeiner Unwiſſenheit ſtören. Baſta! er wird Philoſoph ſein."

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Wie der König von Navarra errieth, daß Turennius, Turenne und Margot Margot bedeutete.

Das Cabinet des Königs von Navarra war, wie man ſich denken kann, nicht ſehr koſtbar. Seine Bearniſche Majeſtät war nicht reich und machte mit dem Wenigen, was ſie beſaß, keine Tollheiten. Dieſes Cabinet nahm mit dem Prunkſchlafgemach den ganzen rechten Flügel des Schloſſes ein, ein Corridor lief an dem Vorzimmer oder dem Zimmer der Wachen und am Schlafzimmer hin; dieſes Corridor führte zu dem Cabinet.

Von dieſem geräumigen Gemach, das ziemlich anſtändig ausgeſtattet war, obgleich man darin keine Spur vom königlichen Luxus fand, erſtreckte ſich der Blick auf herrliche Wiesgründe am Ufer des Fluſſes.

Große Bäume, Weiden und Platanen, verbargen den Lauf des Fluſſes, ohne die Augen zu hindern, ſich von Zeit zu Zeit zu blenden, wenn der Fluß, wie ein mythologiſcher Gott aus ſeinem Blätterwerk hervortretend, in der Sonne des Mittags ſeine goldenen Schuppen oder im

Monde der Mitternacht seine silbernen Draperien glänzen ließ.

Die Fenster gingen also einerseits auf dieses magische Panorama, das sich in der Ferne in einer am Tage ein wenig von der Sonne verbrannten Hügelkette endigte, welche jedoch am Abend den Horizont durch bläulichrothe Tinten von wunderbarer Durchsichtigkeit schloß und andererseits auf den Hof des Pallastes: so im Osten und im Westen durch diese doppelte Reihe einander entsprechender Fenster beleuchtet, hier roth, dort blau, bot der Saal einen herrlichen Anblick, wenn er mit Wohlgefallen den ersten goldenen Glanz der Sonne oder den perlmutterartigen Azur des zunehmenden Mondes wiederstrahlte.

Es ist nicht zu leugnen, diese natürlichen Schönheiten nahmen Chicot weniger in Anspruch, als die Einrichtung und Vertheilung dieses Cabinets, der gewöhnlichen Wohnung von Heinrich. In jedem Geräthe schien der verständige Gesandte in der That einen Buchstaben zu suchen, und dies mit um so größerer Aufmerksamkeit, als ihm die Gesammtheit dieser Buchstaben den Schlüssel zu dem Räthsel geben sollte, nach dem er schon so lang und besonders auf seinem ganzen Wege geforscht hatte.

Der König setzte sich mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit und mit seinem ewigen Lächeln in einen großen Lehnstuhl von Hirschleder mit vergoldeten Nägeln, aber wollenen Fransen; um ihm zu gehorchen, stellte Chicot ihm gegenüber ein Tabouret, das auf dieselbe Art überzogen und mit ähnlichen Zierrathen bereichert war.

Heinrich schaute Chicot mit allen seinen Augen und, wie wir schon gesagt, mit einem Lächeln, doch zu gleicher Zeit auch mit einer Aufmerksamkeit an, die ein Höfling ermüdend gefunden hätte.

„Ihr werdet mich für sehr neugierig halten, mein lieber Herr Chicot," begann der König; „doch das ist stärker als ich: ich glaubte so lange, Ihr wäret todt, daß ich mich trotz der großen Freude, die mir Eure Auferstehung bereitet, nicht in den Gedanken, Ihr lebet, finden

kann. Warum seid Ihr denn plötzlich aus dieser Welt verschwunden?"

„Eh! Sire," erwiederte Chicot mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, „Ihr seid wohl auch aus Vincennes verschwunden. Jeder macht sich nach Maßgabe seiner Mittel und besonders seines Bedürfnisses unsichtbar."

„Ihr habt immer mehr Witz als jeder Andere, mein lieber Herr Chicot," sagte Heinrich, „und daran erkenne ich hauptsächlich, daß ich nicht mit Eurem Schatten spreche."

Dann nahm er eine ernste Miene an und fügte bei:

„Doch sagt, wollen wir den Witz bei Seite lassen und von unsern Angelegenheiten sprechen?"

„Wenn es Eure Majestät nicht zu sehr ermüdet, so bin ich zu Befehl."

Das Auge des Königs funkelte.

„Mich ermüden?" versetzte er und fuhr dann ruhig fort: „Es ist wahr, ich roste hier ein, doch ich bin nicht müde, so lange ich nichts gethan habe. Wohl hat Heinrich heute seinen Körper da und dorthin geschleppt, doch der König hat seinen Geist noch nicht in Thätigkeit gesetzt."

„Sire, das ist mir sehr erfreulich," erwiederte Chicot; „Botschafter eines Königs, Eures Verwandten und Freundes, habe ich Aufträge von sehr zarter Natur bei Eurer Majestät zu vollziehen."

„Sprecht geschwinde, denn Ihr reizt meine Neugierde."

„Sire . . ."

„Zuerst Euer Beglaubigungsschreiben; ich weiß, dies ist eine unnöthige Förmlichkeit, da Ihr bei mir erscheint; doch ich will Euch beweisen, daß wir, obgleich ein Bearner Bauer, unsere Pflichten als König kennen."

„Sire, ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, doch Alles, was ich an Beglaubigungsschreiben besaß, habe ich im Flusse ersäuft, ins Feuer geworfen, in die Luft gestreut."

„Und warum dies, lieber Herr Chicot?"

„Weil man, wenn man ſich mit einer Botſchaft beauftragt nach Navarra begibt, nicht reiſt, wie man reiſt, um in Lyon Tuch zu kaufen, und weil man, wenn man die gefährliche Ehre hat, königliche Briefe bei ſich zu tragen, Gefahr läuft, ſie nur zu den Todten zu tragen.“

„Das iſt wahr,“ ſprach Heinrich äußerſt leutſelig, „die Straßen ſind nicht ſicher und in Navarra ſehen wir uns in Ermangelung von Geld darauf angewieſen, der Redlichkeit der Bauern zu vertrauen; ſie ſind indeſſen nicht ſehr diebiſch.“

„Wie!“ rief Chicot, „es ſind Lämmer, es ſind kleine Engel, Sire, doch nur in Navarra.“

„Ah! ah!“ machte Heinrich.

„Ja, aber außerhalb Navarra trifft man Wölfe und Geier um jede Beute; ich war eine Beute, Sire, und hatte ſomit meine Geier und meine Wölfe.“

„Die Euch indeſſen nicht ganz aufgefreſſen haben, wie ich mit Vergnügen ſehe.“

„Bei Gott! Sire, das iſt nicht ihr Fehler, ſie haben zu dieſem Behufe Alles gethan, was ſie thun konnten; aber ſie fanden mich zu zäh und konnten meine Haut nicht angreifen; doch laſſen wir, wenn es Euch beliebt, Sire, die Einzelnheiten meiner Reiſe, es ſind dies müßige Dinge, und kehren wir zu unſerem Beglaubigungsſchreiben zurück.“

„Da Ihr keines habt, ſo ſcheint es mir ſehr unnöthig, darauf zurückzukommen,“ ſagte Heinrich.

„Nämlich ich habe jetzt keines, aber ich hatte eines.“

„Ah! das iſt gut, gebt es, Chicot.“

Heinrich ſtreckte die Hand aus.

„Darin liegt das Unglück, Sire,“ ſprach Chicot, „ich beſaß einen Brief, wie ich Eurer Majeſtät zu ſagen die Ehre hatte, und wenige Leute würden ihn beſſer bewahrt haben.“

„Ihr habt ihn verloren?“

„Ich beeilte mich, ihn zu vernichten, Sire, denn Herr von Mayenne lief mir nach, um ihn mir zu rauben.“

„Der Vetter Mayenne?“

„In Person.“

„Zum Glück läuft er nicht stark. Legt er immer noch an Fett zu?“

„Alle Wetter! in diesem Augenblick glaube ich nicht.“

„Und warum dies?“

„Weil er, begreift wohl, Sire, laufend das Unglück hatte, mich einzuholen, und bei diesem Zusammentreffen bekam er, meiner Treue! einen guten Degenstich.“

„Und wie ging es mit dem Brief?“

„Vom Brief keinen Schatten, in Folge der Vorsicht, die ich gebraucht hatte.“

„Bravo! Ihr hattet Unrecht, mir Eure Reise nicht erzählen zu wollen, Herr Chicot, theilt mir das umständ- mit, es interessirt mich ungemein.“

„Eure Majestät ist sehr gut.“

„Nur beunruhigt mich Eines.“

„Was?“

„Ist der Brief für Herrn von Mayenne vernichtet, so ist er es auch für mich; wie werde ich also erfahren, was mir mein guter Schwager Heinrich geschrieben hat, da der Brief nicht mehr besteht?“

„Verzeiht, Sire, er besteht in meinem Gedächtniß.“

„Wie dies?“

„Ehe ich ihn zerriß, habe ich ihn auswendig gelernt.“

„Ein vortrefflicher Gedanke, Herr Chicot, ganz vortrefflich, und ich erkenne darin den Geist eines Landsmannes. Ihr werdet ihn mir vorsagen, nicht wahr?“

„Gern, Sire.“

„So, wie er war, ohne etwas daran zu verändern?“

„Ohne einen einzigen Widersinn zu machen.“

„Wie sagt Ihr?“

„Ich sage, ich werde ihn Euch getreu wiederholen; obwohl ich die Sprache nicht kenne, habe ich doch ein gutes Gedächtniß.“

„Welche Sprache?“

„Die lateiniſche.“

„Ich verſtehe Euch nicht,“ ſagte Heinrich, indem er ſeinen klaren Blick auf Chicot heftete. „Ihr ſprecht von Lateiniſch, von Brief . . .“

„Allerdings.“

„Erklärt Euch; war denn der Brief meines Schwagers lateiniſch geſchrieben?“

„Oh! ja, Sire.“

„Warum lateiniſch?“

„Ah! Sire, ohne Zweifel, weil das Lateiniſche eine verwegene Sprache iſt, eine Sprache, welche Alles zu ſagen weiß, eine Sprache, in der Perſius und Juvenal die Irrthümer und den Unſinn der Könige verewigt haben.“

„Der Könige?“

„Und der Königinnen, Sire.“

Die Brauen des Königs zogen ſich über ſeinen tiefen Augenhöhlen zuſammen.

„Ich will ſagen, der Kaiſer und der Kaiſerinnen,“ verbeſſerte Chicot.

„Ihr verſteht alſo das Lateiniſche, Herr Chicot,“ ſprach Heinrich mit kaltem Tone.

„Ja und nein, Sire.“

„Ihr ſeid ſehr glücklich, wenn dies der Fall iſt, denn Ihr habt einen ungeheuren Vortheil vor mir, der ich es nicht verſtehe; ich konnte auch nie mit Ernſt der Meſſe beiwohnen, wegen dieſes verteufelten Lateiniſch; Ihr verſteht es alſo?“

„Man hat es mich leſen gelehrt, Sire, wie auch das Griechiſche und das Hebräiſche.“

„Das iſt ſehr bequem, Herr Chicot, Ihr ſeid ein lebendiges Buch.“

„Eure Majeſtät hat das rechte Wort gefunden, ein lebendiges Buch. Man druckt einige Seiten in mein Gedächtniß, man ſchickt mich wohin man will, ich komme an, man lieſt mich und verſteht mich.“

„Oder man verſteht Euch nicht.“

„Wie ſo, Sire?“

„Bei Gott! wenn man die Sprache nicht verſteht, in der Ihr gedruckt ſeid.“

„Oh! Sire, die Könige verſtehen Alles.“

„Das ſagt man dem Volk, Herr Chicot, und die Schmeichler ſagen es den Königen.“

„Sire, dann iſt es unnöthig, daß ich Eurer Majeſtät den Brief wiederhole, den ich auswendig gelernt habe, da weder der eine noch der andere von uns ihn begreifen wird.“

„Hat das Lateiniſche nicht viel Aehnlichkeit mit dem Italieniſchen?“

„Man behauptet es.“

„Und mit dem Spaniſchen?“

„Sehr viel, wie man ſagt.“

„So verſuchen wir es; ich verſtehe ein wenig Italieniſch, mein gascogniſches Patois gleicht ſehr dem Spaniſchen, und ich werde das Lateiniſche vielleicht begreifen, ohne es je gelernt zu haben.“

Chicot verbeugte ſich.

„Eure Majeſtät befiehlt alſo?“

„Ich bitte Euch, Herr Cricot.“

Chicot begann folgende Phraſe, die er mit allen Arten von Umſchweifen bemäntelte:

„Frater carissime,

„Sincerus amor, quo te prosequebatur germanus noster Carolus nonus, functus nuper, colet usque regiam nostram et pectori meo pertinaciter adheret.“

Heinrich verzog keine Miene, doch bei dem letzen Worte unterbrach er Chicot mit einer Geberde und ſagte;

„Wenn ich mich nicht ſehr täuſche, iſt in dieſem

Satz von Liebe, von Hartnäckigkeit und von meinem Schwager Karl IX. die Rede?"

„Ich möchte nicht nein sagen," erwiederte Chicot; „das Lateinische ist eine so schöne Sprache, daß dies Alles in einem einzigen Satz enthalten sein könnte."

„Fahrt fort," sprach der König.

Chicot fuhr fort.

Der Bearner hörte mit demselben Phlegma alle Stellen an, wo von seiner Frau und von dem Vicomte von Turenne die Rede war; bei dem letzten Worte aber fragte er:

„Turennius, bedeutet das nicht Turenne?"

„Ich denke wohl, Sire."

„Und Margota, wäre das nicht der kleine freundschaftliche Name, den meine Schwäger Karl XI. und Heinrich III. ihrer Schwester, meiner vielgeliebten Gemahlin Margarethe, gaben?"

„Ich kann dies nicht als unmöglich ansehen," erwiederte Chicot. Und er fuhr in seiner Uebertragung bis zum Ende des letzten Satzes fort, ohne daß ein einziges Mal das Gesicht des Königs seinen Ausdruck veränderte.

Endlich hielt er an, nachdem er die Schlußworte mit einem ganz sonderbaren Schnarren gesprochen hatte.

„Seid Ihr zu Ende?" fragte Heinrich.

„Ja, Sire."

„Das muß herrlich sein."

„Nicht wahr, Sire?"

„Welch ein Unglück, daß ich nur die zwei Worte: Turennius und Margota, verstanden habe."

„Ein unwiederbringliches Unglück, Sire, wenn sich Eure Majestät nicht entschließt, den Brief durch irgend einen Geistlichen übersetzen zu lassen."

„Oh! nein," rief Heinrich lebhaft. „Und Ihr selbst, Herr Chicot, der Ihr bei Eurer Botschaft mit so viel Discretion zu Werke gegangen seid, daß Ihr das Original der Schrift habt verschwinden lassen, werdet mir

nicht rathen, dieſen Brief irgend einer Oeffentlichkeit zu übergeben?"

„Ich ſage das nicht, Sire."

„Aber Ihr denkt es?"

„Ich denke, da Eure Majeſtät mich gefragt, daß der Brief des Königs, Eures Schwagers, mir ſo ſorgfältig empfohlen und an Eure Majeſtät durch einen beſondern Abgeſandten expedirt, vielleicht da und dort etwas Gutes enthält, wovon Eure Majeſtät Gebrauch machen könnte."

„Ja, doch um das Gute Jemand anzuvertrauen, müßte ich zu irgend Jemand volles Zutrauen haben."

„Gewiß."

„Nun, ſo thut Eines," ſprach Heinrich, wie von einem Gedanken erleuchtet.

„Was?"

„Sucht meine Frau Margota auf; ſie iſt gelehrt; tragt Ihr den Brief vor, und ſie wird ihn verſtehen ... Und dann wird ſie mir ihn ganz natürlich erklären."

„Ah! das iſt bewunderungswürdig!" rief Chicot. „Eure Majeſtät ſpricht goldene Worte."

„Nicht wahr? Geht alſo!"

„Ich laufe, Sire."

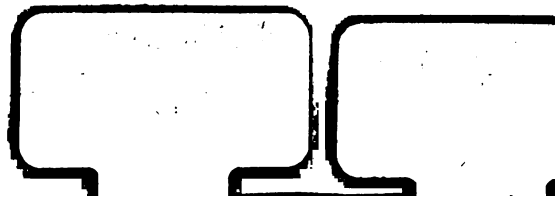
„Verändert nicht ein Wort an dem Briefe."

„Das wäre mir unmöglich. Ich müßte das Lateiniſche verſtehen, und ich verſtehe davon höchſtens irgend einen barbariſchen Ausdruck."

„Geht, geht, mein Freund, geht."

Chicot erbat ſich die nöthige Auskunft, um die Königin zu finden und verließ Heinrich, mehr als je überzeugt, Heinrich ſei ein Räthſel.

MAR 3 - 1950



MAR 5 - 19[illegible]